



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Vermessene Intelligenz. Zur Darstellung der Intelligenz-
diagnostik in Lehrbüchern der Psychologie. Eine
kritische Diskursanalyse“

verfasst von / submitted by

Xenia Lange BSc

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Science (MSc)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066840

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Psychologie UG2002

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

Danksagung

Zur Entstehung dieser Arbeit haben einige Menschen wesentlich beigetragen. Ich möchte mich hiermit bei diesen Menschen bedanken.

Ohne die Arbeit und Lehre von Thomas Slunecko wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen und ich bin sehr dankbar für die wichtigen Impulse, die für mich von seiner Arbeit ausgehen. Ich möchte mich auch für seine Unterstützung und die engagierte Betreuung meiner Arbeit bedanken.

Ich möchte außerdem meiner Schwester Alexandra für ihren Rückhalt und den unermüdlichen Glauben an mich danken. To und Florence für die bereichernden Gespräche und das gemeinsame Denken, Tina für die schönste Gesellschaft in den Bibliotheken Berlins, Denis, Anna und Emilia für ihre Unterstützung und ein zweites Zuhause in Wien. Und schließlich Jonathan, dessen Liebe und Langmut mich durch die teilweise schwere Zeit des Schreibens getragen haben.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
1.1	Zur vorliegenden Arbeit	7
1.2	Zum eigene Standpunkt	12
2	Zum Forschungsprojekt	16
2.1	Zur Entstehung des Forschungsinteresses	16
2.2	Zu den Forschungsfragen	19
3	Zur theoretischen Rahmung psychologischen Wissens	20
3.1	Einleitung.....	20
3.2	Die Repressionshypothese der Macht.....	22
3.3	Bio-Macht	22
3.4	Disziplinarmacht.....	25
3.4.1	Die hierarchische Überwachung	25
3.4.2	Die normierende Sanktion.....	27
3.4.3	Die Prüfung	30
3.4.4	Ökonomie der Sichtbarkeit, dokumentierte Individualität	30
3.4.5	Objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung	32
3.5	Der Macht/Wissen Komplex, Wahrheit und das Subjekt.....	33
3.6	Intelligenzdiagnostik und Disziplinarmacht.....	34
4	Zur Geschichte der Intelligenzdiagnostik	38
4.1	Einleitung.....	38
4.2	Die Anfänge der Differentiellen Psychologie: Sir Francis Galton	40
4.2.1	Zum sozialhistorischen Hintergrund	41
4.2.2	Evolutionstheoretische Einflüsse	44
4.2.3	Eugenik.....	47

4.2.4	Statistische Normalverteilung und Intelligenz	48
4.2.5	Sozialer Status und die Gauß-Kurve	50
4.2.6	Differentialpsychologische Forschung.....	53
4.3	Alfred Binet	55
4.4	Charles Spearman und der Generalfaktor der Intelligenz.....	59
4.5	Intelligenzdiagnostik und eugenische Politik	64
4.5.1	Goddard, Terman, Yerkes und die amerikanische Intelligenztestbewegung	67
4.6	Intelligenztests nach dem 1. Weltkrieg: Zwillings- und Adoptionsforschung, vergleichende Intelligenzforschung, neurowissenschaftliche Studien.....	72
5	Methodenteil: Diskursanalyse	76
5.1	Zu den theoretischen Grundlagen der Kritischen Diskursanalyse.....	77
5.2	Struktur von Diskursen	83
5.3	Methodisches Vorgehen: Materialsammlung, Struktur- und Feinanalyse	85
6	Empirie	96
6.1	Zum Forschungsprozess	96
6.1.1	Materialkorpus	96
6.1.2	Strukturanalyse	97
6.1.3	Themensammlung	98
6.1.4	Auswahl der Diskursfragmente für die Feinanalyse	100
7	Empirische Untersuchung	102
7.1	Kontextanalyse	102
7.1.1	Zum historisch-sozialen Kontext	102
7.1.2	Institutionell-organisatorischer Kontext.....	104
7.1.3	Zum situativen Kontext.....	105
7.2	Feinanalyse	107
7.2.1	Textoberfläche.....	108

7.3	Sprachliche Feinanalyse	109
7.3.1	Feinanalyse des Kapitels 1 Grundlagen	109
7.3.2	Feinanalyse des Unterkapitels 4.3.1 Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman.....	137
7.3.3	Feinanalyse des Unterkapitels 5.3.6 Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf ...	154
8	Darstellung der Ergebnisse	169
8.1	Zur Fassung individueller Differenzen entlang von Hierarchie, Norm und Abweichung	170
8.1.1	Zur Messbarkeit von Intelligenz	172
8.1.2	Zur „Normalverteilung“ der Intelligenz	179
8.2	Zu Vereinnahmung und Gebrauch der Bezeichnung Intelligenz	186
8.2.1	Zur Bedeutsamkeit von Intelligenz	187
8.2.2	Zu Definition und Gebrauch des Begriffes Intelligenz	188
8.2.3	Zur Etablierung des g-Faktors.....	192
8.2.4	Zur Diskreditierung anderer Intelligenzmodelle	197
8.3	Zur Hierarchisierung von Individuen und Gruppen durch Intelligenzdiagnostik ...	199
8.3.1	Zur Blicklenkung auf das Individuum und zum Absehen von sozialen Einflussfaktoren	200
8.3.2	Klasse, Ethnie, Geschlecht	208
8.3.3	Zur vermeintlichen Neutralität der Psychologie	212
8.4	Zum Umgang mit der Geschichte der Intelligenzdiagnostik.....	214
8.5	Zusammenfassung	220
9	Literaturverzeichnis.....	225
10	Anhang	230
10.1	Untersuchte Lehrbücher	230
10.2	Textgrundlagergrundlage der Feinanalyse	230
10.3	Abbildungsverzeichnis.....	246

10.4	Abstract (Deutsch)	250
10.5	Abstract (English)	251

1 Einleitung

1.1 Zur vorliegenden Arbeit

Die Wochenzeitung „*Die Zeit*“ fragt in dem Titelthema der Ausgabe vom 28. März 2019 „Werden wir immer dümmer?“. In dem Dossier-Artikel „Wir waren mal schlauer“ (Bleuel, Heinen & Stelzer, 2019) erfolgt unter Bezugnahme auf die psychologische Intelligenzforschung eine eindeutige Antwort. Der Artikel beschäftigt sich mit dem sogenannten umgekehrten Flynn-Effekt, der seit 2004 nicht nur in wissenschaftlichen Diskursen diskutiert wird. Nachdem der Philosophieprofessor James Flynn 1984 eine Arbeit über die Zunahme von IQ-Werten veröffentlichte und die Beobachtung mitteilte, dass in dem Zeitraum zwischen 1932 und 1978 in der amerikanischen Bevölkerung der durchschnittliche IQ-Wert um 13,8 Punkte zugenommen habe (Flynn, 1984), konnte eine Zunahme der erzielten IQ-Werte auch in zahlreichen anderen Ländern beobachtet werden (Flynn, 1999). Die Ursachen für eine stete Zunahme der erzielten durchschnittlichen IQ-Punkte in Intelligenztests wurden daraufhin kontrovers diskutiert. Neben einer ausreichenden und gesünderen Ernährung, besseren Anregungsbedingungen durch Eltern und das Bildungssystem wurde auch eine kulturelle Verbreitung und Vertrautheit mit den gängigen Test-Items von Intelligenztests als Ursache diskutiert (Bleuel et al., 2019, S. 14). In dem genannten Zeit-Artikel geht es nun um die Beobachtung, dass dieser sogenannte „Flynn-Effekt“ sich umgekehrt habe: statt einer steten Zunahme der Testwerte seien seit einigen Jahren stetig abfallende Werte in der westlichen Welt gemessen worden (Bleuel et al., 2019). Die Autorinnen des Artikels schreiben hierzu:

„Denn wir Menschen, die wir uns über Jahrhunderte immer weiter perfektioniert haben, die wir in den letzten Jahrzehnten schlauer und schlauer wurden, wie die meisten Intelligenzforscher sagen, wir sind offenbar dabei, Stück für Stück, IQ-Punkt für IQ-Punkt etwas von unserem Verstand einzubüßen.“ (a.a.O., S. 13)

Neben dem alarmistischen Ton fällt der hohe Glaubwürdigkeitsgrad auf, welcher der Intelligenztestung sowie den Intelligenzforscher*innen hier zugesprochen wird. Diese scheinen aus der Sicht der Autorinnen dazu in der Lage zu sein, das Ausmaß unseres Verstandes zu erfassen und Auskunft über den Grad unserer Perfektion geben zu können. Der „Verlust“ von IQ-Punkten wird mit dem stückweisen Verlust des

Verstandes gleichgesetzt, womit impliziert ist, dass es eine Korrespondenz zwischen der Anzahl von IQ-Punkten und dem Ausmaß des Verstandes gäbe.

Interessant ist der Artikel deshalb, weil er beispielhaft zeigt, wie weit ein psychologischer Spezialdiskurs in die Gesellschaft hineinwirkt und von medialen Diskursen gestreut wird. So wird in dem Artikel über die Standardisierung von sogenannten Intelligenzwerten geschrieben:

„Hundert ist der Standard, die nicht so Schlaunen haben weniger, die besonders Schlaunen mehr. Unter 85 gilt man als unterdurchschnittlich, über 115 als überdurchschnittlich intelligent.“ (ebd.)

Dass die Grundannahmen der Intelligenzdiagnostik, sowie die messtechnischen Prinzipien der Durch-, Über- und Unterdurchschnittlichkeit auch vielen Menschen bekannt sind, die sich nicht mit psychologischer Diagnostik beschäftigt haben, ist insofern bemerkenswert, als dass ein wissenschaftlicher Diskurs offenbar Eingang gefunden hat in das Wissenschafts- und Selbstverständnis einer ganzen Gesellschaft: es ist allgemein bekannt, dass die Spezialdisziplin Psychologie über Tests verfügt, durch die „geistige Leistungsfähigkeit“ erfasst werden kann, wodurch jede einzelne Person hinsichtlich dieser „Leistungsfähigkeit“ gemessen und in Bezug zu anderen gesetzt werden kann. Die in dem Artikel anklingende Gleichsetzung von IQ-Wert und Intelligenz, Verstand oder „schlau“ sein, ist hierbei für eine mediale Rezeption des wissenschaftlichen Diskurses zur Intelligenzdiagnostik typisch. „How deeply IQ tests, or the mythology surrounding them, have entered the national consciousness is evident from the virtually standard use of “IQ” as a synonym for “intelligence” schreiben Elain und Harry Mensh (1991, S. XI). Doch nicht nur die Gleichsetzung von Intelligenzwerten mit *der Intelligenz* selbst zeugt von einem umfassenden Rezeptionserfolg psychologischer Deutungshoheit über abstrakte, schillernde Begriffe. Auch die Anerkennung von Intelligenztests als Werkzeuge eines umfassenden Bevölkerungs-Monitorings hinsichtlich der gesamtgesellschaftlichen Leistungsoptimierung kommt in dem Zeit-Artikel gut zum Ausdruck. Nicht nur Individuen, sondern eine ganze Gesellschaft muss sich nach den Kriterien der Intelligenzdiagnostik messen lassen, um erfassen zu können, ob sie sich in ihrer Leistungsfähigkeit steigert oder zurückfällt. Darin impliziert ist eine Orientierung der Gesellschaft an Diagnosekriterien und Intelligenzkonstrukten, sowie einem generellen Leistungsanspruch.

Zu möglichen Erklärungsansätzen des negativen Flynn-Effektes schreiben die Autorinnen: „Manche davon sind kleine Bomben, die in der Lage sind, eine Gesellschaft zu sprengen“ (Bleuel et al., 2019, S. 14). Hiermit wird auf vermeintliche „dysgenische Effekte“ (ebd.) angespielt, verursacht durch „Kinder von Einwanderern mit ihren bildungsfernen Familien“ (ebd.) und dem Umstand, dass „die Armen und Ungebildeten [...] mehr Kinder als die Reichen und Gebildeten“ (ebd.) bekämen. Diese „Bomben“ werden in dem Artikel durch eine Dialogwiedergabe mit dem Professor für Differentielle Psychologie an der Universität in Saarbrücken, Frank Spinath ausformuliert:

„Fragt man Frank Spinath, ob Intelligenz erblich ist, sagt er: »Zu einem bedeutenden Teil: ja.«

Bringen Akademikerinnen von Natur aus schlauere Kinder zur Welt?

»Ja, statistisch schon.«

Haben Menschen mit wenig Geld im statistischen Mittel einen geringeren IQ?

»Ja, auch das.« (ebd.)

Durch diese Behauptungen aus dem Mund eines „führend[en] Experten“ (ebd.), die „statistisch“ (ebd.) abgesichert sind, erscheint die Annahme dysgenischer Effekte und ihrer Verursachung durch bestimmte Bevölkerungsgruppen also gerechtfertigt. Auch hierin ist der vorliegende Artikel überaus typisch für den wissenschaftlichen Diskurs als auch für seine interdiskursive Rezeption in den Medien: Intelligenzdiagnostik erfasst nicht nur das *Individuum* und die Gesellschaft als *Leistungskollektiv*; sie erfasst auch Unterschiede zwischen *Bevölkerungsgruppen*, macht diese Vergleichbar und beurteilt sie gemäß den Diagnosekriterien hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit, respektive ihres gesellschaftlichen Wertes. Dass Intelligenzforschung sich in weiten Teilen ihrer Ausdifferenzierung mit der Beschreibung, Reproduktion und Rechtfertigung gesellschaftlicher Ungleichheit beschäftigt, wird im Rahmen dieser Arbeit thematisiert werden. Es sei angemerkt, dass der Artikel über die übliche Vererbungsrhetorik ein Stück weit hinausgeht. Der Artikel erklärt Genetik als Ursache für Intelligenzunterschiede zwar zu einem wichtigen Faktor, berichtet aber auch über Umwelteinflüsse wie Mangelernährung und Umweltgifte, die zu neurologischen Entwicklungsschäden führen können und als weitere Ursache zu einer Abnahme von durchschnittlich erzielten IQ-Punkten führen sollen. Interessant ist hierbei die Rahmung der durch Umweltgifte hervorgerufenen Beeinträchtigungen als Ursache wirtschaftlicher Einbußen sowie eines gesamtgesellschaftlichen Leistungsabfalls.

„Sinkt der IQ einer gesamten Volkswirtschaft um fünf Punkte, hat das Auswirkungen vor allem auf die Ränder der Gesellschaft. Es bedeutet, dass sich die Extreme verändern. Dass es viel weniger Hochbegabte gibt, weniger Einsteins und Mozarts. Weniger Genies, weniger Menschen, die in der Lage sind, Ungedachtes zu denken. Und dafür vielmehr Minderbegabte. Menschen, die ihren Alltag nicht allein bewältigen können. Die in Schulen besonders betreut werden müssen. Die im Heim leben. Deren Eltern weniger arbeiten (und also weniger Steuern zahlen), weil sie sich um ihre Kinder kümmern müssen.“ ((Bleuel et al., 2019, S. 15)

Und weiter heißt es: Mit jedem verlorenen IQ-Punkt verringert sich das Verdienstpotezial eines Menschen um zwei Prozent“ (ebd.). In diesen Aussagen klingt an, dass in der Anerkennung des IQs zugleich die Anerkennung eines bestimmten Menschen- und Gesellschaftsbildes steckt: durch die Parallelisierung von IQ und Verdienstpotezial erfolgt eine zweckrationale Einspannung von „Intelligenz“ als Mittel zur Teilhabe an und Optimierung von sozialökonomischen Prozessen. Ein intelligenter Mensch ist also eine Person, die durch ihre „Leistungsfähigkeit“ zu einer Aufrechterhaltung oder Steigerung gesellschaftlicher Produktivkraft beiträgt. Gesellschaft wiederum setzt sich aus der Summe der Leistungsfähigkeit all ihrer Mitglieder zusammen und hat ihren Zweck in der Aufrechterhaltung, Verwaltung und Steigerung dieser Kräfte.

Der angesprochene Artikel kann als eine beispielhafte Rezeption der psychologischen Intelligenzforschung durch die Medien betrachtet werden. Die implizite und verkürzte Gleichsetzung von IQ und Intelligenz, die unkritische Anerkennung psychologischer Wissensinhalte sowie die Bereitschaft, diese auf sich und die Bevölkerung anzuwenden, sind keine Alleinstellungsmerkmale des Zeit-Artikels.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass der politische, der wissenschaftlich-psychologische, sowie der mediale Interdiskurs hier ineinanderfließen und es dabei zu einer wechselseitigen Rezeption sowie Einspeisung von diskurstypischen Aspekten in den jeweils anderen Diskurs kommt. Auffällig ist hierbei, dass der wissenschaftliche Diskurs zur Intelligenzforschung, sowie Diagnostik als Zeuge und Legitimationsquelle für Ideen eines politischen Diskurses verwendet wird. Ihm kommt eine besondere Aussagekraft und Deutungshoheit zu, wodurch deutlich wird, dass wissenschaftliches Wissen keineswegs neutral und interesselos ist, sondern als zentraler Vermittlungsort von Menschen- und Weltbildern funktioniert. Durch wissenschaftliche Forschungsinstrumente und das Vokabular der wissenschaftlichen Sprache werden zugleich politische Ideen und ein Menschenbild transportiert, das auf (wirtschaftliche) Optimierung und Perfektionierung abzielt. Indem sich hier auf Expert*innen sowie auf Objektivität und Neutralität verbriefende Messungen bezogen wird, entsteht einerseits

eine Legitimation und hohe Glaubwürdigkeit der vorgetragenen Wissensinhalte, andererseits, gewissermaßen unter der Hand, auch die gleichzeitige Vermittlung normativer Vorstellungen über die Optimierung sowie den drohenden Kompetenzverlust einer ganzen Gesellschaft.

In dieser Arbeit möchte ich mich auf den wissenschaftlichen Diskurs der psychologischen Intelligenzforschung beziehen und dabei die Frage stellen, welcher Intelligenzbegriff in diesem Diskurs plausibel gemacht wird. Es soll untersucht werden, wie ausgewählte, individuelle Verhaltens- und Erlebensweisen unter der Bezeichnung Intelligenz messbar und vergleichbar gemacht werden sollen, und wie eine Rangreihung von Individuen anhand von Messwerten legitimiert wird. Ich möchte auch untersuchen, welche Machtwirkungen von Wissensinhalten und Praxen ausgeht, die von der Intelligenzforschung angestoßen werden.

Um dieser Fragestellung nachgehen zu können, beziehe ich mich auf mehrere Ansätze und Ausführungen rund um die Methode der Kritischen Diskursanalyse (Reisigl & Wodak, 2001; Jäger, 2004; van Leeuwen, 2008; Keller, 2011). Die Kritische Diskursanalyse geht davon aus, dass das, was als Wirklichkeit erlebt wird, in einen direkten Zusammenhang zu den historisch kontingenten Wissensformationen sowie ihrer Vermittlung durch Sprache zu stellen ist. Durch eine sprachliche Analysemethode soll Wissen auf die ihm inhärenten Macht- und Herrschaftsverstrickungen untersucht werden, um sie „einer Kritik zu unterziehen“ (Jäger, 2001; S. 81). Hierbei wird davon ausgegangen, dass aktuell gültiges und anerkanntes Wissen eine subjektkonstituierende sowie gesellschaftliche Praxis prägende Wirkung hat, weshalb von einem Zusammenspiel zwischen Macht, Wissen und Subjektivität ausgegangen wird. Die Kritische Diskursanalyse knüpft an Michel Foucaults Macht- und Diskursbegriff an, deren Ziel es ist, „Konstellationen zu beschreiben [...], in denen Wahrheit jeweils eine bestimmte Funktion erfüllt“ (Foucault, 1994, S. 297). Dementsprechend ist die forschungsleitende Frage, die ich in dieser Arbeit verfolgen möchte, zunächst einmal, wie Intelligenzdiagnostik als glaubwürdige Disziplin mit Wahrheit gefüllt wird. Und daran anschließend, welche Funktion diese Wahrheit innerhalb eines sozialen Kontextes erfüllt.

Das hier untersuchte Wissen stammt aus akademischen Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie, die sich mit dem Thema Intelligenzforschung befassen. Hierbei beziehe ich mich auf Lehrbücher, die an den psychologischen Fakultäten österreichischer Universitäten zur Zeit der Abfassung dieser Arbeit als Lehrmaterialien zum Einsatz kommen. Da der Einsatz der Lehrbücher als Hinweis gedeutet werden kann, dass die darin vertretenen Ideen und Meinungen den aktuell anerkannten Wissensbestand widerspiegeln, gehe ich davon aus, dass sich anhand dieser Lehrbücher der hegemoniale Diskurs besonders gut ablesen lässt.

1.2 Zum eigene Standpunkt

Die vorliegende Arbeit steht in einer kritischen Distanz zu dem theoretischen und methodologischen Konsens, der an der Psychologischen Fakultät der Universität Wien sowie an nahezu allen weiteren Universitäten innerhalb Europas und Nordamerikas prägend und handlungsleitend ist.

Im Rahmen meines Psychologiestudiums musste ich feststellen, wie beharrlich eine Rezeption wissenschaftstheoretischer, kulturwissenschaftlicher, soziologischer, historischer und methodologischer Überlegungen vermieden wird, um die Psychologie als eine Naturwissenschaft begreifen zu können, die sich um die Erforschung allgemeingültiger Gesetze des menschlichen Erlebens und Verhaltens bemüht. Hierbei werden das Experimentalparadigma, die statistische Auswertung von Daten, sowie das Hypothesentesten mitsamt Signifikanzprüfung als Goldstandard neutraler, objektiver Wissenschaft betrachtet (vgl. Döring & Bortz 2016). Als theoretische Unterfütterung wird in aller Regel „eine wissenschaftstheoretische Standardisierung durch Karl Poppers *Kritischen Rationalismus*“ (Ruck, 2014, S. 24) angeführt (vgl. Döring & Bortz, 2016, S. 36- 62). Dieser vertritt mit seinem Kritischen Rationalismus die Vorstellung, dass Wissenschaft auf der empirischen Prüfung von Sätzen basiere, weshalb wissenschaftliche Aussagen grundsätzlich so geartet sein müssen, dass sie im Zweifelsfall falsifiziert und durch „wahrere“ Sätze korrigiert werden können, die wiederum nur einen vorläufigen Anspruch auf Gültigkeit haben, sofern sie noch nicht falsifiziert worden sind. Er plädiert insofern durchaus für eine kritische Wissenschaft, wobei „alle Kritik in Widerlegungsversuchen“ (Popper, 1969, S. 3, zit. nach Ruck, 2014, S. 25) besteht, aber nicht in der Kritik der Forschungsfragen, Methoden oder

Auswirkungen von Wissenschaft in der Welt. Wissenschaft wird somit primär anhand der Funktion erfasst „Sätzen Wahrheitswerte zuzuordnen“ (Ruck, Riegler & Slunecko, 2010, S. 52), auch wenn gegenüber einer naiven Korrespondenztheorie der Wahrheit nun eingestanden wird, dass der Wahrheitswert kritisch zu betrachten sei und als vorläufig verstanden werden muss. Obwohl Poppers Ideen kritisiert worden sind und in vielen Disziplinen als unzureichend betrachtet werden, gilt er in dem heutigen Hauptstrom der Psychologie nach wie vor als Referenztheoretiker, wenn es um die erkenntnistheoretische Fundierung der eigenen Forschung geht. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass sich mit Poppers Theorie trotz des wissenskritischen Aspektes seiner Falsifikationstheorie an einer als „objektivistisch und universalistisch verstehenden Methodologie“ (Slunecko, 2008, S. 191) festhalten lässt, in der nicht die Forschung selbst kritisierbar wird, sondern lediglich deren Aussagesätze. Somit kann einerseits so getan werden, als sei die Psychologie durchaus darum bemüht, eine selbstreflexive und kritische Praxis darzustellen, ohne sich den praktischen sowie theoretischen Zumutungen wirklich stellen zu müssen, die das Fach und seine Verstrickung in Herrschaftsverhältnisse antasten würden.

Neben der Vorstellung, dass Wissenschaft in einem permanenten Prozess von Hypothesentesten, Falsifikation und Korrektur der Wahrheit immer näherkommt, gibt es noch einige weitere normative Vorstellungen und Forderungen an eine naturwissenschaftliche Psychologie. So gehört die strikte Subjekt-Objekt-Trennung im Forschungsprozess, das „Ideal von Beobachterunabhängigkeit und Situationsunabhängigkeit“ (Ruck, 2014, S.25) sowie die Vorstellung, die Subjektivität Forschender durch ein vorgeschaltetes Forschungsinstrumentarium ausschalten zu können und zu müssen, zu den „moralischen Codes“ (ebd.), an die es sich zu halten gilt. Hierbei werden untersuchte Forschungsobjekte, interessierende Merkmale und Verhaltensweisen als der Forschung vorausgehende, von Kontexten unabhängige Dinge begriffen. Ruck, Riegler und Slunecko (2010) schreiben hierzu:

„Entsprechend werden die interessierenden Phänomene bzw. die Subeinheiten, in die man sie geteilt hat, als natürliche, kontinuierliche >Dinge< behandelt, die man nur noch zu operationalisieren und zu messen braucht, um zu universellen Gesetzesaussagen zu gelangen. Die solcherart verdinglichten Erkenntnisgegenstände werden zumeist im Einzelnen, ebenfalls von seinem Kontext isoliert betrachteten Individuum verortet, das somit konsequent zum selbstverständlichen Ausgangspunkt der Forschung gemacht wird.“ (Ruck, Slunecko & Riegler, 2010, S. 54)

Die Kritik, die innerhalb dieses theoretischen und methodologischen Rahmens möglich ist, bezieht sich auf die Falsifizierbarkeit von Sätzen sowie die korrekte Anwendung

und Durchführung der Methoden (vgl. ebd.). Dementsprechend wird auch ein Großteil des Psychologiestudiums auf die Vermittlung und Anwendung des methodischen Instrumentariums ausgerichtet. Die Folge eines solchen Wissenschaftsverständnisses ist die Vorstellung einer Trennung von Wissenschaft und Ideologie, die Aufspaltung in ein professionell agierendes und privates Subjekt, sowie in die akademische Produktion von Wissen und deren Anwendung im gesamtgesellschaftlichen Kontext (Ruck, 2014, S. 25). Folgt man dieser Idee von Wissenskritik, sind enge methodische und argumentative Grenzen gesetzt. Intelligenzforschung kann und muss durchaus auch auf dieser Ebene kritisiert werden, jedoch lässt sich damit nicht gänzlich ausbuchstabieren, worin die Unzumutbarkeiten und Herrschaftsverstrickungen dieser Forschung liegen. Es muss auch darum gehen, „an einem wissenschaftlichen Diskurs eine Kritik zu üben, die über die Feststellung von »wahr« oder »falsch« hinausgeht“ (Ruck, 2014, S. 20), um so „den politischen und ethischen Gehalt von Wissenschaft explizit und damit verhandelbar zu machen“ (ebd.). Im Anschluss an Ruck, Slunecko & Riegler (2010) lässt sich in diesem Zusammenhang von einer „exmanenten Kritik“ (ebd., S. 53) sprechen, die gegenüber einer der Mainstreampsychologie immanenten Kritik nicht nur die Korrektheit der Methoden prüft, sondern die „realen Auswirkungen von wissenschaftlicher Praxis“ (ebd.) in den Blick nimmt. Während die naturwissenschaftlich ausgerichtete Psychologie Menschen als vorliegende, isolierte Einheiten betrachtet, soll durch eine kritische Psychologie die Beziehung zwischen Individuum, Gesellschaft und Wissen untersucht werden, wobei angenommen wird, „dass Individuen durch das Soziale und durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse konstituiert sein könnten“ (Ruck, 2014, S. 27) und das Wissen dazu beiträgt, diese Machtverhältnisse in Individuen zu verankern. Insofern werden Individualität, Wissen und Machtverhältnisse nicht als voneinander säuberlich trennbare Sphären begriffen und eine exmanente Kritik danach ausgerichtet, „den politischen und ethischen Gehalt von Wissenschaft explizit und damit verhandelbar zu machen“ (Ruck, Riegler, Slunecko, 2010, S. 56). Dies ist für psychologisches Wissen besonders wichtig. Denn kaum eine andere wissenschaftliche Spezialdisziplin wird im Alltags- und Mediendiskurs so stark rezipiert und prägt das Selbstverständnis sowie den Selbstbezug von Individuen, wie die Psychologie es gegenwärtig tut. Von Foucaults Idee ausgehend, dass eine moderne Form der Macht sich „auf die Wahrheit bezieht, muss also die Kritik an der Wahrheit ansetzen, um in

einem Umkehrschluss zu jenen Machteffekten zu gelangen, in denen sie gründet“ (Ruck, 2014, S. 27). Foucault schreibt hierzu:

„Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin. Dann ist die Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügbarkeit. In dem Spiel, das man die Politik der Wahrheit nennen könnte, hätte die Kritik die Funktion der Entunterwerfung.“ (Foucault, 1992, S. 15)

Entgegen einer inhaltlichen und methodologischen Standardisierung von Kritik, die zugleich immer die Gefahr von Dogmatismus und erneuter Gerinnung zu starren Machtwirkungen bei gleichzeitigem Unvermögen zur Selbstreflexion hat, bestimmen Ruck, Riegler und Slunecko Kritik mit Foucault (1992) und Butler (2001) als „Haltung“ (Ruck et al., 2010, S. 58), „generelle Praxis“ (ebd.) und „Angelegenheit von *Selbsttransformation* (Kursivsetzung Ruck et al.)“ (ebd.). Sie zielen nicht auf „binäre Urteile“ (a.a.O., S. 59), durch die „das Partikulare unter eine schon bestehende Kategorie“ (ebd.) eingeordnet wird, wodurch „das Feld der Kategorien somit nicht nur akzeptiert, sondern auch reproduziert“ (ebd.) werde. Bei der Kritik als Haltung geht es hingegen darum, die Entstehung, Organisation und Wirkung der Kategorien zu prüfen, statt sie routiniert als Bezugsrahmen für Urteile zu nutzen, so, dass „die verschließende Funktion des Feldes der Kategorien selbst“ (ebd.) untersucht und aufgebrochen werden kann.

In meiner Masterarbeit schließe ich mich diesem Kritikbegriff an und versuche, die Kategorien der Intelligenzforschung in ihren Funktionsweisen, ihren Implikaten und Ausschließungen zu fassen. Dies erfordert jedoch auch eine „theoretische Grundlage“ (ebd.) sowie „argumentative Rhetorik“ (ebd.), weshalb der empirischen Analyse auch die Dokumentation der Entstehung des Forschungsinteresses, eine theoretische Einbettung psychologischen Wissens, sowie eine historische Rahmung der Intelligenzdiagnostik vorangestellt werden. Auch auf theoretische Grundlagen der Forschungsmethode sowie eine Beschreibung des methodischen Vorgehens soll eingegangen werden.

2 Zum Forschungsprojekt

2.1 Zur Entstehung des Forschungsinteresses

Intelligenzforschung ist mir im Studium in Zusammenhang mit Differentieller Psychologie, Diagnostik sowie Testtheorie begegnet und wurde von mir als Teil des Curriculums abgeleistet, wie andere Lehrinhalte auch. Erst durch meine Arbeit als Einzelfallhelferin wurde ich in einem lebensweltlichen Kontext auf die Wirkmacht von Intelligenzdiagnostik aufmerksam. Denn bei dieser Arbeit betreute ich Kinder und Jugendliche, die aus vielerlei Gründen keine „Regelschulen“, sondern Förderschulen besuchten und häufig schon einen weiten Weg durch das psychosoziale Hilffssystem zurückgelegt hatten und dabei auch mit psychologischer und psychiatrischer Diagnostik konfrontiert worden waren. Hierbei spielten Intelligenztests in aller Regel eine wichtige Rolle und waren nicht nur dazu geeignet, einen „Hilfebedarf“ festzustellen sowie besondere Fördermöglichkeiten wie Lerntherapie, Schulhelfer*innen oder Einzelfallhilfe zu ermöglichen. Im engeren Kontakt mit den Kindern wurde deutlich, dass Intelligenztests durchaus auch eine nachhaltig entwicklungshemmende Wirkung haben können. Da die getesteten Personen nach dem Schema von Norm und Abweichung beurteilt werden, erfassen Kinder, die unterdurchschnittliche Werte erzielen, sich als defizitär. Die Gefahr, die von einer unreflektierten normorientierten Diagnostik ausgeht, besteht darin, dass den Kindern ein Selbstverhältnis vermittelt wird, durch das sie sich selbst verobjektivieren und auf eine Abweichung hin reduzieren. Sie verinnerlichen sozusagen einen Defizitblick, durch den sie sich nur noch vor dem Hintergrund einer gesetzten Erwartungsnorm betrachten. Sichelich reagieren nicht alle Kinder dermaßen stark auf einen Intelligenztest, und ein verfestigtes negatives Selbstbild hängt auch mit anderen Erfahrungen von Misserfolg und Normabweichung zusammen, die betroffenen Kindern und Jugendlichen auf vielerlei Weise im Alltag vermittelt werden. Dennoch hat die Intelligenzdiagnostik hier eine besondere Autorität und Wirkmächtigkeit, tritt sich doch als objektive Wissenschaft auf, ausgestattet mit dem Urteilsvermögen einer respektablen Disziplin. Das entgeht auch Kindern nicht. Zeitgleich musste ich feststellen, dass die Aussagekraft von Intelligenztests in keinem Verhältnis zu dem Aufwand, der behaupteten Aussagekraft und den Risiken der Testung steht. Nicht nur die Lehrer*innen der Förderschulen betonten immer wieder, dass

Intelligenztests zu unspezifisch seien, um konkrete Fähigkeiten und Förderbedarfe eines Kindes anzuzeigen. Denn sie gäben nur an, dass Kinder bei ganz spezifischen Aufgabenstellungen schlechter bzw. besser abgeschnitten hätten als andere, hingegen nicht, woran dies lag und ob dabei überhaupt kognitive Leistungen und nicht viel mehr die Auswirkung von Prüfungsangst, sozialen Belastungen, geringes Selbstvertrauen, Konzentrationsprobleme oder anderes gemessen worden seien. Statt eine Aussage darüber treffen zu können, wie Entwicklung gemäß der individuellen Potentialen gefördert werden kann, also prozessorientiert zu sein, wurde in dem Test eher das Bild eines in sich abgeschlossenen Objektes vermittelt, das hinsichtlich seiner Beschaffenheit vermessen werden kann, so wie andere Gegenstände auch.

Während eines Praktikums in einer psychologischen Ambulanz fand ich mich in der Situation wieder, dass ich Kinder und Jugendliche auf ihre Intelligenz hin testen sollte, etwa, um eine Lese- und Rechtschreibschwäche oder eine Dyskalkulie diagnostizieren zu können. Denn die Diagnosekriterien nach dem ICD-10 setzen in diesen Fällen voraus, dass bei zumindest durchschnittlicher „Intelligenz“ unterdurchschnittliche Leistungen in den Teilbereichen Lesen/Schreiben oder Rechnen vorliegen (Dilling, Mombour & Schmidt, 2011, S. 273-276). Damit ist die Anwendung eines Intelligenztestes zur Diagnosestellung unumgänglich. Darüber hinaus wurden aber alle Kinder, unabhängig davon, ob sie von Schulproblemen berichteten oder nicht, routinemäßig auf ihre „Intelligenz“ getestet. Diese Situation hat in mir Unbehagen ausgelöst, weil ich ja bereits im Vorhinein beobachtet hatte, dass Diagnostik sich durchaus negativ auf Kinder und Jugendliche auswirken kann.

Irritiert hat mich auch der Umstand, dass die erwünschten Befunde bei der Diagnose einer Teilleistungsstörung – mindestens durchschnittliche Werte im Intelligenztest bei unterdurchschnittlicher Leistung im Lesen/Schreiben oder Rechnen (ebd.) – durch eine gezielte Testauswahl forciert worden sind. Ergaben sich bei einem ersten Testdurchlauf keine durchschnittlichen Werte, wurde ein anderer Intelligenztest gewählt, der von dem Schulamt als gültiges Diagnoseinstrument anerkannt wurde. Dies ließ mich dies stutzig werden. Denn einerseits wurde behauptet, dass Intelligenztests „die Intelligenz“ messen, woraus ja auch die Berechtigung zur Diagnosestellung abgeleitet wurde, andererseits stellt sich bei genauerem Hinsehen heraus, dass nicht alle Tests gleich sind, auf verschiedenen Intelligenzkonstrukten beruhen und es eigentlich unmöglich ist zu sagen, ob und in welchem Anteil nun kognitive Fähigkeiten oder andere Faktoren bei der

Lösung der Fragen zum Tragen kamen. Dies wird auch in Lehrbüchern und Vorlesungen vermittelt, aber offenbar auch wieder relativiert und sogleich nicht weiter beachtet, um eine breite Akzeptanz und Anwendbarkeit der Tests in der Gesellschaft durchsetzen zu können. Entgegen der im wissenschaftlichen und medialen Diskurs vermittelten „Gewissheit“, dass Intelligenz messbar sei, entwickelte sich bei mir eine deutlich bescheidenere und begrenztere Sicht auf die Aussagekraft von Intelligenztests. Nicht „Intelligenz“, sondern die Fähigkeit, konkrete Aufgabenstellungen im statistisch genormten Vergleich zu anderen gut oder schlecht lösen zu können, ließ sich damit erfassen, was aber einen erheblichen Unterschied zu der Behauptung darstellen würde, dass man „die Intelligenz“ gemessen habe.

Alle diese Erfahrungen haben dazu beigetragen, das an der Universität erworbene Wissen über Intelligenzdiagnostik in Frage zu stellen. Hatte ich im Studium beim routinemäßigen Auswendiglernen von Prüfungsstoff verinnerlicht, dass es Instrumente zur Messung von „Intelligenz“ gibt, dass „Intelligenz“ normalverteilt sei und Testwerte valide Vorhersagekraft in Bezug auf Schule und Beruf haben, erschien mir dies nun als fragwürdig. An Stelle der vermeintlichen Gewissheit erschien eine Irritation und die Frage, wie sich solche Ideen entwickeln und dann zu einer sozialen Praxis mit handfesten Folgen werden können.

Nun ermutigt das Psychologiestudium einen nicht gerade dazu, den eigenen Irritationen zu folgen und sie auszuformulieren. Und gegenüber einer ganzen Wissenschaftscommunity, die ihr Wissen so selbstbewusst vorträgt sowie einer nun schon über hundert Jahren alten Praxis der Intelligenztestung erscheint der Versuch einer einzelnen Person, geltendes Wissen in Frage zu stellen als ein nahezu unmögliches, wohlmöglich vermessenenes und irriges Unterfangen. Dem Zuspruch von Thomas Slunecko folgend, dass es sich lohnt, auf die eigenen Irritationen zu hören und ihnen zu folgen, habe ich mich von der Vorstellung distanziert, „dass ein Allgemeines vom Singulären aus nicht zu erreichen sei“ (Slunecko, 2017, S. 29), dass meine subjektiven Eindrücke also nicht per se durch verzerrte Perspektivität irrelevant für die Wissenschaft seien, sondern im Gegenteil ein guter Ausgangspunkt, um „wissenschaftlich [zu, Anm. X.L.] fragen“ (a.a.O., S. 30). „Die Explikation des zunächst im Subjektiven Gefangenen (er)zeugt Objektivität (im Sinn einer Nachvollziehbarkeit)“ (ebd.). Diese Arbeit kann auch als der Versuch gelesen werden,

das in mir „Gefangene“ von einer diffusen, nur schwer zu versprachlichenden Ebene mir und anderen verständlich zu machen, indem ich anhand der kritischen Diskursanalyse von psychologischen Lehrbüchern nochmals durch meine wissenschaftliche Sozialisation hindurchgehe, diesmal aber ausgerüstet mit einem theoretischen, historischen und methodischem Rüstzeug, das nicht zu einem „Überfallensein durch die falschen Gegenstände“ (a.a.O., S. 35) und der Inhalation des davon ausgehenden „semantischen Smog“ (a.a.O., S. 38) führt, sondern zu einer Rekonstruktion und einem abschließenden Verständnis meiner Irritationen.

2.2 Zu den Forschungsfragen

Entgegen der interdiskursiv weit verbreiteten Vorstellung, wonach die Psychologie über einen feststehenden Begriff von Intelligenz verfüge, und diese anhand von IQ-Werten oder Profilen erfassen könne, konnten sich Wissenschaftler*innen bis heute auf kein einheitliches Konstrukt einigen. Dies zeigt sich auch darin, dass „klassische“ Intelligenzkonstrukte und -Tests, die in der Tradition Simon Binets stehen und vor allem durch den Bezug zum externen Kriterium der Schulleistung validiert wurden, in den letzten Jahren ergänzt worden sind. Während sich die „klassischen“ Konstrukte um eine Bestimmung und Messung von Intelligenzfaktoren bemühen, die bei aller diffusen Unbestimmtheit der uneinheitlichen Definitionen¹ mehr oder minder um schulassozierte kognitive Fähigkeiten (Neisser, 1976; Süß & Beauducel, 2011, S.129) kreisen, beziehen sich erweiterte Konstrukte auf Kreativität (Guilford, 1959), Soziale Intelligenz (Probst, 1982) und Emotionale Intelligenz (Mayer & Salovey, 1993). Diese Konstrukte haben bei weitem nicht die gesellschaftliche Reichweite und Geltung, wie diejenigen klassischen Konstrukte, auf denen die heute weitverbreiteten Intelligenztests beruhen. Im Rahmen meiner Arbeit möchte ich mich mit Intelligenzforschung beschäftigen, die als theoretische Grundlage für heute verbreitete und anerkannte Intelligenztests dient. Diese basieren auf der Messung von Intelligenz anhand eines Abweichungs-IQ.

Im Rahmen dieser Arbeit soll anhand einer Analyse von Lehrbuchtexten untersucht werden, wie Intelligenz dabei definiert wird, welche Setzungen eine Messung und

¹ Zu einer fehlenden Einheitlichkeit der Definitionen von Intelligenz siehe Kapitel 8.2.2 in dieser Arbeit

hierarchische Anordnung der Individuen entlang von Testwerten ermöglichen und welche Verschränkungen zwischen dem psychologisch-wissenschaftlichen Bereich und politisch-administrativen Interessen auszumachen sind. Es soll untersucht werden, wie der Diskurs rund um Intelligenzforschung und Diagnostik funktioniert, um eine hierarchische Ordnung zwischen Individuen mit den Mitteln statistischer Erfassung darstellen zu können. Es soll auch geprüft werden, welche abweichenden Intelligenzkonstrukte und Modi der Erfassung und des Vergleichens von interindividuellen Differenzen dadurch delegitimiert werden.

3 Zur theoretischen Rahmung psychologischen Wissens

3.1 Einleitung

Der theoretische Rahmen der Arbeit wurde in einem wechselseitigen Prozess der Auseinandersetzung mit dem Materialkorpus und möglichen Theoriewerkzeugen erarbeitet. Das heißt, die hier vorgestellte theoretische Rahmensetzung stellt keine a priori ausgewählte Folie dar, die über das empirische Material gelegt wurde. Vielmehr wurde versucht, in einem wechselseitigen Prozess aus empirischer Analyse und Theoriearbeit eine Position zu entwickeln, auf deren Basis ein Verständnis der Intelligenzdiagnostik möglich wird, welches die historischen und sozialpolitischen Hintergründe dieses Forschungszweiges mitthematisiert und implizite, häufig nicht ausgeführte Annahmen sichtbar macht.

Der Bezug auf einen theoretisch-philosophischen Hintergrund als Analysewerkzeug ist sinnvoll und zugleich nicht ganz ungefährlich. Sinnvoll ist er insofern, als dass vor dem Hintergrund einer Theorie innerhalb des empirischen, zuvor ungeordnet wirkenden Materials darin wirksame Denkmuster und Zusammenhänge sichtbar werden können, die zunächst so nicht erfassbar gewesen wären. Zugleich besteht die Gefahr des Übersehens, ungerechtfertigten Überstülpens oder ungenauen und verfälschenden Zurechtstutzens des empirischen Materials nach den Maßgaben der Theorie. Die von mir ausgewählten Theorietexte beziehen sich nicht direkt auf das Thema der

Intelligenzdiagnostik, setzten sich aber durchaus mit Themen und Ideen auseinander, die mir im Laufe der empirischen Analyse des Lehrbuchmaterials immer wieder als zentrale, häufig aber nicht weiter ausgeführte Ideen, begegnet sind.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit aktuellen Lehrbuchtexten und der Geschichte der Intelligenzdiagnostik wurde deutlich, dass die Begriffe der statistischen Norm sowie der Abweichung wichtige Konzepte innerhalb der Intelligenzdiagnostik darstellen und eine Anordnung und Klassifizierung von Individuen innerhalb einer hierarchischen Ordnung ermöglichen. Um näher beschreiben zu können, worin die impliziten Annahmen und Zwecke einer solchen statistischen Norm bestehen können, habe ich die Arbeiten Michel Foucaults und seine Konzepte zur *Normalisierung* und *Bio-Macht* gewählt. Foucault entwickelt ein Verständnis von Macht und Herrschaft, demzufolge diese nicht über offene Gewalt und Unterdrückung funktioniert, sondern „die vor allem dadurch wirksam [werden, Anm. X.L.], dass sie in die Individuen hineingenommen [werden, Anm. X.L.], und zwar sehr konkret-material, unmittelbar über die Körper der Individuen“ (Krais, 2008, S. 46). Hierbei geht es um Formen der Subjektkonstitution durch die Teilhabe an einer gemeinsamen Kultur sowie um die Selbstanwendung kultureller Normen und Wahrnehmungsmustern auf sich selbst.

Foucaults Werk wird auch im Methodenteil dieser Masterarbeit eine Rolle spielen, insofern seine Ideen zum Zusammenhang von Diskurs und Wissensproduktion den Theorierahmen für die Methode der Kritischen Diskursanalyse darstellen. Im vorliegenden Kapitel soll der Schwerpunkt aber nicht auf dem Diskursbegriff, sondern auf anderen Ideen Foucaults liegen. Ich werde mich vorwiegend auf die Bücher *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (1975/ 2016) und *Sexualität und Wahrheit, Band I: Der Wille zum Wissen* (1976/2017) beziehen, um anhand der Begriffe Bio-Macht und Disziplinarmacht darstellen zu können, welche „weitreichende Interpretation der Moderne“ (Dreyfus & Rabinow, 1994, S. 156) Foucault entwirft, um im Anschluss daran die Frage zu stellen, inwieweit er die Herausbildung der Humanwissenschaften und damit auch der Psychologie an Bio-Macht und Disziplinarmacht zurückbindet. Und schließlich soll auf die Frage eingegangen werden, welche Rolle der Psychologie und insbesondere der psychologischen Intelligenzdiagnostik in der foucaultschen Machtanalytik zukommt.

3.2 Die Repressionshypothese der Macht

In *Der Wille zum Wissen* (1976/ 2017) kritisiert Foucault ein Machtverständnis, das Macht einzig als Unterdrückung Untergebener durch einen Souverän betrachtet, also maßgeblich als etwas, das in der Person des Herrschers verortet werden kann und als *negative* Kraft wirkt, die befiehlt, untersagt, droht, verfolgt und im äußersten Fall tötet. Über den *produktiven* Machttypus hingegen schreibt er:

„Wenn sie [die Macht, Anm.X.L.] nur repressive [sic] wäre, wenn sie niemals etwas anderes tun würde als nein sagen, ja glauben Sie dann wirklich, daß man ihr gehorchen würde? Der Grund dafür, daß die Macht herrscht, daß man sie akzeptiert, liegt ganz einfach darin, daß sie nicht nur als neinsagende Gewalt auf uns lastet, sondern in Wirklichkeit die Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert; man muß sie als ein produktives Netz auffassen, das den ganzen sozialen Körper überzieht und nicht so sehr als negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht.“ (Foucault, 1978, S. 35)

Die Vorstellung, dass Macht wirke, indem sie das Individuum und die Wahrheit unterdrücke, bezeichnet Foucault als Repressionshypothese der Macht. Er distanziert sich von einer solch verkürzten Sicht auf Machtprozesse, die er zuvor, etwa in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961/ 2015) selbst vertreten hatte. Er behauptet nicht, dass diese Form der Macht verschwunden sei, sondern dass sie durch eine viel wirkmächtigere Form ergänzt worden sei.

3.3 Bio-Macht

Foucault verfolgt die Entstehung der Repressionshypothese nach. Dabei postuliert er eine gänzlich neue Form der Herrschaft und des Regierens, die sich ab der Mitte des 17. Jahrhunderts herausgebildet habe. Diese lasse sich nur unzureichend durch die Macht des Souveräns, seine Untertanen bei Ungehorsam zu töten, charakterisieren. Denn ein solchermaßen um den Souverän zentriertes Regierungsverständnis fasst Macht als „Zugriffsrecht auf die Dinge, die Zeiten, die Körper und schließlich das Leben“ (Foucault, 2017, S. 131), um sie auszubeuten und je nach Verstoß oder Befolgung seiner Gesetze leben zu lassen oder zu töten (ebd.). Während eine solche Machtform darauf beruhe „sterben zu *machen* und leben zu *lassen*“ (a.a.O., S. 132), sei diese neuartige Herrschaftspraxis, die im 17. Jahrhundert aufkomme, hingegen darauf ausgerichtet, leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen* (a.a.O., S. 134). Denn zentral wird hier nicht das bloße Zugriffsrecht, sondern die „Anreizung, Verstärkung,

Kontrolle, Überwachung, Steigerung und Organisation der unterworfenen Kräfte“ (ebd.), die immer die Lebenskräfte der Bevölkerung selbst seien, um sie zu optimieren und zu kontrollieren. Nicht die Trennung zwischen gehorsamen und ungehorsamen Unterworfenen, sowie deren Bestrafung oder Tötung, wird zur zentralen Aufgabe einer solchen „positiven Lebensmacht“, sondern die Frage, wie sich Menschen so regieren lassen, dass ihre Kräfte möglichst effizient gesteigert und genutzt werden können, ohne dass ein Widerstand gegen diese Form des Regiert-Werdens entsteht. Das Leben als Quelle manipulierbarer und steigerbarer Energien gerät in das Visier der neuen Regierungsform, weshalb Foucault sie als Bio-Macht bezeichnet.

Hierbei setze die Bio-Macht zum einen am *individuellen menschlichen Körper* an und verfolge

„seine Dressur, die Steigerung seiner Fähigkeiten, die Ausnutzung seiner Kräfte, das parallele Anwachsen seiner Nützlichkeit und seiner Gelehrigkeit, seine Integration in wirksame und ökonomische Kontrollsysteme.“ (a. a. O., S. 134f)

Diese Disziplinarmacht der Dressur gilt Foucault als ein zentraler Bestandteil der Bio-Macht. Die Herausbildung dieser Zurichtungstechniken erfolgte zunächst in Institutionen, um sich anschließend auf die gesamte Gesellschaft auszubreiten. „Schulen, Internate, Kasernen, Fabriken“ (a.a.O., S. 135) seien Ursprungsorte einer Disziplinarmacht, die Individuen einer Überwachung, Kontrolle und Normierung gemäß erwünschter Verhaltensweisen unterwerfe und Körper zu manipulierbaren Objekten erkläre. Wie diese Form der Macht laut Foucault im Detail funktioniert, soll im Unterkapitel zur Disziplinarmacht näher beschrieben werden.

Neben der Fokussierung auf den gelehrigen Körper des Individuums bezieht sich die Bio-Macht auch auf den *Gattungskörper einer Gesellschaft als Ganzes*. Die regulierende Kontrolle und Nutzensteigerung zielt dabei auf die „Fortpflanzung, die Geburten- und die Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer“ (ebd.) der gesamten Bevölkerung. Bio-Macht lässt sich so als eine „sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens“ (ebd.) begreifen. Diese Regierungsform erfordert eine neue Art des Wissens über den Menschen als biologisches und soziales Wesen, das nicht nur durch die moderne Medizin, sondern auch durch die Herausbildung der Demographie und der Humanwissenschaften, zu denen auch die Psychologie zählt, bereitgestellt werde (Dreyfus & Rabinow, 1994, S. 193). Auch auf die Verschränkung von Humanwissenschaften und Bio-Macht soll hier noch näher eingegangen werden.

Die Bio-Macht, so Rabinow und Dreyfus (1994), entbehre einer philosophischen Ausrichtung an übergeordneten Zielen. Sie sei vielmehr „eine Theorie der Staatsräson“ (a.a.O., S. 167), die einzig auf den Ausbau und Erhalt des Staates abziele, aber nicht, um einem etwaigen Fürsten zu dienen oder ein Ideal oder eine Vollkommenheit auf der Erde herzustellen. „Sie (die Staatsräson, Anm. X.L.) sollte die Reichweite der Macht um ihrer selbst willen steigern, indem sie die Körper der Staatssubjekte strafferer Disziplin unterzog“ (ebd.). Selbst- und Endzweck sei hier der Staat selbst, der die Individuen als Grundlage seiner Macht und „Unterpfand von Stärke und Lebenskraft des Staates“ (a.a.O., S. 169) betrachtet. Die Bevölkerung erscheint so als das, „worum sich der Staat um seiner selbst willen“ (ebd.), nicht um der Menschen willen, kümmert. Die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, derer sich der Staat mit seinen Wohlfahrtsprogrammen annimmt, sei instrumentell zur Sicherung und Steigerung der Staatsmacht ausgelegt. Menschliche Bedürfnisse oder die Bedeutung des Menschseins werden einzig durch die Brille der Staatsräson erfasst: die „Auffassung von menschlicher Wohlfahrt und staatlichem Eingriff wird (Ergänzung X.L.) im biologischen Bezugsrahmen von Fortpflanzung, Krankheit, Arbeit oder Schmerz“ (a.a.O., S. 170) gesehen. Interessant sind also lediglich jene Aspekte des Mensch-Seins, die im Sinne der Staatsräson zur Steigerung und Sicherung der Staatsmacht führen, indem die Kräfte der Individuen optimal genutzt werden. Politik erscheint somit nicht als Besinnung auf Freiheit und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse darüber, wie man leben möchte, sondern eine Zurichtung des Einzelnen nach dem Maßstab seiner Regierbarkeit und Nutzbarkeit. Bio-Macht als Politik zielt darauf ab, „das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren“ (Foucault, 1986 S. 171). Der Nutzen aber bemisst sich anhand staatlicher Kriterien. Über diese neue Form der Staatsräson schreibt Foucault:

„Von der Vorstellung, daß der Staat seine eigene Natur und seine eigenen Ziele hat, hin zu der anderen Vorstellung, daß der Mensch das wahre Objekt der Staatsmacht ist, sofern er eine Mehr-Stärke schafft, sofern er ein lebendes, arbeitendes, sprechendes Wesen ist, sofern er eine Gesellschaft konstituiert und sofern er zu einer Bevölkerung in einer Umwelt gehört, zeigt sich der zunehmende Eingriff des Staates in das Leben des Individuums. Die Bedeutung des Lebens für diese Probleme politischer Macht nimmt zu; es resultiert daraus eine Art Vertierung des Menschen mittels hochentwickelter politischer Techniken. Sowohl die entwickelten Möglichkeiten der Human- und Sozialwissenschaften als auch die gleichzeitige Möglichkeit, das Leben zu schützen oder auszurotten, betreten die Bühne der Geschichte.“ (Foucault, 1979, zit. nach Dreyfus & Rabinow. 1994, S. 168)

Wie bereits angedeutet, spielen Disziplinartechniken, sowie die Humanwissenschaften als Werkzeug zur Anordnung, Verteilung und Zurichtung von Individuen eine entscheidende Rolle bei der Umsetzung einer solchen Regierungspraxis.

3.4 Disziplinarmacht

Foucault betrachtet die Disziplinarmacht als eine Machttechnik zur Menschenführung, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts entwickelt wurde, eine entscheidende Rolle innerhalb der Industrialisierung spielte und sich schließlich als Technik der Menschenführung über die gesamte Gesellschaft ausgebreitet habe. Diese durch Zucht und Disziplin wirkende Macht zielt auf die „Verfertigung“ von Individuen nach Gesichtspunkten der Zurichtung und Nutzbarmachung des Einzelnen gemäß den Zielen einer Institution, innerhalb derer die Disziplinierung zum Einsatz komme. Diese Disziplinarmacht behandelt „Individuen sowohl als Objekte wie als Instrumente“ (Foucault, 2016, S. 220) zur Erreichung bestimmter Ziele. Diese Machtform funktioniere vor allem durch den Zugriff auf den Körper des Individuums mit dem Ziel „von den Individuen in ihrem konkreten Leben produktive Leistungen“ (ebd.) zu erhalten. Als Beispiele für Keimzellen einer solchen Machttechnik nennt Foucault Militärlager, Schulen, Krankenhäuser und Fabriken. Von diesen Institutionen und Produktionsorten habe sich die Disziplinarmacht ausgebreitet und zu einer „Disziplinargesellschaft“ (a.a.O., S. 269) geführt. Diese Disziplinarmacht wirke nicht primär durch Bestrafung und Ausschluss, sondern durch eine allgegenwärtige Kontrolle und die „Verfertigung“ von Individuen entlang erwünschter Verhaltensweisen. Eine solche Kontrolle funktioniere über eine *hierarchische Überwachung*, *normierende Sanktionen* und eine Kombination beider Techniken in der Praxis der *Prüfung*. Im Folgenden soll jeweils näher auf diese drei Aspekte der Disziplinarmacht eingegangen werden.

3.4.1 Die hierarchische Überwachung

Die Überwachung von Individuen innerhalb von Produktionsprozessen und Institutionen gilt Foucault als eine zentrale Technik der Kontrolle.

„Der Akt des Überblickens und des Überblicktwerdens“ (Dreyfus & Rabinow, 1994, S. 187) wurde demnach durch eine gezielte Anordnung von Individuen im Raum und eine möglichst geschickte Gestaltung der Architektur ermöglicht. Als Beispiele nennt Foucault das Militärlager, dessen räumliche Ausrichtung ein „System der genauen Überwachung“ (Foucault, 2016, S. 221) darstelle: Alleen, Zelte sowie eine geschickte Anordnung der Vertreter von Dienstgraden sollten eine dauerhafte Überwachung der Compagnie ermöglichen. Die Herausbildung einer Architektur, die nicht bloß durch aufwendige Paläste Macht nach außen repräsentiert, sondern nach Innen auf seine Bewohner wirkt, beschreibt Foucault exemplarisch anhand der Pariser École Militaire. Durch Isolation innerhalb der Zimmer und zum Flur ausgerichtete Fenster zur Überwachung der Schüler, sollte bei diesen das Bewusstsein hergestellt werden, dass man jederzeit beobachtet werden könnte, weshalb die Befolgung der Regeln und eine Selbstdisziplinierung stets geboten war. Architektur erscheint somit als „ein Instrument zur Transformation von Individuen“ (a.a.O., S.222), die „auf diejenigen, welche sie verwahrt, einwirkt, ihr Verhalten beeinflussbar macht, die Wirkungen der Macht bis zu ihnen vordringen läßt (sic)“. Diese Form der Überwachung spiele auch innerhalb von Produktionsprozessen, etwa in Werkstätten und Fabriken, eine bedeutende Rolle. Um Ineffizienz, Arbeitsverweigerung und Verschwendung innerhalb eines immer komplexer und unübersichtlicher werdenden Produktionsprozesses entgegen zu wirken, werde gezielte Überwachung der Arbeiter „zu einem entscheidenden ökonomischen Faktor“ (a.a.O., S. 226-227). Die Überwachung als eine Technik der Disziplinierung von Individuen und als Methode der ökonomischen Effizienzsteigerung kommen hier zusammen. Gegenüber einer häuslichen Überwachung, wo der Herr quasi als Außenstehender über seine Untergebenen wache, würde die Kontrolle innerhalb von Fabriken durch „Angestellte, Aufseher, Kontrolleure, Vorarbeiter sichergestellt“ (a.a.O., S. 226), die selbst in den Arbeitsprozess integriert seien. Diese hierarchisierte Überwachung als ein System, „das von innen her mit der Ökonomie und den Zwecken der jeweiligen Institution verbunden ist und das sich so zu einer vielfältigen, autonomen und anonymen Gewalt entwickelt“ (a.a.O., S. 228), dürfe also nicht reduktionistisch innerhalb von Personen, etwa Lehrer*innen und Vorarbeiter*innen, oder Institutionen, etwa der Schule oder dem Militär, verortet werden. Die Disziplinarmacht sei eine Technik, die als eine Art Netz von hierarchischen Blicken jeden, auch Lehrer*innen

und andere Autoritätspersonen kontrolliert. Die Überwachung beruhe, so Foucault, zwar auf Individuen,

„doch wirkt sie wie ein Beziehungsnetz von oben nach unten und bis zu einem gewissen Grade auch von unten nach oben und nach den Seiten. Dieses Netz »hält« das Ganze und durchsetzt es mit Machtwirkungen, die sich gegenseitig stützen: pausenlos überwachte Überwacher. In der hierarchisierten Überwachung der Disziplinen ist die Macht keine Sache, die man innehat, kein Eigentum, das man überträgt; sondern eine Maschinerie die funktioniert.“ (Foucault, 2016, S. 228f)

Macht wird somit als ein relationaler sozialer Prozess verstanden, der sich innerhalb und zwischen Institutionen, Hierarchieebenen und Individuen abspielt und niemanden unbeobachtet lässt.

3.4.2 Die normierende Sanktion

Neben der Etablierung eines hierarchischen Netzes aus überwachenden Blicken zählt Foucault die Anwendung von normierenden Sanktionen zu den Werkzeugen der Disziplinarmacht. Denn erst durch die Etablierung eines Richtmaßes des Verhaltens und der Androhung von Sanktionen kann eine dauerhafte Überwachung ihre volle Wirkung entfalten. So würden innerhalb von Institutionen Regelwerke und ein Strafapparat installiert, durch welche jegliche Abweichungen und nicht konforme Verhaltensweisen sanktioniert werden können. Foucault bezeichnet dieses Vorgehen als Mikro-Justiz (Foucault, 2016, S. 230), weil dieser Straf- und Regelapparat nicht nur gegen die großen Vergehen, sondern auch gegen die winzigsten Aspekte der Alltagspraxis, von der falschen Körperhaltung bis hin zu Unpünktlichkeit und Unaufmerksamkeit, vorgeht. Hierbei ginge es aber nicht darum, Verstöße bloß zu bestrafen, sondern durch Sanktionen eine Besserung und zukünftige Anpassung an die Regeln zu erwirken (vgl. ebd.). Der Strafapparat beschränkt sich aber nicht nur auf Sanktionen und Bestrafungen, er beurteilt das individuelle Verhalten generell anhand der Pole „gut und schlecht“ (a.a.O., S. 233) und lässt dem Individuum entsprechend seines so qualifizierten Verhaltens Vergütung oder Sanktion zukommen. Dies lasse sich auch quantifizieren, etwa in Form von Noten oder Bonuspunkten, Privilegien oder Strafen (vgl. ebd.). Dadurch erfolge aber nicht nur die Qualifikation von Verhaltensweisen entlang der Pole gut und schlecht, sondern eine Differenzierung

„der Individuen selber: ihrer Natur, ihrer Anlagen, ihres Niveaus, ihres Wertes. Indem sie die Taten mit größter Genauigkeit sanktioniert, durchschaut sie die Individuen »in

Wahrheit«. Ihr Strafsystem gehört in den Kreislauf der Erkenntnis der Individuen.“
(a.a.O., S. 234)

Das bedeutet, dass ein System der normierenden Sanktionen die Identität eines Individuums entlang der Frage ausrichtet, ob und inwieweit dieses Individuum den geforderten Verhaltensregeln entspricht. Es wird also immer in Bezug auf und vor dem Hintergrund der aufgestellten Normen gedacht. Die so von der Disziplinarmacht zugewiesene Identität wirkt hierarchisierend, weil sie das Individuum entsprechend seines Verhaltens und seiner Fähigkeiten in eine Rangreihung zu anderen Individuen bringt, die auch nach denselben Kriterien beurteilt und damit vergleichbar gemacht werden. Das führe nicht nur zu einer *Sortierung*, sondern schaffe einen besonderen *sozialen Druck zur Normierung* des Verhaltens jedes einzelnen entlang der aufgestellten Regeln. Foucault betont, dass die so entstandene Positionierung innerhalb einer Hierarchie zugleich zu einem identitätsstiftenden Merkmal, quasi der „Natur“ eines Individuums wird. Dadurch werde das Individuum dazu gebracht, sich selbst anhand der Verhaltensnormen zu orientieren. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die Wirkungsweise der Sanktionen vor allem eine *Normierung* der Individuen gemäß festgelegter Kriterien ist. Link (2008, S. 242-2246) weist darauf hin, dass der von Foucault verwendete „französische Begriff *normalisation* [...] im vorherrschenden alltäglichen Sprachgebrauch dominant die (industrielle) Normung bzw. Standardisierung“ (Link, 2008, S. 242) meint. Foucault spielt damit also weniger auf die im deutschen Wort Norm mitkonnotierte „allgemein kulturelle“ (ebd.) Normalität und Wertorientierung an. Viel mehr bedeutet die Normierung hier eine Ausrichtung und Beurteilung aller anhand einer fixierten Produktionsnorm, so wie Schreibhefte etwa nach einer zuvor festgelegten standardisierten DIN-Norm gefertigt werden (vgl. ebd.). Durch diesen Prozess, der „vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend“ (Foucault, 2016, S. 236) wirke, werde eine Orientierung und Selbsteinordnung anhand einer Norm im Individuum selbst implementiert. Dieser Prozess „wirkt *normend, normierend, normalisierend*“ (ebd.). *Normend* verfährt die Disziplinarmacht, indem sie Verhalten nach gut und schlecht aufteilt, also zunächst das erwünschte Verhalten als Norm erkennen lässt. *Normierend* wirkt sie, indem Individuen durch Lob und Sanktion dazu angehalten werden, ihr Verhalten gemäß den festgelegten Wertungen auszurichten. *Normalisierend* wirkt sie letztendlich, weil sie dadurch ein Denken und Handeln etabliert, in dem Individuen sich selbst und alle anderen ganz automatisch entlang der festgelegten Kategorien bewegen

und wahrnehmen, also darüber urteilen können, ob etwas innerhalb einer bestimmten „Streuweite“ (Link, 2008, S. 246) noch normal oder bereits anormal ist. Man betrachtet dann alles Individuelle vor dem Hintergrund der Normalität. Was zuvor geforderte oder gar aufoktrozierte Regel war, wird nun zum unhinterfragten Standard, dem man entspricht oder von dem man abweicht, der aber immer Referenzrahmen der *Selbstwahrnehmung* und *Selbstregulierung* bleibt. Foucault schreibt hierzu:

„Zusammen mit der Überwachung wird am Ende des klassischen Zeitalters die Normalisierung zu einem der großen Machtinstrumente. An die Stelle der Male, die Standeszugehörigkeit und Privilegien sichtbar machten, tritt mehr und mehr ein System von Normalitätsgraden, welche die Zugehörigkeit zu einem homogenen Gesellschaftskörper anzeigen, dabei jedoch klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken. Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände mißt (sic), Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt.“ (Foucault, 2016, S. 237)

Bezieht man dieses Verfahren der Normalisierung auf die Regierungspraxis der Bio-Macht, so erscheinen Normen und die Anordnung und Ausrichtung der Individuen entlang dieser Normen als wichtiges Vorgehen zur gezielten Steigerung und Nutzung von Lebenskräften. Für Foucault stellt das Auftauchen der Vorstellung vom „Normalen“ ein historisches diskursives Ereignis dar. Er weist sowohl die Vorstellung, dass es überhistorische *inhaltliche Definitionen* für Normalität gebe, als auch die Behauptung, dass es schon immer die Vorstellung eines „Normalbereichs“, wie auch immer er nun definiert sei, gegeben habe, zurück. Viel mehr bindet er die Entstehung von Norm und Normalität als historisches Ereignis an die sich herausbildende Bio-Macht zurück. Denn um das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren, müsse Regierungspraxis

„...eher qualifizieren, messen, abschätzen, abstufen, als sich in einem Ausbruch manifestieren. Statt die Grenzlinie zu ziehen, die die gehorsamen Untertanen von den Feinden des Souveräns scheidet, richtet sie die Subjekte an der Norm aus, indem sie sie um diese herum anordnet [...] so daß das Gesetz immer mehr als Norm funktioniert, und die Justiz sich immer mehr in ein Kontinuum von Apparaten (Gesundheits-, Verwaltungsapparaten), die hauptsächlich regulierend wirken, integriert. Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie.“ (Foucault, 2017, S. 172)

Nicht *Repression*, sondern die *Normalisierung* der Individuen und deren Anwendung bestimmter Normen auf sich selbst stellt also eine optimale Regierbarkeit her.

3.4.3 Die Prüfung

Als drittes Charakteristikum der Disziplinarmacht benennt Foucault die Praxis der Prüfung, die eine Synthese aus hierarchischer Überwachung und normierender Sanktion sei. Die Prüfung als eine scheinbar „winzige [...] Technik“ (Foucault, 2016, S. 238) spiele in Wahrheit eine zentrale Rolle in der Normierung von Individuen und der Wissensakkumulation über diese Individuen.

Verfahren der Prüfung lassen sich „von der Psychiatrie bis zur Pädagogik, von der Diagnose der Krankheiten bis zur Überprüfung von Arbeitskräften“ (Foucault, 2016, S. 239) in nahezu allen relevanten Lebensbereichen finden. Foucault fasst die Prüfung also nicht als reines Phänomen von Bildungsinstitutionen wie Schulen, Universitäten oder Berufsausbildungen auf, sondern verortet sie in vielerlei Institutionen, die zur Umsetzung ihrer Ziele ein Wissen über die Individuen anstreben. Ziel sei hierbei nicht nur die Untersuchung, ob und inwieweit ein Individuum bestimmte Kriterien erfüllt oder Lernziele erreicht hat, sondern auch die Sammlung von Wissen über das betreffende Individuum. Die Prüfung sei eine Kombination aus „Machtausübung“ und „einem bestimmten Typ der Wissensformierung“ (a.a.O., S. 241). Im Folgenden soll beschrieben werden, wie Foucault diese Machtausübung charakterisiert und welcher Art das so gesammelte Wissen ist.

3.4.4 Ökonomie der Sichtbarkeit, dokumentierte Individualität

In der Prüfung werde die Macht unsichtbar, während das geprüfte Individuum ausgeleuchtet werde. Die Disziplinarmacht bediene sich keiner offensichtlichen Macht- und Prunkdemonstrationen, sondern „sie setzt sich durch, indem sie sich unsichtbar macht, während sie den von ihr Unterworfenen die Sichtbarkeit aufzwingt“ (a.a.O., S. 241). Im Zentrum stehen die Notwendigkeit, den Anforderungen der Prüfung zu entsprechen und ihrem Urteil ausgeliefert zu sein, sowie das Bewusstsein, einer „unerbittliche[n] Sichtbarkeit“ (a.a.O., S. 243) der individuellen Eigenschaften, Fähigkeiten und Handlungen. Die Ergebnisse der Prüfung dienen, so Foucault, auch der Sammlung von Informationen über das Individuum. Diese finden Eingang in „ein System der Registrierung und Speicherung von Unterlagen“ (a.a.O., S. 244), das zu einer „Unmasse von Dokumenten“ (a.a.O., S. 243) und umfassenden Archivierung der

Datensammlung führe. Aus dieser systematischen Anhäufung von Wissen entstünde auch die Notwendigkeit einer standardisierten Notation und daraus hervorgehender Formalisierung und Vergleichbarkeit der gesammelten Daten.

„So formieren sich eine Reihe von Codes der Disziplinarindividualität, mit denen sich die durch die Prüfung ermittelten individuellen Züge vereinheitlichen lassen: der physische Code der Signale, der medizinische Code der Symptome, der schulische oder militärische Code der Verhaltensweisen und Leistungen.“ (a.a.O., S. 244)

Diese Codes ermöglichen eine standardisierte Sprache zum Zweck des Vergleichens, „der Klassifizierung, Kategorienbildung, Durchschnittsermittlung und Normenfixierung“ (a.a.O., S. 245). Die dadurch entstehende Vermessung interindividueller Unterschiede führen zu einer umfassenden statistischen Erfassung individueller Fälle. Der Einzelne wird vor dem Hintergrund eines Erkenntnisinteresses erfassbar, zugleich lassen sich die Befunde über eine einzelne Person in Beziehung setzen zu einer breiten Vergleichspopulation, ihrem Mittelwert und dem Abweichungsgrad. So „konstituiert sich das Individuum als beschreibbarer und analysierbarer Gegenstand“ ebd.), welcher wiederum in ein „Vergleichssystem“ (ebd.) eingespeist wird, welches „die Messung globaler Phänomene, die Beschreibung von Gruppen, die Charakterisierung kollektiver Tatbestände, die Einschätzung der Abstände zwischen den Individuen und ihre Verteilung in einer ‚Bevölkerung‘ erlaubt“ (a.a.O., S. 245). Es entstehen Verfahren der Prüfung und Diagnostik, die das Individuum erfassen, aber nicht in seiner Einzigartigkeit, sondern vergleichbar und formalisierbar gemacht zum Zweck der Einordnung und Anordnung um eine Populationsnorm herum. Sie dient als Beschreibung des Individuums als Fall unter vergleichbaren Fällen, nicht als Grundlage des Verstehens eines einzigartigen und damit nicht vergleichbaren Lebens. Die Archive und die daraus hervorgehende Möglichkeit zur umfassenden statistischen Erfassung von Eigenschaften innerhalb einer Population betrachtet Foucault als Ursprungsorte „der Wissenschaften vom Menschen“ (Dreyfus & Rabinow, 1994, S. 191). „Psychologie, Demographie, Statistik, Kriminologie, Sozialhygiene“ (ebd.) entstünden demnach innerhalb der Disziplinarinstitutionen, im Rahmen einer gemeinsamen historischen Matrix, die auf die Zurichtung des Einzelnen als Individuum ausgerichtet sei. Im nächsten Teil soll näher auf die Wirkungsweise dieser so entstandenen Wissenschaften vom Menschen eingegangen werden.

3.4.5 *Objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung*

Die zentralen Verfahrensweisen der neu entstandenen Wissenschaften „charakterisieren, klassifizieren, spezialisieren; sie verteilen Individuen entlang einer Skala, ordnen sie um eine Norm herum an, hierarchisieren sie untereinander [...]“ (Foucault, 2016, S. 286). Zu den neu entstandenen Wissenschaften zählen alle „Psychologien, -graphien, -metrien, -analysen, hygienen, -techniken und -therapien (a.a.O., S. 249). Die Wirkung, die diese Verfahren auf die Menschen haben, sei eine zweifache:

„Im Herzen der Disziplinarprozeduren manifestiert sie (die Prüfung, Anm. X.L.) die subjektivierende Unterwerfung jener, die als Objekte wahrgenommen werden, und die objektivierende Vergegenständlichung jener, die zu Subjekten unterworfen werden.“ (Foucault, 2016, S. 238)

Objektivierend wirke die Prüfung und das daraus hervorgehende Wissen insofern, als es den einzelnen Menschen als isolierbaren, feststellbaren, durch Untersuchung, Messung und Vergleich hinlänglich erfassbaren Gegenstand behandelt. Relevant und wesentlich für die „Erkennbarkeit“ des Menschen wird das standardisierte und statistische Erfassbarkeit ermöglichende Wissen.

Subjektivierend wirke dieses Wissen insofern, als es eine Identität schafft, auf die das Individuum fixiert wird und über die es sich selbst definiert und erfährt. Der Einzelne nimmt sich als das an, was im Rahmen der Humanwissenschaften über ihn erfahren werden kann. Das Subjekt ist „durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet“ (Foucault, 1994, S. 246f), die aber nach den Stichworten und Maßeinheiten der Humanwissenschaften ausgerichtet sei. Diese Subjektivierung verlaufe entlang der *Unterschiede* zwischen den Individuen, denn „jeder [bekommt, Anm. X.L.] seine eigene Individualität als Stand zugewiesen [...], in der er auf die ihn charakterisierenden Eigenschaften, Maße, Abstände und ‚Noten‘ festgelegt wird, die aus ihm einen ‚Fall‘ machen“ (Foucault, 2016, S. 246). Die Identität wird also immer schon in Bezug auf zuvor festgelegte Wertungen geschaffen, nach den Kriterien von Übereinstimmung und (gradueller) Abweichung. Das, was einem als eigene subjektive Meinung, Wahrnehmung und unvergleichbare Charakteristik erscheint, gilt Foucault als das Produkt einer disziplinierenden und normierenden Macht.

Foucault widerspricht also der an Descartes anknüpfenden Denktradition, das Subjekt als souveränes, vor aller Diskursivierung vorliegendes autonomes Geschöpf und Ausgangspunkt für jeglichen Weltbezug zu betrachten. Viel mehr nimmt er eine

„Dezentrierung des Subjekts“ (Bublitz, 2008, S. 293) vor, indem er es nicht zum Ursprungsort von Bewusstsein, sondern zu einem Effekt und Kristallisationspunkt von „historischen Produktionsverhältnissen und kulturellen Sinnstiftungsprozessen“ (a.a.O., S. 294) erklärt. Deshalb weist Foucault auch die humanistische Vorstellung, von der einen universellen Natur des Menschen als anthropologischer Konstante zurück und spricht von verschiedenen „Formen der Subjektivierung des Menschen“ (a.a.O., S. 296) und bindet historisch kontingente Verhaltens- und Erlebensweisen an kulturelle Subjektivierungsformen zurück. Hierbei betrachtet er das moderne Subjekt, das von Disziplinar- und Normierungsmacht geprägt sei, als eines, indem sich „Subjektivierung mithilfe eines Unterscheidungsrasters – von Abweichung und Norm – vollzieht“ (ebd.), weil es im Individuum als Bezugsrahmen der eigenen Selbstrepräsentation und Verhaltensausrichtung implementiert wird. Der so „produzierte Raum der Innerlichkeit“ wird einem „permanenten Selbsterforschungs- und Geständniszwang unterstellt“ (ebd.), und statt einer äußeren Kontrollinstanz, die unterwirft und reglementiert, wird das Subjekt selbst zum „Überwachungsorgan der eigenen Handlungen“ (a.a.O., S. 295). Der im Rahmen der Disziplinarmacht entstandene Wissenskomplex ist zugleich ein Machtkomplex der Unterwerfung durch die Schaffung einer Selbsterkenntnis des Individuums.

3.5 Der Macht/Wissen Komplex, Wahrheit und das Subjekt

Das Wissen vom Menschen ist für Foucault also untrennbar mit den normierenden Funktionsweisen der Disziplinarmacht verflochten. Es geht mit der Praxis der Disziplinierung einher und wird zu ihrer Optimierung wieder in diese Disziplinarmacht eingespeist. Das bedeutet, dass Foucault die Unabhängigkeit, Unvoreingenommenheit und voraussetzungslose „Objektivität“ der Humanwissenschaften radikal in Frage stellt. Ihm kommt es drauf an zu zeigen, dass die Wissenschaften vom Menschen von Anfang an mit der Disziplinarmacht und in letzter Instanz mit der Bio-Macht verknüpft sind. Sie formulieren Fragen, Methoden und Ziele, die ihre Relevanz und Legitimation aus den Funktionsweisen der Bio-Macht ziehen und entlang ihrer Bemühungen um Machtsteigerung ausgelegt seien. Foucault stellt nicht die Wirklichkeit von Faktenwissen in Frage. Vielmehr geht es ihm darum zu zeigen, dass es keine voraussetzungs- und wertfreien Fakten gibt, sondern dass sie erst durch bestimmte

Prozesse, im Rahmen bestimmter Zwecke und nach bestimmten Gesichtspunkten funktionieren. Seine Analyse zielt letztendlich auf die Frage, „wie Wissen zirkuliert und funktioniert“ (Foucault, 1994, S. 246) und zu einem „*Régime des Wissens*“ (ebd.) wird. Dementsprechend sind Fragen nach dem Wissen und Fragen der Macht für ihn untrennbar miteinander verbunden. Das, was zu einer bestimmten Zeit als Wahrheit aufgefasst werde, sei das Produkt von Zwänge und Prozessen:

„Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ‚allgemeine Politik‘ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.“ (Foucault, 1987, S. 51)

Der Aspekt der Gemachtheit von Wahrheit durch Diskurse und die ihnen zugrundeliegenden Machtmechanismen soll noch näher in Kapitel 5.1 erörtert werden. Dort soll näher beschrieben werden, wie durch die Unterscheidung legitimer von illegitimen Diskursen, die Bestimmung der Regeln zur Unterscheidung zwischen wahren und falschen Aussagen, die Festlegung von angemessenen und unangemessenen Methoden sowie der Bestimmung legitimer Akteure und Produzenten von Wahrheit diese Wahrheit zuallererst hervorgebracht wird. Hier soll lediglich darauf verwiesen werden, dass die Produktion von Wahrheit aus vielfältigen Machtwirkungen hervorgeht und wiederum Machtwirkungen entfaltet. Das Verhältnis von Wissen und Macht ist also „zirkulär“ (Foucault, 1978, S. 54). Dieser „Macht/Wissen-Komplex []“ (Foucault, 2016, S. 39) wird selbst unsichtbar, während er sich im Individuum als produktive Kraft der Selbsterkenntnis entlang von Disziplinar- und Normierungsstreben niederschlägt. Foucault betrachtet damit nicht nur das Subjekt, sondern auch die Wahrheit unter historischen Vorzeichen. Aber nicht, indem er bloß benennt, was zu welcher Zeit als wahr galt, sondern, indem er „Konstellationen zu beschreiben versucht, in denen Wahrheit jeweils eine bestimmte Funktion erfüllt“ (Günzel, 2008, S. 297).

3.6 Intelligenzdiagnostik und Disziplinarmacht

Inwieweit lassen sich Parallelen zwischen dem Diskurs zur Intelligenzdiagnostik und Foucaults Kritik an den Humanwissenschaften, zu denen auch die Psychologie gehört, ziehen? Ich habe diesen theoretischen Rahmen für meine Arbeit deshalb gewählt, weil

ich die hier dargestellte Verschränkung von Wissen, Normalisierung und individueller Identitätsbildung für einen fruchtbaren Zugang zum Thema der Intelligenzdiagnostik halte. Ich tue dies deshalb, weil Foucaults Ansatz die Untersuchung ermöglicht, wie dieser Spezialdiskurs entsteht und funktioniert, nicht nur bloß, ob er den diskursimmanenten Kriterien wie etwa den Gütekriterien im Rahmen der Testkonstruktion entspricht. Parallelen zwischen Foucaults Theorie und dem Diskurs zur Intelligenzdiagnostik sollen in dieser Arbeit noch weiter im Detail ausgearbeitet werden. Um jedoch eine grobe Orientierung zur Stoßrichtung zu geben, die mit dem gewählten theoretischen Ansatz einhergeht, möchte ich auf einige wichtige Aspekte eingehen.

Zunächst lässt sich mit Foucaults Theorie eine gänzlich andere Kontextualisierung von psychologischem Wissen vornehmen, die beträchtlich von dem in der Mainstreampsychologie vorgetragenen Selbstverständnis abweicht. Während letztere die Möglichkeit einer objektiven, neutralen Wissenschaft postuliert, die durch methodisch sauberes Arbeiten einen perspektivlosen, unvoreingenommenen Blick auf das Forschungsobjekt werfen kann, weist Foucault auf die Verschränkung von Bio-Macht und Psychologie hin. Ihm geht es darum deutlich zu machen, dass Humanwissenschaften keineswegs wertfrei und interesselos agieren, sondern von vornherein nach bestimmten Zielen und Kategorien. Subjektivierung durch psychologisches Wissen trägt vor allem zu einer Normalisierung und Implementierung von Selbstdisziplin bei, weshalb Repression durch Selbstführung der Individuen ersetzt werden kann. Er widerspricht also radikal dem Neutralitätsdiktum, aber auch dem verbreiteten Selbstverständnis von Psychologen*innen, durch Fachwissen primär dazu befähigt zu werden, Klient*innen helfen zu können. Denn das Wissen, das sie hierfür anwenden, steht von Anfang an nicht im Interesse des Einzelnen, sondern in der Absicht, Individuen durch Kategorien von Norm und Abweichung regierbar zu machen. Ich gehe in dieser Arbeit davon aus, dass die Intelligenzdiagnostik als ein Werkzeug sowie Produkt der Disziplinarmacht betrachtet werden kann. Sie vermittelt den Eindruck, durch einen *hierarchischen Blick* jede Person erfassen und hinsichtlich zuvor festgelegter Kriterien beurteilen und einordnen zu können.

Sie stellt insofern eine Form der *normierenden Sanktion* dar, als sie in Form von Testaufgaben eine klare Forderung an die Individuen stellt und hinsichtlich der Pole „richtige Antwort“ und „falsche Antwort“, letztendlich aber entlang der Pole

„hochbegabt“ und „intelligenzgemindert“ Individuen anordnet und dadurch in eine wertende Hierarchie bringt. Sie lässt sich dadurch auch als Gradmesser für die Befähigung eines Individuums hinsichtlich bestimmter Aufgaben lesen, womit aber zumindest eine Assoziation zu „Natur, Anlage, Niveau, Wert“ (Foucault, 2016, S. 234) des betreffenden Individuums evoziert werden kann. Die in einem Test erzielten Werte können identitätsprägend sein, werden aber auf jeden Fall als eine Aussage über das Individuum und seine Fähigkeiten dargestellt. Die Aussage über das Individuum erfolgt als „Vergleich, Differenzierung, Hierarchisierung, Homogenisierung und im äußersten Falle Ausschluss“ (a.a.O., S. 236), indem sie individuelle Leistung gemäß einem Abweichungs-IQ immer in Bezug zu einer statistischen Durchschnittsnorm setzt. Individualität wird hier von Anfang an immer in Bezug auf eine Gruppennorm erfasst.

Der Intelligenztest als *Prüfung* erlegt dem Individuum seine Testkriterien und Wertungen auf, zumindest insofern das Individuum von den Ergebnissen abhängig ist, etwa im Rahmen eines beruflichen Einstellungstestes, bei der Diagnose von Teilleistungsstörungen oder einer geistigen Beeinträchtigung. Was im Fokus steht, ist die Leistung und der Befund über das Individuum, nicht die Legitimität oder Sinnhaftigkeit der Aufgaben und Konstrukte. Die Akzeptanz des in den Tests vermittelten Intelligenzbegriffes lässt sich ebenso als eine Verschleierung der Deutungs- und Konstruktionsmacht der Psychologie begreifen.

Es kommt zu einer *Ausleuchtung* des Individuums, mitsamt einer standardisierten und archivierbaren Vermessung, bei gleichzeitiger Asymmetrie der Machtverteilung zwischen Prüfer*innen und Geprüften. Die so dokumentierten Werte können zugleich als *Code einer standardisierten Sprache* (vgl. a.a.O., S. 244) zum Zweck des Vergleichens, „der Klassifizierung, Kategorienbildung, Durchschnittsermittlung und Normenfixierung“ (a.a.O., S. 245) genutzt werden.

Das Individuum wird insofern *verobjektiviert*, als die ermittelten Testwerte als Feststellung seiner Leistungsfähigkeit gemäß den Testkriterien betrachtet werden. Zugleich erfolgt eine *Subjektivierung* des Individuums, insofern es die erzielten Testwerte als relevante Aussage über seine Identität erachtet und sich selbst als mess- und beurteilbar wahrnimmt oder sich zumindest mit den von außen getätigten Zuschreibungen auseinandersetzen muss. Sicherlich ist es möglich, den Test und seine Ergebnisse zurückzuweisen, ihn zu relativieren oder sich graduell variierend mit den Befunden zu identifizieren, aber zugleich liegen hier starke Beschränkungen in der

Wahlfreiheit vor, weil der Test häufig in „Zwangskontexten“ wie klinischer, pädagogischer oder Eignungsdiagnostik zum Einsatz kommt und es eben nicht um freiwillige Identifikation, sondern Identifizierung durch Zuweisungen von außen kommt. Doch die Subjektivierung umfasst nicht nur die *Selbstverortung* innerhalb der Normalverteilungskurve, sondern ganz generell die Vorstellung einer gesellschaftlichen Hierarchie, die auf Leistungsunterschieden gründet. Normalisiert werden nicht nur Leistungen, indem sie in Bezug zur statistischen Norm gesetzt werden. Als normal wird auch die grundlegende Vorstellung etabliert, dass es naturgemäß soziale Hierarchien gäbe, die es bloß noch zu vermessen gelte.

Wie die *Wahrheit* des Intelligenzdiskurses funktioniert und zirkuliert, soll hier noch im Detail untersucht werden. Dass sie aber bei aller Kritik und Relativierung durchaus funktioniert, zeigt sich an ihrer festen Verankerung innerhalb vieler Institutionen als akzeptiertes Diagnoseinstrument und Kernkompetenz von Psycholog*innen, sowie der weit verbreiteten Kenntnis des IQs als relevanter Maßzahl der Intelligenz. Man kann sagen, dass die Vorstellung, Intelligenz durch einen standardisierten Test messen und durch eine Zahl oder ein Intelligenzprofil abbilden zu können, gewissermaßen in das kollektive Imaginäre eingegangen ist, womit ein bestimmter Leistungsanspruch, eine Normausrichtung, sowie die Akzeptanz einer prinzipiellen Diagnostizierbarkeit und Hierarchisierung gemäß den aufgestellten Kriterien im Individuum verankert wird. Darin impliziert ist auch die Vorstellung von einer psychologischen Disziplin, die prinzipiell über Kenntnisse und Methoden verfügt, um den Einzelnen hinsichtlich seiner Fähigkeiten beurteilen zu können.

Im weiteren Verlauf der Arbeit soll auch untersucht werden, inwiefern psychologisches Wissen als Teilaspekt einer Bio-Macht betrachtet werden kann, die auf die maximale Ausnutzung der Lebenskräfte abzielt. Intelligenzdiagnostik behauptet nicht nur, die Erfassung individueller Leistungsfähigkeit zum Zweck der Zuweisung zu geeigneten Schulformen und Berufsfeldern zu ermöglichen. Zugleich gibt sie vor, die Erfassung breiter Bevölkerungsschichten und den Vergleich von Bevölkerungsgruppen zu ermöglichen sowie eine Art Monitoring über den zeitlichen Abfall bzw. die Zunahme der Durchschnittsintelligenz innerhalb der Bevölkerung. Sie befasst sich also nicht nur mit den Ergebnissen von Individuen, sondern mit der gesamten Bevölkerung, der Intelligenzverteilung innerhalb einer Population und zwischen verschiedenen Gruppen.

Dadurch sind die Befunde der Intelligenzdiagnostik anschlussfähig für Diskurse über Reproduktionsregulierung und demographische Optimierung. Dies zeigt sich vor allem bei einem Blick in die Geschichte der Intelligenzdiagnostik. Denn dabei offenbart sich, dass diese ursprünglich als ein Werkzeug der Eugenik zum Zweck der Optimierung eines „Volkskörpers“ durch Diagnostik und darauf aufbauende Selektion entwickelt worden ist. Foucaults Beschreibung der Humanwissenschaften als Bio-Macht erweist sich in diesem Zusammenhang als besonders treffend und ordnet das Wissen, das durch Intelligenzdiagnostik entwickelt worden ist, nicht dem Wohlergehen und Interesse des Einzelnen, sondern dem Interesse des Staates zum Zwecke der Menschenführung und -optimierung zu.

4 Zur Geschichte der Intelligenzdiagnostik

4.1 Einleitung

Im Rahmen dieses Kapitels soll die Entstehungsgeschichte und Entwicklung der Intelligenzdiagnostik dargestellt werden. Hierbei wird eine geschichtliche Rekonstruktion nicht als neutrale Wiedergabe von losen Ideen, Handlungen und Ereignissen betrachtet. Ziel der Darstellung ist es viel mehr, Intelligenzdiagnostik an die kontextuellen Entstehungsbedingungen zurückzubinden, unter denen diese entwickelt wurde. Damit werden bestimmte Ideen, die sich rund um den Themenkomplex der Messbarkeit interindividueller Unterschiede bildeten, nicht als voraussetzungslose Produkte einzelner Akteure begriffen, sondern auf ihre soziale Voraussetzung hin überprüft. Ziel einer solchen geschichtlichen Rekonstruktion ist es, die Verschränkung wissenschaftsexterner Einflüsse auf die Psychologie mit der gesellschaftlichen Wirkmacht psychologischer Ideen herauszuarbeiten.

Eine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Intelligenzdiagnostik wird häufig auch in Lehrbücher eingeflochten, wobei diese Rekonstruktionen sich durch einen entkontextualisierenden Charakter auszeichnen, der vor allem eine Legitimation des aktuellen Wissensstandes als Produkt eines logischen und voranschreitenden Forschungsprozesses darstellt (Gittler, 2017; Nettler & Hennig, 2005; Stemmler, Hagemann, Amelang, Spinath, 2016). Dieser Prozess wiederum wird häufig als eine

sukzessive Annäherung an die Erkenntnis des Forschungsobjektes begriffen. Darüber hinaus finden sich in diesen Darstellungen reduktionistische Ansätze, in denen „Ideen einen besonderen, von menschlichem Handeln weitgehend abgelösten Status innehaben“ (Grunwald, 1980, S.3) und als „Great-Man-Theorien [...], Zeitgeisttheorien [...] und Entfaltungstheorien [...]“ (ebd., S. 4) zur Geschichtsschreibung und Legitimation von Wissen beitragen.

Im Gegensatz dazu soll es in diesem Kapitel darum gehen, Entstehungs- und Verfertigungsbedingungen wissenschaftlicher Konzeptionen aufzudecken, Geltungsansprüche zu befragen und überhistorisch erscheinende wissenschaftliche Standards auf ihre spezifischen Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen hin zu untersuchen. Im Theorieteil dieser Masterarbeit wurden bereits Michel Foucaults Ausführungen zum Zusammenhang von Wissen und Macht dargestellt. Nicht nur für die Untersuchung des Lehrbuchmaterials, sondern auch für die Rekonstruktion der Geschichte der Intelligenzdiagnostik sollen im Folgenden Foucaults Arbeiten zum Macht-Wissen-Komplex als theoretisches Fundament dienen.

Das bedeutet, dass psychologische Forschung zur und Praxis der Intelligenzdiagnostik im Rahmen dieser Arbeit als Verknüpfungen aus häufig nicht bewussten Werten, Modellen, Forschungsmethoden und Absichten untersucht werden sollen. Deren Funktionsweise wird erst sicht- und damit auch kritisierbar, wenn sie als historisch gewachsene und kontingente Komplexe erfasst werden, und nicht als das Produkt allgemein verbindlicher, logisch alternativloser rationaler Überlegungen. Zentrale Ideengeber und Protagonisten der Intelligenzforschung erscheinen hierbei nicht als neutrale Betrachter und Entdecker einer der Forschung vorausgehenden Essenz der Intelligenz, sondern als soziale Akteure, die ihren Standpunkt innerhalb von Diskursen entwickelt haben und deren Positionen erst durch eben diese Diskurse hervorgebracht worden sind (vgl. Jäger, 2004; Foucault, 1987; Foucault, 1983).

Es soll deutlich werden, dass Theoriebildung, Forschungsmethodik und Anwendung der Intelligenzdiagnostik zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten sozialen Kontext von bestimmten Psychologen zu ganz bestimmten Zwecken entwickelt worden ist. Der Sinn einer solchen historischen Auseinandersetzung zielt hierbei auch auf das Verständnis der gegenwärtigen Intelligenzforschung im Lichte früherer Verhältnisse und Entwicklungen ab. Die heute weit verbreitete Vorstellung, dass Menschen sich hinsichtlich ihrer Intelligenz quantitativ erfassen, vergleichen und entlang einer

Hierarchie platzieren lassen, musste zunächst plausibel gemacht werden. Diese Vorstellung ist keineswegs selbstverständlich und will argumentativ und im Zuge gesellschaftlicher Praxis vorbereitet sein. Ein Nachvollzug der Geschichte der Intelligenzdiagnostik kann dabei helfen zu erkennen, welche theoretischen Prämissen aus welchen Gründen nötig waren, um diese Vorstellung verbreiten zu können.

4.2 Die Anfänge der Differentiellen Psychologie: Sir Francis Galton

Francis Galton (1822-1911) gilt als zentraler Impulsgeber der differentiellen Psychologie und Intelligenzforschung (vgl. Fancher, 1985; Gould, 1994; Stemmler et al., 2016). Seiner Arbeit, die als wichtige Voraussetzung der heutigen psychologischen Testmethodologie gilt, gingen Strömungen in der anthropologischen Forschung und Phrenologie voraus, in denen versucht wurde, durch die Vermessung von Kopfgröße und -form Rückschlüsse auf Intelligenz und Charaktermerkmale der untersuchten Personen ziehen zu können (Gould, 1983, S. 73-153). Mit Galton begann eine Bewegung, die nicht durch das Messen manifester physiologischer Merkmale, sondern durch den Einsatz von Tests abstrakte und latente Merkmale wie Intelligenz und Persönlichkeit quantitativ zu erfassen versucht (Fancher, 1987, S. 19-44).

Galton wurde 1822 in eine privilegierte Familie der neu entstandenen, britischen Mittelschicht hineingeboren. Durch seine Stellung als vermögender Erbe konnte er frei über seine Zeit verfügen und beschäftigte sich nach einem Mathematikstudium in Cambridge als Privatgelehrter mit mathematischen, physikalischen, ethnologischen und meteorologischen Fragestellungen (Fancher, 1987, S. 20). Darüber hinaus gilt er als Pionier und Begründer der differentiellen Psychologie. Vielen Psychologiestudierenden ist er durch seine Arbeit zur Regressionsanalyse und als Wegbereiter der Intelligenzdiagnostik bekannt. Galton findet in den von mir analysierten Lehrbüchern als zentraler Impulsgeber der Differentiellen Psychologie nahezu immer eine anerkennende Erwähnung (Gittler, 2017; Nettler & Hennig, 2005; Neyer & Asendorpf, 2018; Stemmler, Hagemann, Amelang, Spinath, 2016; Weber & Rammsayer, 2011). Hierbei wird seine Arbeit in aller Regel losgelöst von den sozialpolitischen und ökonomischen Bedingungen seiner Zeit dargestellt, wobei eine Verflechtung zwischen der von ihm betriebenen differentialpsychologischen Forschung und seiner politischen Einstellung als Begründer der Eugenik weitestgehend ausgeblendet wird (Stemmler et

al., 2016, S. 29). Im Folgenden sollen zunächst die politischen und sozialökonomischen Rahmenbedingungen aufgezeigt werden, unter denen Galton die Erforschung individueller Differenzen entwickelte. Anschließend soll der Einfluss der Evolutionstheorie von Charles Darwin auf Galtons Denken und die von ihm begründete eugenische Bewegung nachgezeichnet werden. Abschließend werde ich noch auf die ersten differentialpsychologischen Messungen Galtons eingehen und herausarbeiten, inwiefern diese mit seinen gesellschaftspolitischen Ideen verschränkt sind.

4.2.1 Zum sozialhistorischen Hintergrund

Galtons Idee, interindividuelle Unterschiede zu messen und Menschen so miteinander vergleichen zu können, ist im Kontext massiver sozialhistorischer Umbrüche zu sehen. Die sich ausbreitende Industrialisierung führte zu einer tiefgreifenden Transformation Großbritanniens von einem Agrar- zu einem Industriestaat. Damit gingen vollkommen neue Arbeits- und Lebensbedingungen einher sowie die Herausbildung einer kapitalistischen Produktions- und Wirtschaftsform. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam es zu einer starken Zunahme der Bevölkerungszahl, die sich vor allem in den großen Städten konzentrierte, weil Menschen auf Lohnarbeit angewiesen waren und diese vor allem im urbanen Raum der Industriestädte suchten (Long, 2005). Dies führte zu einem Anstieg der verfügbaren Arbeitskräfte in den Städten und in weiterer Folge zu einem Lohndumping seitens der Arbeitgeber und der Ausbreitung extrem ausbeuterischer Arbeitsbedingungen sowie beengter Lebensverhältnisse in überbevölkerten Stadtteilen, durch die Seuchen und Krankheiten begünstigt wurden. Es kam zu Verarmung und Verelendung vieler Arbeiter*innen, die unter widrigen Arbeitsbedingungen, Armut und Hunger, Wohnungsknappheit und Krankheiten litten. Die an der Schwelle von einem Agrar- zu einem Industriestaat entstandene „soziale Frage“ (Etzemüller, 2012, S. 163) nach Ursachen und Lösungen für das Elend der Arbeiterschicht wurde kontrovers diskutiert.

Der Ökonom Thomas Robert Malthus veröffentlichte 1798 mit seinem *Essay on the Principle of Population* eine einfache Erklärung für die grassierende Armut und die elenden Lebensbedingungen einer breiten Bevölkerungsschicht. Sein Essay soll hier deshalb erwähnt werden, weil sich in diesem eine politische Haltung kristallisiert, die soziale Ungleichheit und Armut naturalisiert und zugleich zu einer wichtigen

diskursiven Strömung wird, die in Charles Darwins Evolutionstheorie eingeht und von Galton später aufgegriffen und mit den Zielen seiner psychologischen Forschung verflochten wird (vgl. Ruck, 2014, S. 103-155). Malthus führte das soziale Elend nämlich auf einen Zusammenhang zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelproduktion zurück, der von ihm als Naturgesetz ausgegeben wurde. Dieses Gesetz, so Malthus, besagt, dass die Bevölkerung dazu tendiere, sich exponentiell zu vermehren, die Lebensmittelproduktion jedoch nur linear ansteigen könne. Dadurch komme es in Zeiten des Wohlstandes notwendig zu einer Bevölkerungsexplosion und in Folge dessen zu einer Unterversorgung mit Nahrungsmitteln, Hungersnöten, Krankheiten und Seuchen (vgl. Etzemüller, 2012, S. 163 ff). Durch diese würden die Population dezimiert werden und wieder schrumpfen. Es wird eine zyklische Entwicklung aus Wohlstand, Bevölkerungswachstum, Verelendung und Bevölkerungsregulation durch Massensterben postuliert. Soziales Elend sei somit in einem „ewigen Missverhältnis von Nahrung und Menschenzahl“ (ebd.) begründet und wird zudem als funktional betrachtet. Für Malthus gab es

„keine Möglichkeit, dem Gewicht dieses Gesetzes, das die gesamte belebte Natur durchdringt, auszuweichen. Weder eine erträumte Gleichheit noch landwirtschaftliche Maßnahmen von äußerster Reichweite könnten seinen Druck auch nur für ein einziges Jahrhundert zurückdrängen. Deshalb scheint dieses Gesetz auch entschieden gegen die mögliche Existenz einer Gesellschaft zu sprechen, deren sämtliche Mitglieder in Wohlstand, Glück und verhältnismäßiger Muße leben“. (Malthus, 1977, S. 19, zit. nach Etzemüller, 2012, S. 164)

Malthus postuliert aber nicht nur ein naturwüchsiges Missverhältnis von Lebensressourcen und Bevölkerungszahl, aus dem eine Konkurrenz um das Überleben erwächst, sondern identifiziert die in Armut lebenden Menschen als die Schuldigen und Hauptverantwortlichen für dieses Missverhältnis (Etzemüller, 2012, S. 163). Denn diese würden sich leichtsinnig und kurzsichtig immer weiter vermehren, ohne darüber nachzudenken, ob sie die Versorgung ihrer Kinder sicherstellen können und zudem den wertvolleren Mitgliedern der Gesellschaft Lebensressourcen streitig machen, weshalb Malthus zum einen Armut, Hunger und Seuchen zumindest in der ersten Auflage seines Essays als natürliche und willkommene Mittel der Bevölkerungsregulation betrachtete (Blanqui, 1971, S. 107f). Zum anderen forderte er aber auch eine Geburtenkontrolle der ärmsten Bevölkerungsschicht durch politisch reguliertes Heirats- und Reproduktionsverhalten (Etzemüller, 2012, S. 163). Sozialleistungen hingegen würden nur falsche Anreize zur weiteren Vermehrung setzen und zu noch mehr Elend führen

(ebd.). Etzemüller (2012) weist darauf hin, dass „die differenzierte Betrachtung der Fertilität, die Unterscheidung in Menschen, die zu wenige Kinder (Mittelschicht), und solche die zu viele (Unterschichten) bekommen“ (ebd., S. 164) eine wichtige Setzung ist, die auch auf „eine Klassifizierung als „würdige“ und „unwürdige“ Mitglieder der Gesellschaft“ (ebd.) abzielt. Hierbei „werden angeblich natürliche Entwicklungen auf gesellschaftspolitische Zustände gespiegelt“ (ebd.) und durch den Verweis auf die mangelnde Selbstbeherrschung der Unterschicht „moralisch aufgeladen“ (ebd.). Malthus` Antwort auf die soziale Frage ist also eine Naturalisierung der von Menschen geschaffenen Produktions- und Wirtschaftsform sowie der daraus hervorgehenden ungleichen Verteilung des akkumulierten Kapitals. Damit nahm er eine geschickte Perspektivverschiebung hin auf die verarmte Unterschicht vor, die zum Ziel politischer Maßnahmen der Bevölkerungsregulation werden sollte. Dadurch aber geriet die besitzende Klasse, die den Gewinn aus der Lohnarbeit nahezu gänzlich für sich abschöpfte, aus dem Blickfeld des politischen Diskurses.

Bevor wir uns Francis Galton zuwenden, sollte man sich vor Augen halten, dass er in einer Zeit sozialer Umbrüche gelebt hat, die durch die Herausbildung einer Klassengesellschaft geprägt war. Diese war nun nicht mehr durch die Herrschaft des Adels gekennzeichnet, die ihre Vormachtstellung durch den vermeintlichen Willen Gottes legitimierte (Lewontin, Rose, Kamin, 1988). Viel mehr bildete sich nun eine neue Gesellschaftsstruktur heraus, die durch eine Gruppe geprägt war, die über Kapital und Produktionsmittel verfügte sowie durch eine Arbeiterschicht, die einzig über ihre Arbeitskraft verfügte und von Lohnarbeit abhing. Diese Aufteilung führte zu einer extremen Ungleichheit zwischen den entstandenen Klassen. Zugleich stand diese Ungleichheit aber im Widerspruch zu den Idealen der französischen Revolution und der Aufklärung, die in ganz Europa nicht folgenlos blieb und es nun erschwerte, soziale Lebensbedingungen durch einen göttlichen Willen zu erklären (vgl. Lewontin, Rose, Kamin, 1988). Mit dem Verweis auf Malthus dürfte sich abgezeichnet haben, wie diese Ungleichheit nun legitimiert werden sollte: nicht durch den Verweis auf eine gottgegebene Stellung jedes Einzelnen in der Welt, sondern durch den Verweis auf eine natürliche Ressourcenknappheit, eine natürliche Minder- und Höherwertigkeit und die Hierarchisierung der Gesellschaftsschichten.

4.2.2 Evolutionstheoretische Einflüsse

Das Buch *On the Origin of Species by Means of Natural Selection* (1859) seines Halbvetters Charles Darwin wurde für Galton zu einem wichtigen Impulsgeber für sozialpolitische Ideen, die er durch die Evolutionstheorie Darwins bestätigt wissen wollte. Im Rahmen dieses Kapitels kann nicht detailliert auf alle Aspekte der Evolutionstheorie eingegangen werden. Es sollen lediglich diejenigen Aspekte herausgearbeitet werden, die Galton später in seinen Arbeiten aufgegriffen und seinen eugenischen Ideen zugrunde gelegt hat. In seinem Buch *On the Origin of Species* vertritt Darwin die Idee, wonach die Entstehung der Arten auf einen Prozess der Adaption an Umweltbedingungen und Selektion zurückzuführen sei. Demnach hinge das Überleben von Tieren und Pflanzen von der Anpassung der Lebewesen an ihre Umwelt ab. Eigenschaften, die eine gute Anpassung an die Umwelt ermöglichten, erhöhten die Überlebens- und damit auch die Fortpflanzungswahrscheinlichkeit eines Lebewesens, wohingegen eine mangelnde Anpassung diese Wahrscheinlichkeit reduziere und schließlich zum Aussterben bestimmter Lebensformen führe (vgl. Lenzen, 2003).

Die Erscheinungsform und das Verhalten eines Lebewesens führte Darwin teils auf die erbten Anlagen zurück, die von der Parental- auf die Filialgeneration übertragen würden, wobei es auch zu Mutationen und Rekombinationen der Erbanlagen kommen könne, was wiederum zu einer verbesserten oder verringerten Anpassung an die Umwelt führen würde (ebd.). Darwin legte seinen Fokus auf die *individuelle* Überlebenswahrscheinlichkeit und betonte damit, dass evolutionäre Entwicklung auf einem Kampf von Konkurrenten und Einzelkämpfern bestünde, die um knappe Ressourcen und Lebensräume konkurrieren würden (Rose, 1979, S. 17). Den Begriff des *Survival of the Fittest*, also die Idee, dass derjenige überlebe und sich fortpflanze, der aufgrund seiner erbten Anlagen am besten an seine Umwelt angepasst sei und sich im Kampf um knappe Lebensressourcen gegen andere durchsetze, transferierte er aus der Arbeit des Soziologen Herbert Spencer (1820-1903) in seine eigenen Ausführungen zur natürlichen Selektion von Lebewesen. Inwiefern Darwins Theorien Ideen zugrunde liegen, die er von sozialpolitischen Diskursen auf die Naturforschung transferierte, kann hier nicht erschöpfend dargestellt werden. Young (1969), Hull (2005) und Ruck (2014) arbeiten diese Zusammenhänge heraus. Es soll aber deutlich werden, dass Darwin nicht als Schöpfer, sondern eher als ein „Katalysator“ (Lenzen, 2003, S. 138)

sozialphilosophischer Diskussionen über Konkurrenz und Überlebenskampf betrachtet werden kann, die auch mit den bevölkerungspolitischen Diskursen jener Zeit verknüpft sind. Hierbei spielten auch die sozialpolitischen Verhältnisse, die Armengesetze und die malthusche Vorstellung, dass ein ungebremses Bevölkerungswachstum notwendig mit der Knappheit an Nahrungsmitteln kollidieren müsse, eine wichtige Rolle und fanden als Deutungsmuster sozialer Prozesse auch Eingang in seine Evolutionstheorie (vgl. Ruck, 2014, S. 103-156). Dies zeigt sich auch darin, dass Darwin Malthus in seinen Schriften zitiert und zum Gewährsmann seiner Theorie vom Überlebenskampf macht. So schreibt er in seinem Werk *On the Origin of Species*:

„In the next chapter the Struggle for Existence amongst all organic beings throughout the world, which inevitably follows from the high geometrical ratio of their increase, will be considered. This is the doctrine of Malthus, applied to the whole animal and vegetable kingdoms. As many more individuals of each species are born than can possibly survive; and as, consequently, there is a frequently recurring struggle for existence, it follows that any being, if it vary however slightly in any manner profitable to itself, under the complex and sometimes varying conditions of life, will have a better chance of surviving and thus be naturally selected. From the strong principle of inheritance, any selected variety will tend to propagate its new and modified form. (Darwin, 1859, S. 5, zit. nach Ruck, 2014)

Darwin ergänzt Malthus' Gesetz vom Kampf um knappe Ressourcen hier also um den Aspekt der besten Umweltanpassung.

Galton wiederum knüpfte an zentrale Ideen der Evolutionstheorie an und benutzte sie als Folie zur Interpretation menschlicher sozialer Prozesse. Er vertrat die Vorstellung eines deterministischen Zusammenhanges zwischen Erbanlagen und Merkmalen eines Menschen und er führte soziale Ungleichheit als „Anpassungsunterschiede“ an die Umwelt auf qualitative interindividuelle Unterschiede der Erbanlagen zurück. Interindividuelle Unterschiede seien also natürliche Unterschiede, keine sozialen (vgl. Fancher, 1987, S.19-44).

Galton schreibt in seinem Aufsatz *„Hereditary Talent and Character“*:

„Our natural constitution seems to bear as direct and stringent a relation to that of our forefathers as any other physical effect does to its cause. Our bodies, minds and capabilities of development have been derived from them. Everything we possess at our birth is a heritage from ancestors.“ (Galton, 1995, S. 400)

Für Galton waren alle geistigen und körperlichen Anlagen in direkter und als kausal vorgestellter Weise durch die Erbanlagen eines Individuums bestimmt. Kulturelle Einflüsse hatten für ihn nur eine sehr geringe Bedeutung. In seinem Buch *Hereditary Genius* vertritt er die Idee, wonach auch sozialer Status durch Erbanlagen vererbt

würde. Indem er die Stammbäume von berühmten Familien untersuchte, kam er zu dem Schluss, dass diese tendenziell wiederum ebenso erfolgreiche Nachkommen hatten (Fancher, 1987, S.31ff).

Die Beobachtung, dass sozialer Status und finanzieller Wohlstand in bestimmten Familien gehäuft auftritt, kann auch als eine Beschreibung der damaligen Klassengesellschaft betrachtet werden, in welcher der Zugang zu Bildung und materiellen Ressourcen ungleich zwischen Bevölkerungsgruppen verteilt waren. Dass soziale Klassen sich reproduzieren, lässt sich durch unterschiedliche Faktoren erklären, doch Galton versteifte sich auf die Vorstellung einer rein biologisch determinierten Weitergabe von Talenten und Intelligenz, die wiederum die soziale Schichtung erklären sollte. Der soziale Status gerät somit zu einem Maß für die Güte der Erbanlagen und die soziale Hierarchisierung von Menschengruppen wird als Ausdruck einer naturwüchsigen Verschiedenheit im Maß der Anpasstheit an die Umwelt betrachtet, welche wiederum naturalisiert wird (Grubitzsch, 199, S. 69ff). Erbanlagen funktionieren hier als determinierender Faktor und Transmissionsriemen in der Übertragung der sozialen Position einer Generation auf die andere. Nicht nur den Unterschied zwischen sozialen Klassen, sondern auch den zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien führt er auf die Vererbung geistiger Fähigkeiten zurück (ebd.).

Zudem betrachtete er die Entwicklung der Spezies Mensch im Anschluss an die Evolutionstheorie als nicht abgeschlossenen Prozess, wodurch sich die Perspektive auf eine mögliche Veränderung des Menschen durch evolutionäre Prozesse eröffnete (Ruck, 2014, S.148ff). In einem Punkt unterscheiden sich Galtons und Darwins Positionen aber eklatant, und aus diesem Unterschied entstehen die differenten politischen Schlussfolgerungen, die beide aus der Evolutionstheorie zogen.

Während Darwin erklärte, dass die evolutionären Gesetze beim Menschen außer Kraft gesetzt seien, weil dieser nicht nur höhere geistige Funktionen, sondern auch einen Sympathieinstinkt und ein Gewissen entwickelt habe. Dementsprechend gelte das Prinzip des *Survival of the Fittest* für Menschen nicht mehr. Galton hingegen zog an dieser Stelle andere Schlüsse als Darwin. Während Darwin „Sympathie mit allen Menschen und überhaupt mit allen Lebewesen [...] für das vornehmste Gefühl“ (Ruck, 2014, S. 112) hielt, plädierte Galton dafür, die Evolutionstheorie als Handlungsanweisung und politisches Programm zur Grundlage einer Gesellschaft zu machen. Er erhob den deskriptiven Charakter von Darwins Theorien zu einem

präskriptiven und erklärte die Prinzipien von Konkurrenz und *Survival of the Fittest* zu einem Lebens- und Entwicklungsprinzip, dem nicht nur Tiere und Pflanzen unterworfen seien, sondern dem auch der Mensch entsprechen solle. Galtons politische Vorstellungen zielen auf ein kulturelles Imaginäres ab, auf dessen Grund die Vorstellung von permanenter Lebensbedrohung, Ressourcenknappheit und Konkurrenz liegen. Im Zuge der neu aufgekommenen Evolutionstheorie konnte der Mensch nun nicht mehr als Wesen begriffen werden, dessen Entwicklung abgeschlossen sei, sondern durch sozialpolitische Maßnahmen auch in Zukunft beeinflusst werden könnte. Diese Vorstellung erhob Galton zu einer politischen Bewegung, die er als Eugenik bezeichnete.

4.2.3 Eugenik

Francis Galton gilt als Begründer der Eugenik, einer Bewegung, die darwinistische Ideen nicht nur auf das Soziale projiziert, sondern diese zu ihrem politischen Programm erklärt (Grubitzsch, 1999, S. 69). Der Begriff leitet sich aus den griechischen Wörtern εὖ ('gut'), und γένος ('Werden, Entstehen, Geburt') ab und lässt sich als 'edel geboren' übersetzen.

Die britische eugenische Bewegung nahm in den 1860er Jahren ihren Anfang, als Galton im Anschluss an Darwins Arbeiten erste Artikel zu diesem Thema veröffentlichte. Bis 1880 erlebten eugenische Ideen eine weite Verbreitung und wurden 1907 mit der Einrichtung des *Eugenic Laboratory* an der University of London und der Gründung der *Eugenics Education Society* institutionalisiert (McKenzie, 1967, S. 500).

Das Programm der Eugenik umfasst die gezielte Einflussnahme auf die Erbanlagen einer Bevölkerung mit dem Ziel, die als negativ bewerteten Erbanlagen zu reduzieren bzw. auszulöschen und die Verbreitung der positiv bewerteten Anlagen zu fördern (Quitow, 1990, S.56). Unter einer „positiven Eugenik“ versteht man den Versuch, die Fortpflanzung von Trägern gesellschaftlich erwünschter Erbanlagen zu verstärken, etwa durch Förderung von früher Heirat und Mutterschaft, wohingegen eine „negative Eugenik“ darauf abzielt, die Verbreitung von als unerwünscht betrachteten Erbanlagen zu unterbinden, z.B. durch Sterilisation bis hin zur Vernichtung von Bevölkerungsgruppen. Galton selbst schlug vor, dass die Fortpflanzung der von ihm als positiv bewerteten Bevölkerungsgruppen durch frühe Heirat und eine Konzentration der

Frauen auf die Aufgaben von Geburt und Mutterschaft erfolgen sollte (Walter, 1983; Ruck, 2014). Außerdem schlug er vor, besonders intelligente Männer und Frauen zu identifizieren und einander als potentielle Ehepartner vorzustellen (Fancher, 1987, S. 35-36). Er plädiert zudem für eine Unterbringung sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen in klosterartigen Gemeinschaften, (Galton, 1995, S. 362) in denen eine Fortpflanzung dieser Bevölkerungsgruppen unterbunden werden sollte. Die Gesellschaft wurde als die Summe der Leistungsfähigkeit und Gesundheit eines jeden einzelnen betrachtet. Dementsprechend hatten die Erbanlagen eines Individuums nicht nur Einfluss auf dessen eigenes Leben, sondern auf das der gesamten britischen Gesellschaft. Es sei, so Galton, eine Frage des *nationalen* Bewusstseins, die Bedeutung der genetischen Ausstattung der britischen Bevölkerung zu erfassen und es als seine religiöse Pflicht zu betrachten, an der Verbesserung der britischen Erbanlagen mitzuwirken. Jeder einzelne solle dieses Bewusstsein entwickeln (vgl. Ruck, 2014, S.148ff).

Ehe wir uns der von Galton angestoßenen Intelligenzdiagnostik zuwenden, ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass diese innerhalb der bereits dargestellten Zusammenhänge von Evolutionstheorie, eugenischen Bestrebungen und einer Naturalisierung sozialer Ungleichheit kontextualisiert werden muss. Intelligenz als Merkmal vorteilhafter Erbanlagen stellte im Rahmen des eugenischen Denkens ein erstrebenswertes Populationsziel dar, welches nach Möglichkeit gefördert werden musste, wohingegen mangelnde Intelligenz als Merkmal minderwertiger Erbanlagen nach Möglichkeit beseitigt werden sollte. Die Frage, die dabei aufkam war: wie lässt sich Intelligenz möglichst zuverlässig erfassen?

4.2.4 Statistische Normalverteilung und Intelligenz

Die heute allen Psycholog*innen geläufige Vorstellung, wonach Intelligenz und viele weitere Merkmale innerhalb einer Population normalverteilt seien, geht auf Francis Galton zurück (Fendler & Muzaffar, 2008, S. 74). Er griff die Gauß-Kurve als Schema der Variation von Leistungsunterschieden in der Bevölkerung auf und versuchte, interindividuelle Leistungsunterschiede innerhalb des Schemas einer Glockenkurve anzuordnen. Die als Normal- oder Gauß-Verteilung bekannte Kurve wurde ursprünglich

zur Beschreibung binomial verteilter Wahrscheinlichkeiten entwickelt und hatte zunächst keine Funktion in der Beschreibung von Merkmalsverteilungen in der Natur oder bei Menschen (Fendler & Muzaffar, 2008; S. 63). Indem Galton sich diese Normalverteilung aneignete, machte er eine für die Psychologie folgenreiche Setzung: er postulierte eine naturgegebene Normalverteilung von menschlichen Eigenschaften innerhalb einer Population. Er ging davon aus, dass sich geistige Eigenschaften innerhalb einer Bevölkerung gemäß der glockenförmigen Gauß-Kurve um einen Durchschnittswert anordnen lassen, wobei ein Großteil der Bevölkerung im durchschnittlichen Bereich anzusiedeln sei, während ein kleiner Teil notwendig unterdurchschnittliche und ein ebenso kleiner Teil stark überdurchschnittliche Werte erzielen müsse (vgl. Grubitsch, 1999; Ruck, 2014, Rose, 1979, S. 18-19). Er schreibt hierzu:

„We can lay down the ogive (Normalverteilungskurve, Anm. X.L) of any quality, physical or mental, whenever we are capable of judging which of any two numbers of the group we are engaged upon has the larger amount of that quality...There is no bodily or mental attribute of any race of individuals that cannot be so dealt with, whether our judgment in comparing them be guided by common-sense observation or by actual measurement, which cannot be gripped and consolidated into an ogive with a smooth outline, and thence forward be treated in discussion as a single object.” (Galton, 1883, S. 52, zit. nach Rose, 1979, S. 18-19)

Die Bedeutung dieser Aussage für die heutige Vorstellung von menschlichen Merkmalsverteilungen und die darauf basierende normorientierte Diagnostik in der Psychologie kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn was in psychologischen Lehrbüchern als ein Naturgesetz proklamiert wird (vgl. Stemmler, Hagemann, Amelang & Spinath, 2016), musste von Galton zunächst erdacht und etabliert werden: sämtliche menschliche Eigenschaften, von der Körpergröße bis zur Intelligenz, lassen sich innerhalb einer Normalverteilungskurve darstellen. Das aber bedeutet, systematische Einflüsse, etwa durch den ungleichen Zugang zu Ressourcen wie Nahrung oder Bildung zu leugnen, und zu behaupten, dass einzig die Erbanlagen einen Einfluss auf die Merkmalsverteilung innerhalb einer Bevölkerungsgruppe haben (Grubitsch, 1999, S. 74).

Der zweite folgenreiche Aspekt dieser Setzung ist die daraus erwachsende Möglichkeit, jedes einzelne Individuum in Bezug zur restlichen Population zu setzen. Das Wesen der normorientierten Diagnostik ist nicht die Erfassung der Einzigartigkeit eines Menschen, sondern „die psychodiagnostische Aufhellung der Persönlichkeit [...], die verstanden werden kann als Bestimmung der Abweichung der Leistung eines konkreten

Individuums von einer statistisch gefaßten (sic) Durchschnittsleistung“ (Grubitzsch, 1999, S. 75). Damit wird Diagnostik als ein Prozess gedacht, durch den ein Individuum hinsichtlich seiner Merkmale „erkannt“ werden kann, indem es in Bezug zu anderen gesetzt, klassifiziert, und entlang einer Norm angeordnet wird. Es ist kein Zufall, dass diese Art, Menschen zu erfassen, erstmals von Galton entwickelt worden ist, denn erst die Einordnung chaotischer Merkmalsvariationen in eine statistische Norm macht es möglich, diese Merkmalsvariationen im Sinne eugenischer Bestrebungen zu beeinflussen (vgl. Rose, 1973, S. 18). Durch die Normalverteilung wird die Beschäftigung mit individuellen Merkmalen zwischen den Begriffen von Population, Norm, Individuum und Abweichung aufgespannt (vgl. Rose, S. 19). Sie ermöglicht es, all jene zu identifizieren, die gemäß eugenischen Optimierungszielen unter- oder überdurchschnittlich sind, woraus sich ihr Wert für die Gemeinschaft und ihr Recht auf Reproduktion ableitet.

4.2.5 Sozialer Status und die Gauß-Kurve

Nicht nur die statistische Einordnung eines einzelnen Individuums lässt sich mithilfe der Normalverteilung bewerkstelligen. Galton ging es auch darum, ganze Bevölkerungsgruppen in einem hierarchischen Gesellschaftsmodell gemäß der Normalverteilungskurve zu strukturieren, um dadurch eine Optimierung der gesamten Gesellschaft zu erreichen. Er ordnete den Positionen innerhalb der Normalverteilungskurve Bevölkerungsgruppen zu, womit er die soziale Position durch die Güte der Erbanlagen erklärte. Im durchschnittlichen Bereich verortete er die Arbeiter*innenklasse, im unterdurchschnittlichen Bereich Arme, Kranke Gelegenheitsarbeiter*innen und schlecht bezahlte Menschen und im überdurchschnittlichen Bereich die Mittelklasse, bestehend aus besser qualifizierten Arbeiter*Innen, Händler*Innen, großen Arbeitgeber*Innen und Akademiker*innen (Ruck, 2014; McKenzie, 1976, S. 514). Dementsprechend solle es das Ziel eugenischer Bestrebungen sein, durch bevölkerungspolitische Maßnahmen diesen Durchschnittswert anzuheben. Der Mittelwert sollte, wenn man die Normalverteilungskurve als Folie über Galtons Bevölkerungstheorie legt, nach rechts verschoben werden. Galton schwebten zur Erreichung dieses Zieles Maßnahmen vor, durch die eine verstärkte Fortpflanzung dieser Mittelschicht und eine Verringerung der Nachkommen von Armen erreicht

werden sollten. Die eugenische Ideologie richtete sich dementsprechend nicht gegen die Arbeiterklasse in ihrer Gesamtheit, sondern gegen diejenigen, die nicht arbeiten konnten. Der Pauperismus galt Eugenikern als eine Gefahr, nicht nur wegen der Möglichkeit sozialer Aufstände, sondern der potentiellen Fortpflanzung der Pauperer und der „Ansteckung“ der Arbeiterklasse mit deren schadhaften Erbanlagen (McKenzie, 1976; Rose, 1979, S. 25ff)

Nicht nur Galton selbst, sondern ein Großteil der Britischen Gesellschaft für Eugenik waren hingegen gut ausgebildete Mitglieder der Mittelschicht, deren sozialer Status nicht auf einer aristokratischen Herkunft beruhte, sondern auf Bildung und Expertise. McKenzie (1976) schreibt hierzu:

“The leadership of the Eugenics Education Society was dominated by well-educated members of the middle-class professions of medicine, university teaching and science. Membership was not only drawn almost exclusively from the middle classes but also heavily from the intellectual, creative and welfare professions. Of those whose profession has been discovered only three military officers and one businessman would be excluded definitely from this category.” (McKenzie, 1976, S. 504)

Viele der Mitglieder waren Forscher, Professoren, Juristen und Mediziner. Von den Ehrenmitgliedern der Eugenics Society 1914 waren elf von 40 Ehrenmitgliedern Universitätsprofessoren, neun Ärzte, vier Anwälte, zwei Politiker, zwei Schriftsteller, ein Kleriker und ein Schuldirektor (ebd.). Auch die Gründungsmitglieder, die eine eugenische Vereinigung angestrebt haben, „were exclusively professional middle class, and generally associated with the scientifically-based professions“ (a.a.O., S. 505). Mitglieder der Aristokratie sowie Vertreter*innen der Arbeiterklasse traten hingegen weder innerhalb der Society, noch außerhalb dieser als Unterstützer eugenischer Ideen auf. McKenzie merkt zudem an, dass Mitglieder der Eugenics Society den Adel sowie Mitglieder des House of Lords immer wieder kritisiert haben und eine Ablösung des Parlamentes durch ein „Upper House of families of genuine eugenic worth“ (a.a.O., S. 510) diskutierten. Zudem vermieden Anhänger der Eugenik, Fähigkeiten zum wirtschaftlichen Handeln ebenso zu preisen und auf die Erbanlagen zurückzuführen, wie sie es hinsichtlich akademischer, intellektueller Fähigkeiten getan haben. Dies kann als ein Hinweis darauf gesehen werden, dass sie weniger an der Legitimation ökonomischer Ungleichheit interessiert waren, als an der Legitimation von sozialer Ungleichheit infolge vermeintlicher Unterschiede des Intellekts sowie der eigenen Vormachtstellung aufgrund ihrer Bildung.

McKenzie (1976) plädiert dafür, die Eugenik, die sich um Galton herausgebildet hat, als eine politische Bewegung zu begreifen, die die Interessen der aufkommenden Mittelschicht vertreten und eine gesellschaftliche Vormachtstellung sichern und legitimieren wollte. Er schreibt über die Verschränkung von eugenischen Ideen mit Klasseninteressen:

“Eugenics served both to legitimate the social position of the professional middle class and as an argument for its improvement. The professional middle class owed its social position neither to wealth nor to ascribed status but to the specialized mental abilities and knowledge of its members. The hereditarian theory of mental ability as developed by the eugenicists claimed that only a limited section of the population had the potential to achieve the skills and knowledge required for professional middle class roles. The professional middle class had achieved their position not by accident of circumstances, but as the result of generations of selection for mental ability. The next generation of professionals would of necessity have to be recruited from the middle class”. (a.a.O , S. 501)

Insofern lässt sich die eugenische Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts als politische Interessenvertretung einer bestimmten Gruppierung zur Durchsetzung und Verfestigung ihrer eigenen Privilegien verstehen. Auch wenn die Eugenic Society weder mit Wirtschaftsvertretern, noch mit dem Adel eng zusammengearbeitet hat, ist sie doch zutiefst geprägt von der Akzeptanz herrschender Machtverhältnisse sowie der Frage, wie sie sich innerhalb einer akzeptierten Ungleichheit zu ihren eigenen Gunsten positionieren kann. Während sie auf die Solidarisierung mit der Arbeiterklasse verzichtet und die Ärmsten sogar zur Gefahr für alle erklärt, rührt sie also nicht an Machtverhältnisse, sondern unterwirft sich diesen und sucht sich darin eine Nische. So lässt sich die Verehrung von Intelligenz und Genie auch als Ausdruck eines Distinktionsstrebens innerhalb einer Gesellschaft lesen, die Menschen unterschiedliche Werte zuweist und eine Distinktion dadurch erst erforderlich macht.

Zugleich kann die eugenische Bewegung aber nur entstehen, weil sie sich aus Diskursen speist, die dieser Bewegung vorausgingen und eben diese Diskurse auf eine ganz bestimmte Art mit einander verflocht. Hierzu gehören Diskurse über die evolutionäre Entwicklung und Fragen der Vererbung, aber auch sozialpolitische Auseinandersetzungen über die Armengesetze und den Umgang mit umfassenden sozialen Umbrüchen durch Industrialisierung, Verstädterung, kapitalistische Vermögensakkumulation und Aufteilung der Gesellschaft in verschiedene Schichten. Charakteristisch ist hierbei die Verquickung von Wissenschaft und politischer Interessenvertretung: eigene Privilegien, soziale Anerkennung und die hierarchische Unterordnung anderer Bevölkerungsgruppen unter die eigene sollen durch

wissenschaftliche Argumente gerechtfertigt werden, indem sie aus der Warte einer vermeintlich neutralen Wissenschaft als Ausdruck von Natürlichkeit proklamiert werden. Während im Feudalismus gesellschaftliche Ungleichheit und die Vormachtstellung des Adels durch einen göttlichen Willen gerechtfertigt worden ist (Lewontin, Rose, Kamin, 1988, S. 32), hat sich nun eine neue Strategie herausgebildet. In dieser später von Michael Young (1958) als Meritokratie bezeichneten Gesellschafts- und Herrschaftsordnung wird behauptet, dass die Herrschaft einiger Weniger über Viele durch ihre angeborenen herausragenden Fähigkeiten und eine hohe Leistungsbereitschaft legitimiert sei. Die Bezeichnung Meritokratie setzt sich aus dem lateinischen Begriff *meritum* ('das Verdienst') und dem griechischen *κρατεῖν* ('herrschen') zusammen. Die Idee, dass jene verdienter Weise herrschen sollen, die aufgrund von Intelligenz und Leistung am besten dazu geeignet seien, lässt sich viel besser mit der Forderung nach Freiheit und Gleichheit vereinen, behauptet sie doch, dass jeder die gleiche Freiheit hat, sich gemäß seinen Anlagen und seines Leistungswillens zu entfalten und am Ende den Platz in der Gesellschaft einzunehmen, der ihm qua der eigenen Erbanlagen und Anstrengungen zusteht.

4.2.6 Differentialpsychologische Forschung

Die von Galton entwickelte Psychometrie entsteht nicht unabhängig von seinen eugenischen Ideen, sondern hat ihren Ursprung in genau diesen Ideen (Gilham, 2001, 92ff). Um nachzuweisen, dass geistige Fähigkeiten und vermeintlich dadurch bedingter sozialer Status vererbt werden, entwickelt er Messverfahren und statistische Methoden, durch die dieser Zusammenhang gemessen und nachgewiesen werden sollte. Dementsprechend ist seine differentialpsychologische Forschung nicht als Ausdruck eines interesselosen Wohlgefallens am Messen zu begreifen, sondern Wissenschaft, die politisch motiviert ist. Die hier vertretene These lautet nicht, dass Galton Psychologe und Eugeniker war, sondern dass er eine *ganz bestimmte* Form der psychologischen Forschung geprägt hat, *weil* er eugenische Ideen mithilfe der Wissenschaft untermauern, legitimieren und umsetzen wollte. So lässt sich nicht nur seine Stammbaumforschung als Versuch begreifen, postulierte Zusammenhänge zwischen Begabung und Sozialstatus rechnerisch nachzuweisen. Auch erste Versuche, Intelligenz anhand von Leistungsmaßen zu erfassen, basierten auf dem Ziel, soziale Unterschiede an gemessene

Leistungsunterschiede zurückzubinden. So ging er davon aus, dass Leistung und sozialer Status korrelierten, wobei gemessene Leistungsfähigkeiten mit steigendem sozialem Rang ebenfalls zunehmen würde ((Fancher, 1987; Chorover, 1982).

Galton nahm an, dass die Genauigkeit und Schnelligkeit der Reizverarbeitung als Indikator für Intelligenz betrachtet werden können. Er erhob in seinem eigens zum Zwecke einer umfassenden Datensammlung entwickelten anthropometrischen Labor 1884 an mehr als 9000 Menschen aller Gesellschaftsschichten Daten zu Körperkraft, Hörfähigkeit, Tastsinn, Geschmackssinn, Reaktionszeiten und weitere physische und psychische Merkmale wie Gedächtnis und Vorstellungsvermögen (Fancher, 1985; S. 36-40). Zu seinem Leidwesen konnte er aber keine Entsprechungen zwischen den Leistungsdaten und dem sozialen Status einer Testperson feststellen, was ihn aber nicht von seinen politischen Überzeugungen abbrachte (ebd.). Galton verfügte noch über keinen Intelligenztest im heutigen Sinne, sondern wollte das Ausmaß der Intelligenz aus psychophysiologischen Messungen ableiten. Dennoch war die Vorstellung, Intelligenz als standardisiertes Leistungsmaß erheben zu können, durch ihn möglich geworden. Auch der Korrelationskoeffizient, den er später mit seinem Schüler Pearson anwandte, war kein Produkt statistischer Spielereien, sondern ermöglichte ihm die Messung des Zusammenhanges zwischen Intelligenz und sozialem Status und spielt auch in der heutigen Forschung zur Erbllichkeit von Intelligenz eine bedeutende Rolle (McKenzie, 1979, S. 90ff).

Galton kann nicht nur als zentraler Impulsgeber der differentiellen Psychologie betrachtet werden, weil er interindividuelle Leistungsunterschiede gemessen und Korrelationskoeffizient und Regression als statistische Instrumente entwickelt hat. Auf ihn geht auch ein nativistischer Strang der Intelligenzforschung zurück, der Intelligenz als vornehmlich genetisch bedingt und nur in einem sehr geringen Ausmaß durch kulturelle Wirkfaktoren beeinflussbar begreift. Die von ihm postulierte Determination durch Erbanlagen legt das Fundament für eine bis heute erbittert geführte Diskussion über Erbllichkeit geistigerer Eigenschaften, die aus der Dichotomie zwischen nature und nurture nicht herauskommt. Die Reduktion des polyvalenten Begriffes Intelligenz auf ein abstraktes Konzept, das gemessen und mit dessen Hilfe Menschen in eine vergleichende sowie hierarchisierende Rangordnung gebracht werden können, nimmt bei Galton seinen Anfang. Zudem findet sich bei ihm eine explizite Verschränkung von Wissenschaft und Bevölkerungspolitik. Intelligenzdiagnostik wird für ihn notwendig,

weil durch diese Psychometrie Menschen auf Basis ihrer Leistungsfähigkeit untereinander verglichen und in eine Rangordnung gebracht werden können.

Dadurch aber wird die Darstellung sozialer Unterschiede als vermeintlicher Effekt von Leistungsunterschieden und die systematische Erfassung von Gruppen möglich, die in ihrer Fortpflanzung gefördert oder behindert werden sollen. Die Ausrichtung an einer statistischen Norm dient also maßgeblich zur Identifikation und Kontrolle der Bevölkerung. Diagnostik zielt hier nicht auf das Verstehen und Erfassen von idiographischen Aspekten. Sie zielt viel mehr darauf ab, das Individuum in Relation zu einer statistischen Norm zu setzen und zu untersuchen, ob und inwieweit es von dieser Norm abweicht. Galton steht am Anfang einer „London School“ der Intelligenzforschung, die sich heute durch ein „amalgam of evolutionary biology, behavioral genetics, psychometrics and neuroscience“ (Mehler, 1997) auszeichnet. Als Schüler werden ihm Karl Pearson, Charles Spearman, Cyril Burt, Raymond B. Cattell und Arthur Jensen folgen, immer darum bemüht, auch Galtons politischem Erbe Genüge zu tun.

4.3 Alfred Binet

Erst Alfred Binet (1857-1911) hat einen Intelligenztest entwickelt, der auch für heutige Tests richtungsweisend wurde. Zu Beginn seiner Arbeit folgte Binet der durch Broca begründeten Tradition, geistige Fähigkeiten und Charaktermerkmale anhand der Schädelform und -größe erfassen zu wollen (Gould, 1983, S. 157ff). Nachdem er aber in mehreren durchgeführten Studien keine nennenswerten Zusammenhänge zwischen der Schädelgröße von Schülern und deren Intelligenz finden konnte, nahm er nach einiger Zeit Abstand von diesem Versuch (ebd.) und widmete sich der Frage, wie sich komplexe geistige Fähigkeiten anderweitig erfassen ließen. Er entwickelte 1905 im Auftrag des französischen Erziehungsministeriums gemeinsam mit seinem Mitarbeiter Théodore Simon einen Test, durch den Kinder mit Lernschwierigkeiten identifiziert werden sollten.

Hintergrund der ministerialen Anfrage waren umfassende Veränderungen des Bildungssystems. Im Zuge einer voranschreitenden Industrialisierung war ein wachsender Bedarf nach Bürgern entstanden, die im Gegensatz zu einer feudalen Gesellschaftsordnung nicht aufgrund ihrer Herkunft, sondern ihrer Eignung und Bildung

einen passenden Platz innerhalb der Produktionsbedingungen eines sich ausdifferenzierenden Staates finden sollten, der nun durch kapitalistische Produktionsbedingungen geprägt war (Chorover, 1982, S. 61ff). Die Industrie benötigte viele Arbeiter und diese sollten im Rahmen einer nun auch breiten Bevölkerungsschichten zukommenden Schulbildung ausgebildet und entsprechend ihren Fähigkeiten für Berufe vorbereitet werden. Mit der Öffnung der Schule für breite Bevölkerungsschichten standen Bildungsinstitutionen nun vor der Frage, wie sie mit Kindern umgehen sollten, die in ihrer Lernfähigkeit nicht den Anforderungen der Schule entsprachen. In diesen Zusammenhang steht Binets Forschung und die Idee, einen Intelligenztest für Schüler*innen zu entwickeln.

Binet nahm sich zusammen mit Theodore Simon der Aufgabe an, diejenigen Kinder zu identifizieren, die Aufgrund ihrer Schwierigkeiten in einer Regelschule einer besonderen Beschulung bedurften. Hierzu entwickelte er selbstständig Testaufgaben, die nun nicht mehr wie bei Galton, auf physiologische Merkmale abzielten, sondern dezidiert geistige Fähigkeiten messen sollten. Er ersann Aufgaben, die mit alltagspraktischen Problemen zusammenhingen und solche grundlegenden geistigen Fähigkeiten wie „Ordnen, Verstehen, Erfinden und Korrigieren“ (Binet, 1909, zit. nach Gould, 1983, S. 160) erforderten. Hierbei folgte er weniger einem konkreten Intelligenzkonzept oder zu erfassenden Intelligenzprofil, sondern stellte ein „Mischmasch“ verschiedener Tätigkeiten (Gould, 1983, S. 160) zusammen, mit der Haltung, „es zählt sehr wenig, was für Tests das sind, solange es nur viele sind“ (Binet, 1911, zit. nach Gould, 1983, S. 160). Binet enthielt sich einer inhaltlichen Definition von Intelligenz und wollte die Testwerte nicht als Ausdruck eines abstrakten Begriffes von Intelligenz begreifen, da diese zu komplex sei, um sie überhaupt messen zu können. Die erzielten Werte sollten vielmehr eine „grobe empirische Anleitung, für einen begrenzten praktischen Zweck“ (Gould, 1983, S. 162) darstellen. Der finalen Version seiner Intelligenzskala ordnete er jeder Aufgabe eine bestimmte Altersstufe zu, „die definiert war als das Alter, indem ein Kind von normaler Intelligenz in der Lage sein mußte, die Aufgabe erfolgreich zu bewältigen“ (a.a.O., S. 161). Er brachte die Aufgaben in eine entsprechende Altersrangordnung. Die getesteten Kinder fingen mit Aufgaben an, die dem jüngsten Lebensalter zugeordnet waren und arbeiteten sich dann die Altersstufen entlang. Diejenige Aufgabe, die als letztes von dem Kind gelöst werden konnte, entsprach dann dem geistigen Alter des Kindes. Das Intelligenzniveau wurde im

Anschluss bestimmt, indem das Intelligenzalter vom Lebensalter abgezogen wurde. Lag das Intelligenzalter weit unter dem Lebensalter, sollte das Kind einer Sonderbeschulung zugeführt werden. Binet verfolgte mit seinem Test also das Ziel, diejenigen Kinder zu finden, die in ihrer Entwicklung von der Altersnorm abwichen und Probleme in der Schule hatten, um ihnen eine Sonderbeschulung zu ermöglichen, durch die sie ihre Rückstände aufholen konnten. Er lehnte aber die Vorstellung, die Intelligenz eines Kindes verobjektiviert und messbar gemacht zu haben, entschieden ab. Über die Testbefunde schrieb er:

„Die Skala gestattet eigentlich nicht, die Intelligenz zu messen, weil intellektuelle Eigenschaften nicht übereinandergelegt werden können und daher nicht wie ebene Flächen meßbar sind.“ (Binet, 1905, S. 40, zit. nach Gould, S. 162)

Gould betont, Binet sei nicht der Illusion verfallen, aus der Messung des Intelligenzalters abzuleiten, dass „die Intelligenz“ auch eine Wesenheit oder ein Eigenleben habe, quasi als unsichtbare Substanz, (ebd.) die durch den Test nun endlich erfasst werden könne. Es sei einfach ein Werkzeug zur Erfüllung einer konkreten Aufgabe. Zudem lehnte er auch die Festschreibung eines Kindes auf ein vermeintlich unveränderbares Intelligenzniveau ab und kritisierte jene Lehrer, die aufgrund ihrer Fixierung auf extreme nativistische Positionen benachteiligten Kindern eine Entwicklungsfähigkeit absprechen würden und schulische Leistungen einzig auf ererbte Anlagen zurückführen würden. Im Gegensatz zu Galton grenzt er sich von der Vorstellung ab, „die Intelligenz eines Individuums sei eine konstante Größe, die man niemals steigern könne. Gegen einen solchen Pessimismus müssen wir Einspruch erheben, da er zu weit geht; wir wollen ihn zu widerlegen suchen“ (Binet, 1912, S.120, zit. nach Gould, 1983, S. 164).

Da Binet weder eine Theorie der Intelligenz vorlegte, noch suggerierte, dass er diese durch seinen Test messen könne, scheint er einem gänzlich anderen Diskursstrang anzugehören als Francis Galton. Dennoch hat er - wohl unfreiwillig - durch seine Arbeit wichtige Grundlagen für jene Intelligenzforschung geschaffen, die in der Tradition Galtons steht.

Der Simon-Binet-Test fand ab 1910 eine weite Verbreitung in den USA und Europa und diente als Modell für die Weiterentwicklung neuer Tests. Grubitzsch schreibt hierzu, die „Bestimmung der Leistung eines Individuums erfolgte [beim Simon-Binet-Test, Anm. X.L.] relativ zur Durchschnittsleistung einer [...] relevanten Bezugsgruppe“ (Grubitzsch, 1999, S. 79), wodurch eine hierarchische Rangreihung von Individuen

entlang einer zuvor festgelegten Norm möglich wurde. Stern entwickelte unter Bezug auf den Simon-Binet-Test den Intelligenzquotienten und Wechsler standardisierte die Ergebnisse von Intelligenztests nach Altersstufen, um eine bessere Vergleichbarkeit der Werte zu erzielen. Somit lassen sich heutige Intelligenztests, die auf der Messung eines Abweichungs-IQs zum Durchschnitt der jeweiligen Bezugsgruppe beruhen, auf Binets Arbeit zurückführen. Sie basieren darauf, individuelle Leistungen in Bezug zu einer Gruppennorm zu setzen, was bereits in Galtons Vorstellung von einer Normalverteilung der Intelligenz zum Ausdruck kam. Zudem lässt sich auch die Frage stellen, inwieweit der Test tatsächlich auf einer wertungsfreien Zusammenstellung von Aufgaben basiert. Es ließe sich auch argumentieren, dass sich in der Auswahl der Aufgaben bereits eine Vorstellung darüber verbirgt, welche Fähigkeiten als Intelligenz wertgeschätzt werden: nämlich diejenigen, die zu schulischem und in weiterer Folge zu beruflichem Erfolg führen werden (vgl. Grubitzsch, 1999, S. 81ff). Damit wäre aber bereits eine implizite Definition von Intelligenz als derjenigen geistigen Fähigkeit gegeben, die Schulerfolg begünstigt oder zumindest mit diesem assoziiert ist. Binet half auch dabei, die Zuordnung von Individuen zu bestimmten gesellschaftlichen Positionen - hier von Kindern zu Schulformen - wissenschaftlich zu fundieren und zu legitimieren (ebd.). Dementsprechend sind die Rangreihung nach Leistung und die Legitimation dieser Reihung durch Wissenschaft bereits als Keime in Binets Test angelegt. Wenn man sich in Erinnerung ruft, dass Galton durch seine Arbeit Indikatoren herausarbeiten wollte, durch die „ein legitimierbares Zuordnungsmodell von Personen und Gruppen zu bestimmten gesellschaftlichen Positionen“ (ebd.) möglich werden sollte, spielte Anhängern der Eugenik dieser neu entwickelte Test in die Hände. Denn dieser Wert konnte als Indikator für die vermeintlich angeborene Intelligenz ausgegeben werden, was auch nach der Veröffentlichung des Simon-Binet-Tests geschah. Als Binet 1911 starb, übernahmen Anhänger der Erblichkeitstheorie der Intelligenz in Amerika und England Anwendung, Weiterentwicklung und Deutungshoheit über die Intelligenzforschung. Doch bevor ich näher auf die Verbreitung und Weiterentwicklung des Simon-Binet-Tests in den USA eingehe, soll mit Charles Spearman noch ein weiterer Protagonist der Intelligenzforschung vorgestellt werden. Mit seiner Theorie des Generalfaktors der Intelligenz, stellte er im Gegensatz zu Binet Erblichkeit, Vergegenständlichung und physiologische Verankerung von Intelligenz in den

Mittelpunkt seiner Theoriebildung und ermöglichte es so, die Befunde des Simon-Binet-Tests auf eine gänzlich andere Art zu interpretieren, als von Binet selbst intendiert.

4.4 Charles Spearman und der Generalfaktor der Intelligenz

Charles Spearman wandte sich nach einer Karriere als Militäroffizier mit 34 Jahren der psychologischen Forschung zu und studierte zunächst bei Wilhelm Wundt. Er war zudem sehr beeindruckt von Galtons Arbeiten zur Intelligenzmessung und ließ sich durch seine Forschung zu eigenen experimentellen Erhebungen inspirieren (Fancher, 1987, S. 84ff). Er führte Testungen an Schulen durch, wobei die Kinder ganz in der Tradition Galtons Aufgaben zur sensorischen Diskriminierung lösen sollten. Darüber hinaus versuchte er die intellektuellen Leistungen der Kinder zu erheben, indem er Lehrer und Mitschüler um ihre Einschätzungen bezüglich der Intelligenz eines Kindes bat und auch ihre Noten in verschiedenen Fächern erhob. Hierbei maß er hohe Korrelationen zwischen den Ergebnissen der einzelnen Aufgaben zur Reizdiskrimination. Auch die Befunde zu den intellektuellen Fähigkeiten korrelierten sehr hoch, was aber angesichts seiner „Messmethoden“ nicht verwundern dürfte. Spearman schlussfolgerte, dass die Aufgaben nicht voneinander unabhängige geistige Merkmale erfassten, sondern auf eine Überschneidung oder Gemeinsamkeit zwischen den geistigen Anforderungen verwiesen, die bei der Lösung der unterschiedlichen Aufgaben erforderlich waren (a.a.O., S.90ff). Er entwickelte eine Theorie, durch welche die hohen Korrelationen erklärt werden sollten. Diese besagte, dass sich kognitive Fähigkeiten zum einen in voneinander unabhängige Teilbereiche aufgliedern ließen, etwa in mathematische, sprachliche oder räumliche (vgl. Gould, 1983, S. 283). Zum anderen läge allen diesen Teilbereichen aber auch eine allgemeine Fähigkeit zugrunde, eine alle Bereiche umfassende Intelligenz, die zur Lösung von mathematischen, sprachlichen und räumlichen Aufgaben gleichermaßen gebraucht werde. Die Korrelationen zwischen den verschiedenen Aufgabentypen erklärte er also damit, dass die zur Lösung notwendigen Geisteskräfte sich aus einer allgemeinen Fähigkeit zur Intelligenz, dem *g-Faktor der Intelligenz*, und einer die jeweilige Abteilung charakterisierenden speziellen Fähigkeit, die er mit (s) kennzeichnete, zusammensetze. Die Korrelationen verwiesen auf das für die Lösung einer Aufgabe benötigte *g* der Intelligenz, die Restvarianzen wurden auf den spezifischen Einfluss von (s)

zurückgeführt. Spearman bezeichnete diese Theorie als die *Zwei-Faktoren-Theorie der Intelligenz*. 1904 veröffentlichte Spearman diese Theorie und schrieb:

„Alle Zweige der geistigen Tätigkeit haben eine grundlegende Funktion gemeinsam...Dieses *g* ist durchaus nicht auf eine kleine Reihe von Fähigkeiten beschränkt, deren wechselseitige Korrelationen tatsächlich gemessen und in einer bestimmten Tabelle aufgezeichnet worden sind, sondern geht in einfach alle Fähigkeiten ein.“ (Spearman, 1904, zit. nach Gould, 1983, S. 288)

Als Verehrer Galtons und Mitglied der Eugenik Society wusste Spearman die Befunde seiner Arbeit zu interpretieren, um für eine Intelligenztheorie zu plädieren, die geistige Fähigkeiten auf ein zugrundeliegendes Prinzip, welches im Gehirn des Menschen verortet wurde, reduziert. Er postulierte, dass es so etwas wie eine Wesenheit der Intelligenz gebe, die hinter den individuellen Erscheinungen läge (vgl. Gould, 1983, S. 269) und dass der Simon-Binet-Test deshalb erfolgreich sei, weil er mit seinem vermeintlich theoriefreien „Mischmsach“ (ebd.) von Aufgaben dazu in der Lage sei, die verschiedenen Einflussgrößen des *g*-Faktors innerhalb der unterschiedlichen Fähigkeitsbereiche zu erfassen und über die Aufgaben hinweg zu mitteln. Der Test messe also durchaus „die Intelligenz“ und sei nicht bloß ein Indikator für die Notwendigkeit spezieller Beschulung. Laut Spearman sei das *g* der Intelligenz als eine „Energie“ oder „Kraft“ aufzufassen „die allgemein der gesamten Großhirnrinde (oder möglicherweise sogar dem gesamten Nervensystem) zu Diensten steht“ (Spearman, 1923, S. 5, zit. nach Gould, 1983, S. 294) Die spezifischen *s*-Faktoren, wiederum seien in spezialisierten Nervenzellen des Gehirnes zu verorten, die einem Motor gleich, in unterschiedlichem Ausmaß vom „Benzin“ des *g*-Faktors angetrieben würden. Spearman schrieb hierzu:

„Jede verschiedene Operation muß zwangsläufig weiter von einem ihr eigentümlichen spezifischen Faktor versorgt werden. Auch für diesen Faktor ist ein physiologisches Substrat vorgeschlagen worden, nämlich die besondere Gruppe von Nervenzellen, die speziell dieser besonderen Art von Operation dient. Diese Nervenzellengruppen würden folglich als alternative »Motoren« fungieren, auf die der gemeinsame Vorrat an »Energie« alternierend verteilt werden könnte. Erfolgreiches Handeln würde immer teils von dem in der gesamten Hirnrinde entwickelten Energiepotential, teils von der Effizienz der jeweiligen spezifischen Nervenzellgruppen abhängen.“ (Spearman, 1923, S. 5f, zit. nach Gould, 1983, S. 294)

Spearman betrachtete das Ausmaß des *g*-Faktors als ererbt, wohingegen die *s*-Faktoren durch Umwelteinflüsse wie Übung und Schulbildung trainiert werden könnten, wobei die Grenzen der Umwelteffekte durch das Ausmaß der angeborenen allgemeinen Intelligenz gesetzt seien.

Mit seiner Arbeit hat Spearman einen folgenreichen Schritt in der Entwicklung der Intelligenztheorien vollzogen. Er plädierte erstens dafür, dass durch den Simon-Binet-Test sehr wohl Intelligenz erfasst werde, dass diese zweitens als etwas begriffen werden könne, das in der Physiologie des Menschen verortet werden könne. Und er geht drittens davon aus, dass dieses Etwas in einem hohen Maße angeboren sei und auch die Grenzen für Umwelteinflüsse auf die Intelligenzleistung setze. Mit seiner Unterscheidung zwischen einem *g*-Faktor der Intelligenz und den *s*-Faktoren begründete er zudem eine Forschungstradition, in deren Zentrum die Bestimmung der *Intelligenzstruktur* steht: in welche Leistungsbereiche lässt sich Intelligenz aufteilen und in welchem Maße korrelieren diese Bereiche, weil sie in unterschiedlichen Graden durch einen *g*-Faktor der Intelligenz bestimmt werden? Lassen sich die einzelnen Intelligenzfaktoren durch einen übergeordneten Faktor zusammenfassen und erklären, oder liegen voneinander gänzlich unabhängige Intelligenzbereiche vor? Autoren wie Vernon (1965), Burt (1949), Cattell (1966) und Carroll (1993) haben Spearmans Suche nach einer Struktur der Intelligenz weiterverfolgt. Auch wenn sie dabei von Spearmans ursprünglicher Zwei-Faktoren-Theorie abwichen, etwa, indem sie mehr als zwei Hierarchieebenen der Intelligenzstruktur postulierten, hielten sie doch alle an der Annahme eines *g*-Faktors der Intelligenz fest. Zur Untermauerung seiner Theorie bezog sich Spearman auf die faktorenanalytische Untersuchung der Korrelationen zwischen den Testergebnissen seiner Testpersonen. Bei einer Faktorenanalyse wird versucht, aus einer Vielzahl an Korrelationen eine reduzierte Anzahl von den Korrelationen zugrundeliegenden gemeinsamen Faktoren zu extrahieren.² Dieses Verfahren blieb, wenngleich in veränderter Form das Analyseinstrument, das auch für nachfolgende Intelligenzforscher im Zentrum ihrer Arbeit stehen sollte. Hierbei wurde großzügig über Spearmans späte Selbstkritik hinweggesehen. Dieser räumte in seiner letzten Publikation (1950) ein, dass Faktoren, die im Rahmen einer Faktorenanalyse aus den Daten extrahiert werden, noch lange kein Beweis für die Existenz dieser Faktoren sein müssen. Sie können, so Spearman, ebenso als ein bloßes Produkt statistischer Vereinfachung betrachtet werden, die mit dem Ziel errechnet wurden, die Menge an Daten aus Gründen der Übersichtlichkeit zu strukturieren. „Der Rest“, schreibt er, „ist meistens Verzierung durch Metaphern und Gleichnisse“ (Spearman, 1950, S. 25, zit.

² Eine detaillierte Erklärung des Verfahrens findet sich z.B. bei Bortz (2005, S. 511-563).

nach Gould, 1983, S. 295f). Die Metapher eines Generalfaktors hat der Autor jedoch über Jahrzehnte hinweg sehr wörtlich genommen und sie zu einer physiologischen Kraft „verdinglicht“ (Gould, 1983, S. 296) und in der Großhirnrinde angesiedelt. Wie viele Faktoren im Rahmen einer Faktorenanalyse bestimmt werden und als was diese Faktoren zu betrachten sind, hängt zum einen von der gewählten Rotationsmethode ab und ist letztendlich eine Interpretationsfrage. So gelangte der Faktorenanalytiker Thomson zu einer gänzlich anderen Theorie der Intelligenzstruktur, die die Existenz eines übergeordneten Generalfaktors der Intelligenz ausschloss, obwohl er sich auf Spearmans Daten und Auswertungen bezog und diese für richtig befand (vgl. a.a.O., S. 297).

Das Vielversprechende an Spearmans Zwei-Faktoren-Theorie liegt nicht so sehr in der Fraglosigkeit faktorenanalytischer Berechnungen, denn deren Befunde sind durchaus diskutabel und bedürfen der Interpretation. Dies zeigt sich darin, dass faktorenanalytische Designs zu unterschiedlichen Intelligenzmodellen geführt haben. Der Reiz seiner Intelligenztheorie liegt viel mehr in der Behauptung, Intelligenz als eine Substanz begreifen, messen und in einer Zahl erfassen zu können. Da *g* in unterschiedlichem, aber hohem Maße bei allen intellektuellen Aufgaben eine wichtige Rolle spiele, könne aus einem Intelligenztest eine generalisierte Annahme über die globale geistige Leistungsfähigkeit in allen Leistungsbereichen prognostiziert werden. Während Binet annahm, dass sich die verschiedenen Dimensionen der Intelligenz nicht wie Flächen übereinanderlegen und in einer Zahl erfassen ließen, verfolgte Spearman eine Theoriebildung, die genau das ermöglichen sollte. Aus jeder Dimension intellektueller Leistungen könnten auch Schlüsse auf andere Dimensionen gezogen werden. Dadurch wird der wichtigste Aspekt der Intelligenz *g* messbar und auf eine einzelne Zahl sowie auf eine Funktionsweise als Benzin des Geistes eingedampft. Der Begriff Intelligenz verliert bei Spearman seine chimärenhafte Mehrdeutigkeit, sowohl was seine mathematische Erfassbarkeit betrifft, als auch sein Wesen, das nun auf eine physiologische Funktionsweise der Großhirnrinde festgeschrieben wird. Und indem Spearman diese theoretischen Annahmen formuliert, wird es umso einfacher zu behaupten, diese *eine Weise der Gehirnfunktion*, die in ihrer Effizienz von Person zu Person variiert, sei auch wiederum durch *ein einziges Gen kausal* verursacht (vgl. Gould, 1983, S. 297ff). Würde man mehrere voneinander unabhängige Funktionsweisen des Gehirns als Quelle unterschiedlicher intellektueller Fähigkeiten betrachten, wäre es

schwieriger diese auf ein einzelnes Gen zu reduzieren. Eine theoretische Reduktion ermöglicht damit auch simplifizierende Annahmen über genetische Ursprünge und Determinierung von Intelligenz. Das wiederum macht eugenische Maßnahmen erst plausibel, denn diese Behauptung macht es möglich, „daß alle unerwünschten Merkmale sich auf einzelne Gene zurückführen ließen und durch geeignete Einschränkung der Fortpflanzung eliminiert werden könnten“ (a.a.O., S. 176).

Intelligenzforschung, die Vergleiche zwischen Menschengruppen, etwa zwischen sozialen Klassen oder Personen unterschiedlicher ethnischer Herkunft durchführt, setzt die Sinnhaftigkeit eines *g*-Faktors geradezu voraus. Sie bezieht sich nämlich in nahezu allen Studien einzig auf den Vergleich des IQ-Wertes, der vielfach mit dem *g*-Faktor gleichgesetzt wird, und nicht auf den Vergleich von Intelligenzprofilen. Wenn man Gruppen in eine Rangordnung der Intelligenz bringen möchte, um dadurch soziale Ungleichheit zu erklären, eignet sich der *g*-Faktor als Maßzahl sehr gut, um vermeintliche Leistungsunterschiede knapp und eindrücklich zu vermitteln. Die Existenz eines *g*-Faktors wurde vielfach kritisiert und kann auf dem Markt der Intelligenzmodelle keinen Absolutheitsanspruch erheben. So haben Gardner (1991), Guilford (1971) und zu Beginn seiner Arbeit auch Thurstone (1947) für ein Modell multipler, voneinander unabhängiger Intelligenzen plädiert. Nichtsdestotrotz gab und gibt es immer wieder Befürworter des *g*-Faktors, z.B. Burt, Cattell, Carroll, Jensen (1969), Murray und Herrnstein (1994) und aktuell Plomin (2018). Es fällt auf, dass diese Autoren zugleich Anhänger der Erblichkeitstheorie der Intelligenz sind, diese im Nervensystem des Einzelnen verorten und Umwelteinflüsse nur in einem unerheblichen Maße für relevant halten. Zugleich hat ein Großteil dieser Autoren wissenschaftliche Arbeit und politische Einflussnahme miteinander verknüpft, um soziale Ungleichheit zwischen sozialen Gruppen durch angeborene Intelligenzunterschiede zu erklären. Der *g*-Faktor ist also für viele Autoren so relevant, weil sich mit ihm politisch in eine ganz bestimmte Richtung intervenieren lässt, nicht, weil er methodisch oder argumentativ unwiderlegbar wäre. Zugleich wird die Autorität und allgemeingültige Aussagekraft eines Intelligenztestes untermauert. Während Binet seinen Test durch eine begrenzte Aussagekraft zu einem ganz bestimmten, begrenzten Zweck charakterisierte, erhält die Intelligenztestung bei Spearman nun eine weitreichende und verallgemeinerbare Aussagekraft.

Spearman bot mit seiner Zwei-Faktoren-Theorie das Rüstzeug, um den Simon-Binet-Test mit gänzlich neuen Vorzeichen zu versehen. Man kann gewissermaßen sagen, dass Spearmans Arbeit als Scharnier zwischen Galtons eugenischer Bewegung und Binets Pragmatismus des Messens fungiert. Welche Auswirkungen diese Verbindung hat, soll im Folgenden anhand der Testentwicklung in Amerika aufgezeigt werden.

4.5 Intelligenzdiagnostik und eugenische Politik

Die eugenische Bewegung gewann ab dem 20. Jahrhundert maßgeblichen Einfluss in den USA. Sie trug zu einer Politik bei, welche die Stigmatisierung von benachteiligten Bevölkerungsgruppen vorantrieb und die „Lösung“ sozialer Probleme in der Sterilisation dieser Personen sah, um eine Vererbung und Verbreitung des als schadhaft vorgestellten Erbgutes der Betroffenen zu verhindern (Carlson, 2011, S.26ff). Sie vertrat auch die Vorstellung, dass eine uneingeschränkte Einwanderung zu einer Degeneration des amerikanischen Genpools führen würde (vgl. Gould, 1983, S. 246-258). Ziel dieser Politik war zum einen eine „Verbesserung“ des Erbgutes der amerikanischen Bevölkerung durch Dezimierung unerwünschter und diskriminierter Bevölkerungsgruppen, zum anderen eine Absicherung gegen von „außen kommendes“ schädliches Erbgut durch unkontrollierte Migration, um dysgenischen Prozessen vorzubeugen. Der Fokus bevölkerungspolitischer Maßnahmen lag nicht auf der gezielten Vermehrung der Oberschicht, sondern auf einer Kontrolle marginalisierter Bevölkerungsgruppen (Carlson, 2011).

Bereits 1898 wurde in Michigan ein Gesetz zur Sterilisation von Menschen mit Behinderungen, Epileptikern*innen und Straftätern*innen diskutiert (Chorover, 1982, S. 68). In den darauffolgenden Jahren gewann die eugenische Bewegung immer mehr Einfluss und in weiterer Folge erließen zwischen 1907 und 1928 zahlreiche Bundesstaaten Gesetze zur Sterilisation von Menschen, die in Verhalten, körperlichen oder geistigen Merkmalen von der Norm abwichen (a.a.O., S. 69ff). Zwischen 1907 und 1964 wurden in den USA insgesamt 64.000 Menschen zwangssterilisiert. 30 US-Bundesstaaten führten Gesetze zur Zwangssterilisation ein, wobei ein Drittel der Sterilisationen auf den Bundesstaat Kalifornien entfiel (Stern, 2011, S. 95). Neben Sterilisationen wurden auch Gesetze zur Verhinderung von Eheschließungen erlassen, von denen Beispielweise Menschen mit psychischen Erkrankungen betroffen waren. Es

wurde ungeachtet fehlender wissenschaftlicher Befunde zur genetischen Vererbung behauptet, dass unerwünschtes Verhalten, geistige und körperliche Beeinträchtigungen und Normabweichungen durch schadhaftes Erbplasma verursacht seien. Eine „geringe“ Intelligenz wurde dabei vielfach als Ursache von „moralischer Verderbtheit“ betrachtet (Rose, 1979, S. 13). Weil es Betroffenen an intellektuellem Urteilsvermögen und in Folge dessen an Impulskontrolle fehle, seien sie in besonderem Maße gefährdet, unbeherrscht und ungesteuert zu handeln. Damit wurde Intelligenz nicht nur mit schulischer und beruflicher Leistungsfähigkeit assoziiert, sondern auch mit der sozialen Anpassungsfähigkeit an gesellschaftliche Normen. Prostitution, Kriminalität, Obdachlosigkeit, Promiskuität und Armut wurden in Zusammenhang mit geistiger Beschränkung gebracht und auf diese zurückgeführt (Rose, 1979; Chorover, 1982). In entsprechenden Gesetzestexten zur Zwangssterilisation wurden „Kriminalität, Schwachsinn und Imbezillität, Epilepsie und andere Gebrechen“ (Chorover, 1982, S. 69) auf Erbanlagen zurückgeführt. Menschen, die in das Visier der eugenischen Ideologie gerieten, wurden in entsprechenden Gesetzestexten als „Kriminelle, Frauenschänder, Schwachsinnige, Zurückgebliebene, Verrückte, Trinker, Drogensüchtige, Epileptiker, Syphilitiker, moralisch und sexuell Perverse sowie kranke und degenerierte Personen“ (ebd.) stigmatisiert und zu einer Gruppe von unerwünschten Personen zusammengefasst, von denen eine Gefährdung der gesamten Gesellschaft ausginge. Häufig handelte es sich bei den Opfern der Zwangssterilisation um Menschen, die sich in staatlicher Obhut befanden, etwa Waisenkinder, Gefängnisinsass*innen, Menschen mit Behinderungen und Psychiatriepatient*innen.

Diese von Verachtung geprägte Benennung Betroffener, die dadurch beschuldigt, beschämt und stigmatisiert wurden, zeigt, dass vollkommen heterogene Eigenschaften und Merkmale, die auf irgendeine Weise von der Norm oder einem als normal proklamierten Verhalten abwichen, eine finanzielle und soziale Zuwendung erforderten, oder ganz einfach von einer sozialen Ungleichheit zeugten, auf genetische Ursachen zurückgeführt wurden. Dementsprechend wurden Normabweichungen nicht nur *moralisiert*, sondern zugleich auch *medikalisiert* (Rose, 1979, S. 13). Sie galten als Gefährdung für einen geordneten und gut funktionierenden Gesellschaftskörper und sie wurden auf genetische Abweichungen im Individuum zurückgeführt. Es galt, „das Erbplasma als den Besitz aller und nicht nur desjenigen an[zu]sehen, der es in sich trägt“ (Chorover, 1982, S. 70), weil eben dieses Erbplasma als ursächlich für Leistungs- und

Anpassungsfähigkeit betrachtet wurde, die den Erfolg der amerikanischen Nation gefährden oder vorantreiben könnten. In den Sterilisationsgesetzen schlug sich eine Bevölkerungspolitik nieder, die sich nicht nur gegen Minderheiten richtete, sondern auch an der Effizienzsteigerung der restlichen Bevölkerung arbeitete. Die Sterilisationsgesetze dürften auch als ein ideologisches Mittel zur zweifelhaften Beantwortung der Frage nach der sozialen Ungleichheit von Bevölkerungsschichten betrachtet werden. Sie zogen eine Grenze zwischen erwünschtem und geächtetem Verhalten, respektablen Bürgern und diskriminierten Bevölkerungsschichten und verorteten die Ursachen sozialer Ungleichheit in den Genen der Stigmatisierten, wodurch die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit obsolet wurde, weil in dieser Logik politische Maßnahmen keinen Einfluss auf die Biologie der Gene haben können (Carlson, 2011, S. 26ff).³ In diesem politischen und geistigen Klima war es von erheblichem Interesse, all jene zu identifizieren, die in Verhalten, Leistung, geistigen und körperlichen Merkmalen nicht der Norm entsprachen. Und weil mangelnde Intelligenz als Ursache für viele andere Normabweichungen betrachtet wurde, fiel diesem Merkmal eine entscheidende Rolle zu. Und hier kam der Simon-Binet-Test ins Spiel und erfuhr entgegen Binets Intentionen eine erhebliche Umdeutung. Anhand dreier Protagonisten der amerikanischen Intelligenztestbewegung soll aufgezeigt werden, wie Intelligenztestung zur Durchführung und Rechtfertigung bevölkerungspolitischer Maßnahmen eingesetzt wurde, die von rassistischen und erbdeterministischen Denkmustern der Eugenik beeinflusst waren: Henry Goddard, Lewis M. Terman und Robert M. Yerkes haben maßgeblich dazu beigetragen, dass der Simon-Binet-Test unter eugenischen Vorzeichen eingesetzt und weiterentwickelt worden ist.

³ Es sei am Rande erwähnt, dass Gesetze zur Zwangssterilisation kein rein amerikanisches Phänomen zu Beginn des 20. Jahrhunderts blieben. Die eugenische Bewegung war international gut vernetzt und konnte sich in vielen Ländern Gehör verschaffen. Dem zur NS-Zeit verfassten Gesetz zur Vermeidung erbkranken Nachwuchses lagen amerikanische Gesetze als Vorbild zugrunde. Neben dem nationalsozialistischen Deutschland wurden auch in demokratischen Staaten Sterilisationsgesetze erlassen. Hierzu zählen die Schweiz, Kanada, Mexiko, Island, Lettland und die mehrheitlich sozialdemokratisch regierten skandinavischen Länder (). Dementsprechend sind Sterilisationsgesetze zur Vermeidung „dysgenischer“ Entwicklungen innerhalb der Bevölkerung kein Phänomen totalitärer Regime und es bleibt zu untersuchen, welchen Hintergrund diese Art von Bevölkerungspolitik in den jeweiligen Ländern jeweils hatte.

4.5.1 Goddard, Terman, Yerkes und die amerikanische Intelligenztestbewegung

Der Psychologe und Eugeniker Henry Goddard (1866-1957), der von 1906 bis 1918 als Forschungsdirektor an einer Schule für Kinder mit geistiger Behinderung arbeitete, setzte sich als erster für die Einführung des Tests in Amerika ein, vornehmlich zur Diagnostik und Klassifikation verschiedener Grade von geistiger Beeinträchtigung bei Kindern (Gould, 1983, S. 171-190). Er übersetzte den Simon-Binet-Test und fertigte zahlreiche Kopien an, um sie im ganzen Land zu verbreiten und als diagnostisches Instrument in Kliniken, Schulen, im Militär und in Einwanderungsbehörden zu verwenden. Er setzte sich nicht nur für eine Verbreitung des Tests in den amerikanischen Staaten, sondern auch für eine Interpretation der Testergebnisse ein, die nicht im Sinne Binets war und auch die Position Spearmans zuspitzte (Gould, 1983, S. 171ff). So schreibt Goddard über die Ursprünge und Erfassbarkeit von Intelligenz:

„In ihrer kühnsten Form lautet unsere These, daß (sic) der Hauptbestimmungsfaktor des menschlichen Verhaltens ein einheitlicher Geistesprozeß ist, den wir als Intelligenz bezeichnen: daß dieser Prozeß durch einen angeborenen Nervenmechanismus bedingt ist: daß der von diesem Nervenmechanismus erreichbare Wirksamkeitsgrad und das daraus folgende intellektuelle oder geistige Niveau jedes Menschen durch die Chromosomen bestimmt wird, die bei der Vereinigung der Eizellen zusammenkommen: daß durch spätere Einflüsse nur wenig verändert wird.“ (Goddard, 1920, zit. nach Gould, 1983, S. 174)

Intelligenz wird hier als „einheitlicher Geistesprozeß“ dargestellt, wodurch suggeriert wird, dass es *die eine bestimmte Form* von Intelligenz gibt, die quasi unabhängig von kulturabhängiger Wertschätzung verschiedener Fähigkeiten existiert. Wenn ein solcher einheitlichere Geistesprozess besteht, ist es umso plausibler, dass ein Intelligenztest dazu geeignet ist, diesen unsichtbaren Prozess erfahr- und damit sichtbar zu machen. Dieser Prozess wird wiederum als angeborener Nervenmechanismus betrachtet und dessen Effektivität auf die chromosomale Veranlagung jedes Einzelnen zurückgeführt. Damit reduziert Goddard Intelligenz gänzlich auf einen gegenüber Spearmans zwei Intelligenzfaktoren. Und er führt den Wirkungsgrad der Intelligenz auch in Gänze auf genetische Veranlagung zurück (Fancher, 1987, S. 108).

Goddard entwickelte die Idee, dass geistige Beeinträchtigung in verschiedene Schweregrade eingeteilt werden könne und versuchte anhand des Binet-Tests das „Ausmaß“ einer geistigen Beeinträchtigung zu bestimmen. Denn mit diesem Test konnte das Kriterium des Intelligenzalters zur Abgrenzung und Klassifikation herangezogen

werden. Als „Idioten“ klassifizierte er jene, die „keine vollständige Sprache entwickeln konnten und ein geistiges Alter von ungefähr drei Jahren hatten“ (Gould, 1983, S. 171), darüber hinaus gab es die Bezeichnung der „Imbezillität“, die er auf Menschen anwandte, die „die Schriftsprache nicht meistern konnten und ein geistiges Alter zwischen drei und sieben Jahren erreichten“ (ebd.). Zudem führte Goddard die Bezeichnung „Morons“ für jene Menschen ein, die in ihren Leistungen knapp unterhalb des Durchschnittes lagen und die ein Intelligenzalter von acht bis zwölf Jahren erzielten (vgl. a.a.O., S.171ff). Die Menschen unterschieden sich in ihren geistigen Fähigkeiten laut Goddard lediglich hinsichtlich des Wirkungsgrades eines einzigen Nervenmechanismus, auf den er geistige Fähigkeiten zurückführte. Dass geistige Beeinträchtigung damit als ein Zu-Wenig-des-Selben (a.a.O., S. 173), also als eine graduell entwickelte Ineffizienz eines Nervenmechanismus gedacht wurde, stellt eine Reduktion von Ursachen und Formen geistiger Beeinträchtigung dar und suggeriert, dass alle Menschen hinsichtlich einer Dimension vergleichbar und erfassbar seien.⁴ Den „Morons“ galt Goddards Interesse, weil er in diesen eine Gefahr für die gesamte Bevölkerung sah. Er propagierte die moralisierende Verknüpfung aus geistiger Beeinträchtigung und sozialer Devianz. Und er vertrat die Annahme, dass Intelligenz im Sinne der mendelschen Genetik durch ein dominantes oder rezessives Gen von einer Generation auf die nächste übertragen werde. Er schreibt in einem extrem entwürdigenden Ton:

„Der Idiot ist nicht unser größtes Problem. Er ist in der Tat widerwärtig...Dennoch lebt er sein Leben, und damit hat es sich. Er pflanzt sich nicht weiter fort mit einer Kinderschar, die wie seinesgleichen ist...Es ist der debile Typ, der uns vor die größten Probleme stellt.“ (Goddard, 1912, S. 101-102, zit. nach Gould, 1983, S. 176)

Ein „Problem“ (ebd.) sei dieser als debil stigmatisierter „Typ“ (ebd.), weil er mit seiner knapp unterdurchschnittlichen Intelligenz womöglich nicht sofort auffalle und durchaus dazu in der Lage sei, sich fortzupflanzen, was zu dysgenischen Effekten führen würde (Gould, 1983, S. 176ff). Der Sinn von Goddards Einsatz für den Binet-Test lag in der Absicht, eben diese Gruppe erfassbar und kontrollierbar zu machen. Denn wenn einwandfrei feststellbar sei, dass ein Mensch als „Moron“ klassifiziert werden könne, solle er, so Goddard, einer Kolonie für geistig Beeinträchtigte Menschen zugeführt und

⁴ Diese Setzung wirkt bis heute fort. So wird zur Diagnostik und Klassifikation von geistiger Behinderung laut ICD-10 heute nach wie vor der IQ zur Feststellung und Einordnung innerhalb eines Ausprägungsgrades der Behinderung herangezogen. Dadurch unterbleibt aber eine differenziertere Fähigkeits- und Bedarfsanalyse, so dass ganz unterschiedliche Fähigkeitsausprägungen auf gänzlich verschiedenen Dimensionen unter der Sammelbezeichnung der geistigen Behinderung gefasst werden.

dort versorgt werden, wobei Sexualität und Fortpflanzung untersagt seien (Gould. 1983, S. 177ff). Dadurch erhoffte sich Goddard die Ausmerzung des schadhafte Intelligenzgenes, das er pauschal als Ursache für geistige Beeinträchtigungen bezeichnete. Sein Einsatz für eine amerikanische Testbewegung war demnach politisch motiviert und zielte auf die „Verbesserung“ des nationalen Genpools durch Geburtenkontrolle ab.

Ein weiterer Protagonist, der zur Verbreitung und Popularisierung von Intelligenztests beitrug, war der Psychologe Lewis M. Terman, der sich im Laufe seiner Karriere auf die Erforschung von interindividuellen Leistungsunterschieden spezialisiert hatte. Er entwickelte in Anlehnung an den Binet-Test eine Testform, die massenhaft und ohne aufwendige Qualifikation von Testleiter_innen mit größeren Gruppen durchgeführt werden konnte, denn Terman hatte mit den Tests Großes vor: ein zentrales Anliegen der massenhaften Testungen war, wie bereits schon von Goddard propagiert, die Identifikation von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Auch Terman hat Intelligenzminderung als Risikofaktoren für soziale Abweichungen dargestellt. Die durch Tests identifizierten Kinder sollten in staatliche Obhut genommen und an ihrer Fortpflanzung gehindert werden, um finanziellen Schäden, einer Gefährdung durch Kriminalität und dysgenischen Effekten vorzubeugen. Eine weitere Funktion großangelegter Tests sah Terman in der gezielten und kontrollierten Zuordnung von Schülern_innen zu sozialen Positionen im Schulsystem und Beruf. Er legte Kriterien fest, welcher IQ für welchen Beruf qualifiziere und versuchte nachzuweisen, dass Menschen, die in sozial wenig anerkannten und schlecht bezahlten Berufen arbeiteten, niedrigere IQs hätten als andere. Diese „natürliche Selektion“ sollte mithilfe der Tests noch weiter perfektioniert werden, damit jeder Person die soziale Stellung zukomme, die ihr durch ihre genetische Ausstattung vorgezeichnet sei (Gould, 1983, S.199ff). Damit war ein Instrument geschaffen, durch das soziale Unterschiede als natürliche Unterschiede der Intelligenz ausgewiesen werden konnten und flächendeckend zur Erfassung der gesamten Bevölkerung verwendet werden sollte.

Als die USA 1917 in den Ersten Weltkrieg zogen, konnte die Nützlichkeit von Intelligenztests zur hierarchischen Zuordnung von Individuen aufgezeigt werden. Der Präsident der American Psychological Association Robert Yerkes sah den großen Moment für die noch junge Wissenschaft der Psychologie nun gekommen. Er schrieb 1917:

„Die meisten von uns sind restlos überzeugt, daß die Zukunft der Menschheit in keinem geringe Maße von den Entwicklungen der verschiedenen biologischen und sozialen Wissenschaften abhängt...Wir müssen...uns zunehmend um die Verbesserung unserer Methoden der Messung geistiger Fähigkeiten bemühen, denn es gibt keinen Grund mehr, die praktische wie die theoretische Bedeutung der Untersuchung menschlichen Verhaltens in Zweifel zu ziehen. Wir müssen lernen, jede Form und jeden psychologisch und soziologisch signifikanten Aspekt des Verhaltens geschickt zu messen.“ (Yerkes, 1917, S. 111, zit. nach Gould, S. 213).

Gemeinsam mit Terman und Goddard entwickelte er den Army Mental Test, durch den es möglich werden sollte, Rekruten nach ihren kognitiven Fähigkeiten zu klassifizieren und geeigneten Positionen innerhalb der Armee zuzuweisen. Yerkes leitete die Testung von 1,75 Millionen Rekruten an und nutzte diese umfassende Datensammlung für weitere Analysen. Er erzielte darüber hinaus eine breite gesellschaftliche Anerkennung der neuen Tests und erhielt zahlreiche Anfragen aus der Industrie und dem Schulwesen zu den potentiellen Anwendungsmöglichkeiten jenseits der Armee (Gould, 1983, S. 215). Es scheint, als habe Yerkes die Gunst der Stunde zu wissen genutzt, um die Psychologie zu einer gefragten Disziplin zu machen.

Yerkes beließ es nicht bei den Armeetests, sondern führte im Anschluss daran Analysen durch, die weitreichende Folgen für die weitere Politik hatten. Aus den zahlreichen Daten extrahierte er folgende „Befunde“ (a.a.O., S. 216):

Das durchschnittliche Intelligenzalter von weißen amerikanischen Männern liege bei erschreckend niedrigen 12 Jahren. Ein Großteil der amerikanischen Bevölkerung läge demnach an der von Goddard festgelegten Grenze zur geistigen Beeinträchtigung und sei nicht dazu in der Lage, selbstbestimmt zu leben und bedürfe einer politischen Führung durch intelligentere Menschen (a.a.O., S. 216). Das niedrige Intelligenzalter wurde auch auf dysgenische Effekte durch eine zu wenig kontrollierte Einwanderung zurückgeführt. Dieses Argument deckte sich mit dem Befund, wonach Rekruten, die nach Amerika immigriert waren, schlechter abschnitten, als solche, die in Amerika geboren worden waren. Dieser Effekt zeige sich bei Einwanderern aus Nordeuropa, deren Durchschnittswert leicht unter dem der Amerikaner lag. Menschen aus Süd- und Osteuropa erzielten noch niedrigere Werte. Diese Ergebnisse wurden durch genetisch-rassische Unterschiede zwischen den Völkern erklärt. Demnach brächten vor allem Süd- und Osteuropäer*innen „minderwertiges“ Erbgut nach Amerika. Zudem verbreitete Yerkes den Befund, dass afroamerikanische Personen „am unteren Ende der Skala“ (a.a.O., S. 217) stünden und die niedrigsten Werte erzielt hätten.

Wenngleich die Durchführung und Konzeption des Army Mental Tests in vielerlei Hinsicht problematisch war und Analphabeten, afroamerikanische und eingewanderte Menschen systematisch benachteiligten (vgl. a.a.O., S. 220-238), wurden die Befunde sehr ernst genommen. Yerkes und sein Assistent Carl Brigham argumentierten, dass gerade die Einwanderung aus den südlichen und osteuropäischen Ländern in den letzten Jahren zugenommen habe und eine Ausbreitung der „mangelhaften“ Gene innerhalb Amerikas nur verhindert werden könne, wenn man die Einwanderung reglementiere. Der Army Mental Test bildete eine wichtige argumentative Grundlage für den Immigration Restriction Act von 1924, in dem festgelegt wurde, dass nur zwei Prozent einer in Amerika ansässigen Volksgruppe pro Jahr einreisen dürfen. Bemessungsgrundlage für diese zwei Prozent war die Volkszählung von 1890. Dies wurde auf massiven Druck von Anhängern eugenischer Vereinigungen veranlasst. Denn bis 1890 war die Gruppe der süd- und osteuropäischen Einwanderer in Amerika noch sehr klein. Durch die Referenz auf diese niedrige Bevölkerungszahl wurde also vor allem die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa reglementiert, basierend auf der Vorstellung, dass diese Volksgruppen genetisch minderwertig seien (a.a.O., S. 254). Darüber hinaus ließen sich die Ergebnisse der Test dazu verwenden, die Diskriminierung und Unterdrückung von afroamerikanischen Bürger*innen zu rechtfertigen und sie aufgrund ihrer nun vermeintlich wissenschaftlich verbrieften rassischen Minderwertigkeit weiterhin zu diskriminieren.

Die Verstrickung der Intelligenzdiagnostik in eugenische und rassistische Ideen sowie ihre Anwendung zu Zwecken der Bevölkerungsregulation nach Maßstäben der Normierung, Effizienzsteigerung und Hierarchisierung werden in den von mir untersuchten Lehrbüchern entweder nicht erwähnt, klein geredet oder als Relikt der Vergangenheit dargestellt. Zugleich sind die Ursprünge vieler aktueller Intelligenzdiagnostischer Fragestellungen, wie die nach Intelligenzkonzepten, Gruppenunterschieden und Erbllichkeit von Intelligenz, unweigerlich mit eugenischen und rassistischen Ideen des beginnenden 20. Jahrhunderts verknüpft. Nicht alle Intelligenzforscher waren Eugeniker. Binet und William Stern haben diese Ideen nicht vertreten. Der Großteil der Protagonisten aber war in seiner wissenschaftlichen Forschung durchaus politisch motiviert und hat vielfach für eine tendenziöse und voreingenommene Interpretation der Testergebnisse gemäß ihrer eugenischen Einstellung plädiert, ohne stichhaltige Beweise zur Erbllichkeit vorlegen zu können. Mit

Intelligenztests wurde also von Anfang an Politik gemacht, die Galtons Traum von der Vermessung „natürlicher“ sozialer Hierarchien in Erfüllung gehen ließ.

4.6 Intelligenztests nach dem 1. Weltkrieg: Zwillings- und Adoptionsforschung, vergleichende Intelligenzforschung, neurowissenschaftliche Studien

Intelligenztests wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgreich etabliert. Es folgten Diskussionen über mögliche Intelligenzstrukturmodelle (vgl. Stemmler et al., S. 156-173), Überarbeitungen des Simon-Binet-Testes sowie Entwürfe weiterer Intelligenztests. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland wurde es im Rest der Welt jedoch schwieriger, offen eugenische Ideen zu propagieren und für die Kontrolle und Vernichtung von Bevölkerungsgruppen aufgrund rassistischer Ideologien einzutreten. Denn im Nazi-Regime offenbarte sich eine entfesselte Destruktivität und Abgründigkeit, die eine breite Ablehnung eugenischer Ideen in der Bevölkerung auslöste. Viele Eugeniker wollten nicht unumwunden mit den Verbrechen des Nationalsozialismus identifiziert werden und es wurde zunehmend schwieriger, eugenische Ideen öffentlich zu vertreten. (Kühl, 1997).

Der Diskurs um die Erbllichkeit der Intelligenz riss dennoch nicht ab und wurde mit den Arbeiten Cyril Burts um die Methode der Zwillingsforschung erweitert. Burt ging davon aus, dass sich das Ausmaß der Erbllichkeit von Intelligenz anhand von getrennt aufgewachsenen eineiigen Zwillingspaaren gut erforschen ließe, da Unterschiede kognitiver Fähigkeiten in solchen Fällen eindeutig auf die unterschiedlichen Umwelten zurückgeführt werden können. Er gab in seinen Veröffentlichungen ab 1943 sehr hohe Korrelationen der Intelligenz zwischen vermeintlich getrennt aufgewachsenen Zwillingen an und bezog sich dabei auf ungewöhnlich hohe Stichproben (Fancher, S. 179ff). Dies wurde schnell als Beweis für die genetische Verankerung von Intelligenz betrachtet. Obwohl seine Daten ganz offensichtliche Ungereimtheiten aufwiesen und Leon Kamin (Kamin, 1979, S. 48-60) auf die Unmöglichkeit der Befunde hinwies, wurden seine Ergebnisse schnell und ungeprüft als Beweis für die Determination von Intelligenz durch Vererbung akzeptiert. Tatsächlich waren sämtliche Daten gefälscht und Professor Leslie Hearnshaw, ein Anhänger Burts, der seine Arbeit eigentlich verteidigen wollte, kam im Zuge seiner Recherchen zu dem Schluss, dass Burt seine Daten nicht nur gefälscht,

sondern keinerlei Daten gesammelt habe (Lewontin, Kamin, Rose, 1988, S. 84f). Dass „Zahlen, die die weitere Aufmerksamkeit der Wissenschaft einfach nicht wert sind, tatsächlich in fast jedes psychologische Lehrbuch Eingang finden konnten“ (Mackintosh, zit. nach Lewontin et al., S. 85), spricht nicht gerade für eine gewissenhafte Prüfung, sondern für eine voreingenommene Akzeptanz erwünschter Befunde. Der Erblichkeitsforschung konnte die „Affäre Burt“ jedoch nichts anhaben und es entwickelte sich ein ganzer Forschungszweig, der Familienstudien, Adoptionsstudien und Zwillingsstudien nutzte, um Umwelt- und Geneinflüsse auf kognitive Leistungen auseinander zu dividieren (Shields, 1962; Juel-Nielsen, 1965; Bouchard, 1990; Pedersen, 1992).

Zudem bildete sich mit der vergleichenden Intelligenzforschung ein weiterer Zweig der Intelligenzforschung heraus. Hierbei wurde und wird versucht, anhand von Intelligenztests zu untersuchen, ob und inwieweit es Intelligenzunterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen gibt. Hierbei werden Vergleiche zwischen Ethnien, sozialen Schichten, Berufsgruppen und Geschlechtern vorgenommen, also entlang nahezu jeder soziologisch relevanten Identitätskategorie. Termans ambitioniertes Ziel, die gesamte Bevölkerung großflächig zu vermessen, wurde somit weiterverfolgt. Intelligenztests wurden nicht mehr nur zur Unterscheidung und Klassifizierung von Individuen vorgenommen, sondern zur Messung, Untermauerung und Schaffung von Gruppenunterschieden, die von erheblicher politischer Relevanz sind, weil sie genutzt werden können, um IQ-Unterschiede als Ursache sozialer Ungleichheit auszuweisen.

Als ein wichtiger Protagonist sei hier der Psychologe Arthur Jensen genannt. In seinem viel beachteten Artikel „How much can we boost IQ and scholastic achievement? (1969) gab er eine sehr eindeutige Antwort auf diese Frage. Intelligenztests hätten bewiesen, dass Intelligenz in hohem Maße vererbt sei und demnach Bildungs- und Förderprogramme für sozial benachteiligte Kinder nichts bringen würden, weil ihre Eltern ihnen ein niedriges Intelligenzniveau vererbt hätten. Eindeutig festgestellte Intelligenzunterschiede zwischen weißen Amerikaner*innen und afroamerikanischen Bürger*innen seien auf genetische Unterschiede zwischen diesen Gruppen zurückzuführen. Galtons Idee, Gesellschaftsstruktur auf Intelligenzstruktur zurückzuführen, fand ein weites Echo. So folgte 1994 mit Richard Herrnsteins und Charles Murrays *The Bell Curve* (1994) eine weitere vielbeachtete Veröffentlichung, die für genetische Intelligenzunterschiede zwischen Weißen und Afroamerikaner*innen

argumentierte. Dass es auch heute eine breite Öffentlichkeit gibt, die solche Ideen rezipiert, zeigt die Arbeit des Psychologen und Genetikers Robert Plomin. In seinem jüngst veröffentlichten Buch *Blueprint. How DNA makes us who we are* (2018) bringt er erbdeterministische Ideen ins Feld, um sämtliche psychologische Eigenschaften einer Person zu erklären. Ob kognitive Fähigkeiten, Persönlichkeitsmerkmale oder soziales Verhalten: alles sei gleichermaßen durch die Gene bestimmt. Das neue dabei ist die argumentative Stützung auf molekulargenetische Forschung. Plomin behauptet, dass nach einer problembeladenen Zwillings- und Adoptionsforschung nun nicht mehr bloß die statistische Untersuchung von Korrelationen, sondern der direkte Zugriff auf Gene möglich sei, um Erbllichkeit zu erforschen. Dementsprechend entleiht er die Verbindlichkeit seiner Aussagen der Autorität molekulargenetischer Forschung, die angeblich den Beweis erbracht hätten, dass Menschen weitestgehend durch ihre Gene determiniert seien. Dass diese Behauptung durch aktuelle molekulargenetische Forschung nicht bestätigt werden kann, lässt er außer Acht. Jensen, Herrnstein, Murray und Plomin ist gemein, dass sie ihre Arbeit als reine objektive wissenschaftliche Forschung verstanden wissen wollen, die der Wahrheit und Verbindlichkeit der methodischen Messung und der Zahlen folgt. Diesem Diktum schließt sich auch die zeitgenössische *International Society for Intelligence Research* an. Die Gesellschaft sowie die von ihr herausgegebene Zeitschrift *Intelligence* können als zeitgenössische Plattform für eine als wissenschaftlich ausgewiesene nativistische Intelligenzforschung betrachtet werden, die regelmäßig Vorträge und Artikel zur genetischen Determination von Intelligenz veröffentlicht.⁵ Die Anschlussfähigkeit an rassistische und klassistische Ideen ist dabei gegeben. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass die von der Eugenik ausgehenden Ideen und Zielsetzungen den zweiten Weltkrieg überstanden haben und heute im Gewand einer psychologischen und genetischen Forschung erneut ihr altes Angebot zur Analyse, Erklärung und Lösung des Problems sozialer Ungleichheit unterbreiten.

Während Intelligenztests heute im Bildungsbereich, bei beruflichen Eignungsprüfungen sowie in der klinisch-psychologischen Arbeit als unverzichtbar gelten, findet parallel zu dieser fachlichen Verwendung ein steter politischer Diskurs statt. Dieser dreht sich um Messbarkeit und Erbllichkeit von Intelligenz und deren Bedeutung für soziale

⁵ International Society for Intelligence Research. Abgerufen am 12.05.2019 von <http://www.isironline.org/>

Ungleichheit und Gruppenunterschiede. Die eugenische Bewegung hat nach Ende des zweiten Weltkrieges an Einfluss verloren und Gesetze zur Zwangssterilisation wurden nach und nach in den meisten Ländern außer Kraft gesetzt. Zugleich wäre es ein Fehler zu glauben, dass die Verflechtung von Eugenik und Intelligenzdiagnostik in der Vergangenheit keinerlei Auswirkungen auf die Gegenwart der heutigen Psychologie hat. Denn zentrale Prämissen und grundlegende Begriffe, die der Verflechtung von Eugenik und Intelligenzdiagnostik inhärent waren, sind auch heute unabdingbare Voraussetzungen, damit der Diskurs über interindividuelle Unterschiede und ihre Diagnostik überhaupt funktionieren kann. Die Vorstellung, psychologische Diagnostik von politischen Verstrickungen und Vereinnahmungen befreien zu können und nunmehr das Ideal der reinen Faktenwahrheit zu ihrem Qualitätsmerkmal zu erklären, erscheint als naiv, wenngleich die zeitgenössische Diagnostik genau dies für sich beansprucht. Die Fixierung auf Korrektheit der Methoden und Daten lässt hierbei außer Acht, dass mit den Grundaxiomen ihres diagnostischen Vorgehens der politische Gehalt keinesfalls ausgelagert wird. „[P]opulation, norm, degeneracy, surveillance and segregation“ (Rose, 1979, S. 15) sind Begriffe, die der Diagnostik zugrunde liegen und gleichzeitig mit sozialpolitischen Zielen zur Bevölkerungsregulation einhergehen. Sie sind Stichworte, die von Eugenikern zur Umsetzung eugenischer Ziele gegeben worden sind und nach deren Prinzipien Intelligenzdiagnostik noch immer funktioniert. Denn diese Diagnostik ist eine normorientierte Diagnostik. Als solche orientiert sie sich an den Grundkoordinaten von Norm und Abweichung innerhalb einer Population. Sie bestimmt Kriterien und Grenzwerte zur Unterscheidung von Individuen. Sie betrachtet das Individuum als Analyseeinheit für soziale Unterschiede und positioniert einzelne und Gruppen entlang aufgestellter Hierarchien der Normalverteilung. Sie tut dies nicht im voraussetzungslosen Raum reiner Erkenntnis, sondern im Zuge einer sozialpolitischen Strategie, in der das Individuum zum „Objekt, Ziel und Werkzeug in einem komplexen aber beschreibbaren Verhältnis von Wissen und Macht“ (Rose, 1979, S. 15, Übersetzung X.L.) wird. Im Theorieteil dieser Arbeit (Kapitel 3) wurde der zirkuläre Zusammenhang zwischen Wissensformationen und Machtwirkungen auf einer theoretischen Ebene beschrieben. Im Nachvollzug der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Intelligenzdiagnostik wurde nun deutlich, wie die Verschränkung von wissenschaftsimmanenten und exmanenten Einflüssen zu einer Intelligenzforschung

geführt haben, die zugleich einen normierenden und einen administrativen Zweck zur Bevölkerungsregulation und Optimierung erfüllt.

In den Kapiteln 7-8 soll anhand einer empirischen Untersuchung aktueller Lehrbücher auch untersucht werden, ob und inwieweit sich eine geschichtliche Kontinuität hinsichtlich der politischen Verstrickung und tendenziösen Interessenvertretung, die der Intelligenzdiagnostik von Anfang an inhärent war, auch heute noch aufzeigen lässt. Weiterhin soll gefragt werden, inwieweit die Geschichte des Faches aufgearbeitet und reflektiert wird und ob eine neutrale, objektive und unpolitische Intelligenzforschung heute möglich ist.

5 Methodenteil: Diskursanalyse

Zur Bearbeitung der Forschungsfragen zur Intelligenzdiagnostik sollen verschiedene diskursanalytische Ansätze zur Anwendung kommen. Hierbei orientiere ich mich vor allem an der Kritischen Diskursanalyse (KDA) nach Siegfried Jäger (2004, 2009). Die Kritische Diskursanalyse wurde im Anschluss an Michel Foucaults Arbeiten entwickelt und versucht, dessen theoretische Annahmen zur Verschränkung von Diskurs, Macht, Wissen und Subjektivität für die empirische Forschung fruchtbar zu machen. Hierbei betont Jäger (2004), dass die KDA keine starre Methode sei, sondern, eine „Werkzeugkiste“ (S. 121) zur Untersuchung von Diskursfragmenten darstelle, die je nach Bedarf erweitert und modifiziert werden könne. Neben dem Ansatz der KDA soll im Rahmen der Feinanalyse auch das Methodeninventar der Wiener Schule der Kritischen Diskursanalyse (2001) und van Leeuwens Werkzeuginventar zur Textanalyse (2008) zum Einsatz kommen. Die Wiener Schule der Kritischen Diskursanalyse scheint mir im Rahmen der Feinanalyse besonders fruchtbar zu sein, da sie durch einen linguistischen Schwerpunkt eine genaue Untersuchung von Argumentationsstrategien ermöglicht.

Im Folgenden soll auf die theoretischen Grundlagen der KDA nach Jäger eingegangen werden, um im Anschluss daran das methodischen Vorgehen zu beschreiben und dieses dann in den Kapiteln 7-9 zur Analyse der Lehrbücher zu verwenden.

5.1 Zu den theoretischen Grundlagen der Kritischen Diskursanalyse

Siegfried Jäger begreift die Kritische Diskursanalyse als ein Analyseverfahren,

„das auf einer bestimmten Theorie aufruht, der Diskurstheorie Foucaults, bzw. sich an dieser orientiert. Sie übersteigt damit die Grenzen der Disziplin der Linguistik, indem sie sich auf die Analyse des Diskurses bzw. der Diskurse konzentriert, die sie als Verläufe oder Flüsse von sozialen Wissensvorräten durch die Zeit versteht, die die Applikationsvorgaben für die Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit enthalten und in diese gegenständlich umgesetzt werden und, in Verbindung mit diesen „Vergegenständlichungen“, insgesamt also als Dispositive, weiterwirken, sie »am Leben erhalten« sie und sich verändern oder auch zum Absterben bringen.“ (Jäger 2004, S. 158)

Im Anschluss an Foucaults Werk begreift Jäger (2004) Diskurse als „Fluß (sic) von ‚Wissen‘ durch die Zeit“ (S. 129). Dieses transportierte Wissen wird von Jäger als „alle Arten von Bewusstseinsinhalten bzw. von Bedeutungen, mit denen jeweils historische Menschen die sie umgebende Wirklichkeit deuten und gestalten“ (Jäger, 2004, S. 93) begriffen. Der Verweis auf „historische Menschen“ und den „Fluß“ durch die Zeit deutet darauf hin, dass Jäger das Wissen und dessen Legitimation als historisch bedingt und kontingent begreift. Dieses Wissen sei selbst diskursiv hervorgebracht und beziehe seine Legitimation nur im und durch den jeweiligen historischen Kontext. Wissen und die Wirklichkeit, die vor dem Hintergrund dieses Wissens entsteht, wird also immer in Verflechtung mit den jeweiligen gesellschaftlichen Machtverhältnissen gedacht. Foucault (1992) schreibt hierzu:

„[N]ichts kann als Wissenselement auftreten, wenn es nicht mit einem System spezifischer Regeln und Zwänge konformgeht [...] umgekehrt kann nichts als Machtmechanismus funktionieren, wenn es sich nicht in Prozeduren und Mittel-Zweck-Beziehungen entfaltet, welche in Wissenssystemen fundiert sind“ (Foucault, 1992, S. 33).

Das Wissen kann also nicht losgelöst von den Bedingungen betrachtet werden, unter denen es gemäß bestimmter Methoden und Regeln produziert wird, die im Gegensatz zu anderen, verworfenen Methoden und Regeln als legitime Werkzeuge der Wahrheitsfindung angesehen werden. Das bedeutet, dass das Wissen durch gesellschaftliche Machtverhältnisse bedingt ist, gleichzeitig aber auch auf gesellschaftliche Verhältnisse zurückwirkt und sie (re-)produziert. Der Kritischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault geht es nicht um den korrespondierenden Zusammenhang zwischen einem Forschungsobjekt und einer Aussage darüber, sondern um die Entstehungsgeschichte einer Aussage über das besagte Forschungsobjekt und die *wirklichkeitskonstituierende Funktion* der Aussage.

Der Diskurs lässt sich hierbei als das Vehikel begreifen, indem das Wissen transportiert wird. Jürgen Link schreibt hierzu, dass Diskurse „nicht als wesentlich passive Medien

einer In-Formation (sic) durch Realität, sozusagen als Materialitäten zweiten Grades bzw. als weniger materiell als die echte Realität“ (2004, S. 146) zu verstehen seien. Sie erfüllen keine „Abbildfunktion“ der Realität, was im Kontext naturwissenschaftlicher Forschung als regulative Idee noch am ehesten Sinn ergäbe, wenngleich auch der naturwissenschaftliche Diskurs nicht als reines Abbild eines Forschungsgegenstandes begriffen werden kann. Es gebe aber eine ganze Reihe von Diskursen, die nicht als Abbildfunktion von Wirklichkeit, sondern als „Applikations-Vorlage für individuelle und kollektive Subjektivitätsbildung funktionieren“ (ebd.), also erst Wissensinhalte und Konstrukte schaffen, die auf Subjekte einwirken.

Diskurse bilden für Foucault „keine dünne Kontakt- und Reibefläche einer Wirklichkeit und einer Sprache“ (Sarasin, 2005, S. 98), sie sind also nicht daraufhin zu analysieren, wie die Wirklichkeit durch den Diskurs in Sprache übergeht, abgebildet wird oder auf irgendeine Weise mit ihr korrespondiert oder Berührungspunkte aufweist. Viel mehr „benutzen [Diskurse, X.L.] die Zeichen, um Ordnung zu stiften, um Grenzen des Sagbaren zu errichten und um Objekte des Wissens bzw. »epistemische Dinge« hervorzubringen“ (Sarasin, 2005, S. 98). Diskursanalyse ermöglicht die Untersuchung, „wie in einzelnen Wissenschaften und Diskursfeldern Objekte des Wissens erscheinen“ (ebd., S. 98), so, „dass Denken und Diskurs oder viel mehr deren unauflösliche Einheit keineswegs bloß Ausdruck unseres Wissens sind, sondern der Ort, an dem jegliche Erkenntnis zustande kommen kann“ (ebd., S. 102).

Discours bezeichnet im Französischen die Rede und Foucault wendet diesen Begriff zum einen auf das „allgemeine Gebiet aller Aussagen“ (Parr, 2008, S. 234) als der „Gesamtströmung“ (ebd.) aller Reden und Wissenschaften an, die bestimmten Regeln und Funktionen unterliegen und die für den Autor eine allgemein vermittelnde Position zwischen Wissen und Welt einnehmen. Neben *dem* Diskurs als Konstitutionsort von Wissen, gebe es eine Vielzahl *verschiedener* Diskurse, die nebeneinander bestehen, Wissensobjekte unterschiedlich konstituieren und nach unterschiedlichen Regeln funktionieren können, ineinander übergehen oder sich gegenseitig stützen oder kritisieren können (ebd.). Als Beispiele seien der medizinische, der juristische oder der ästhetisch-literarische Diskurs genannt, die nach gänzlich unterschiedlichen Kriterien funktionieren, verschiedene Argumentationsmuster, Methoden und Medien verwenden, aber alle gleichsam zu der Etablierung von bestimmten Diskursformationen und

Wissensbeständen führen. Essenziell für den Begriff des Diskurses ist die Vorstellung einer „regulierte(n) Praxis“ (ebd.), durch die bestimmte Aussagen als legitimes Wissen hervorgebracht werden. Reguliert werde diese Praxis des Redens zum einen durch Verknappung und Ausschluss, etwa durch Reduktion von Wissen produzierenden Institutionen auf ausgewählte Ort wie Universitäten, Forschungsinstitute, Archive oder Museen, durch Regeln der Versprachlichung und Mediatisierung und der Auswahl autorisierter Sprecher, etwa durch formale Qualifikationen (a.a.O., S. 235). Ausschlüsse wiederum werden durch Unterscheidungen und Grenzziehungen vorgenommen, etwa, indem etabliert wird, was als wahr und was als falsch gilt. In der Summe ergibt sich die Frage, was auf Basis eines Diskurses und der ihm inhärenten Ein- und Ausschlüsse, anerkannten Methoden und Funktionsprinzipien sagbar ist und was nicht.

Hierbei betont Foucault, dass die Produktion von Wahrheit nicht nur Angelegenheit der Institutionen und wissenschaftlichen Diskurse ist, innerhalb derer sie produziert wird. Sie sei dabei „ständigen ökonomischen und politischen Anforderungen ausgesetzt“ (Foucault, 1978, S. 52) und „unterliegt in den verschiedensten Formen enormer Verbreitung und Konsumtion“ (ebd.), etwa innerhalb von „Erziehungs- und Informationsapparaten“ (ebd.). Die Produktion dieser Wahrheit erfolge „zwar nicht ausschließlich, aber doch [unter der, Anm. X.L.] überwiegenden Kontrolle einiger weniger politischer oder ökonomischer Apparate (Universität, Armee, Presse, Massenmedien)“ (ebd.).

Foucault wendet sich dezidiert von einer (tiefen)hermeneutischen Analyse eines Diskurses ab. Während die Hermeneutik einen Text so behandelt, als läge sein Sinn quasi unter seiner Oberfläche, den es durch Auslegung zu extrahieren gilt, resultiert der Sinn für Foucault erst aus den „materiellen und diskursiven Strukturen“, also der Oberfläche (Sarasin, 2005, S. 107), durch die dieser konstituiert wird. Seine Analyse rekuriert nicht auf eine vermeintliche Teilhabe an einem gemeinsamen menschlichen Sinnhorizont, wie die Hermeneutik es tut, sondern auf einer Untersuchung der Auftretensregeln bestimmter Aussagen, also dem „Algorithmus“ (a.a.O., S. 110), mit dem bestimmte Aussagen generiert und andere ausgeschlossen werden können“ (ebd.), ähnlich dem Verfahren einer „Mustererkennung“ in den „statistischen, klassifikatorischen oder vergleichenden Methoden der Sozial- und Naturwissenschaften“ (a.a.O., S. 111). Die Gesamtheit dieser Regeln und Aussagemuster wird von Foucault als Archiv bezeichnet, in dem eben alle zu einem

bestimmten historischen Moment möglichen Aussageformationen einen „beschränkten Kommunikationsraum“ (Foucault, 1973, S. 187f) bilden. Der Diskurs beschreibt demnach „eine Praxis des Denkens, Schreibens, Sprechens und auch Handelns, die diejenigen Gegenstände, von denen sie handelt, zugleich systematisch hervorbringt“ (Parr, 2008, S. 234).

Es sei noch darauf hingewiesen, dass der Diskurs sich nicht auf rein sprachliche Aspekte bezieht, sondern als „Applikationsvorgaben für die Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit“ (Jäger, 2004; S.144) auch eine soziale Praxis impliziert, etwa durch die Herausbildung „sozialer Gegenstände“ (Parr, 2008, S. 234) wie Sexualität, Wahnsinn und Norm, die bei Foucault zugleich auch als *subjektbildend* und *handlungsleitend* gedacht werden. Sie stellen als „Wissensformationen“ zudem auch anschlussfähige Vorgaben an Institutionen und Techniken, ergeben also im Zusammenspiel aus regulierter Wissensformation, Rede und sozialer Praxis den bereits im Theorieteil beschriebenen Macht/Wissen-Komplex. Foucault schreibt hierzu:

„dass der Diskurs nicht für die Gesamtheit der Dinge gehalten werden darf, die man sagt, und auch nicht für die Art und Weise, wie man sie sagt. Der Diskurs ist genauso in dem, was man nicht sagt oder was sich in Gesten, Haltungen, Seinsweisen, Verhaltensschemata und Gestaltungen von Räumen ausprägt. Der Diskurs ist die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen (Foucault, 2013, S. 192)“.

Diskurse haben also eine wirklichkeitskonstituierende Funktion, insofern sie Wissen schaffen, über das Menschen sich selbst und die Welt erfassen, begreifen und gestalten. Sie können in ihrer vollständigen Wirkung also erst erfasst werden, wenn die Verflechtung heterogener Elemente aus „Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen“ (Foucault, zit. nach Parr, 2008, S. 239) ausgearbeitet wird. Foucault hat dieses komplexe Ineinandergreifen diskursiver und außerdiskursiver Elemente später als *Dispositiv* bezeichnet. Da sich die vorliegende Arbeit mit Lehrbuchtexten beschäftigt, beschränkt sich meine Analyse also lediglich auf die diskursiven Elemente. Eine Dispositivanalyse zur Intelligenzdiagnostik müsste darüber hinaus das Ineinandergreifen unterschiedlicher Institutionen, Wissensformationen und Praktiken untersuchen. Das kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Es soll aber darauf hingewiesen werden, dass die Wirkungsweise der Intelligenzdiagnostik nicht einzig auf die Inhalte ihrer Wissensproduktion zurückzuführen ist, sondern auf ihre Anwendbarkeit im klinischen, institutionellen, und

beruflichen Kontext sowie auf ihre Verschränkung mit sozialpolitischen Diskursen zu ökonomischer und sozialer Ungleichheit, Optimierung von Arbeitsprozessen und der Selektion von Individuen nach bestimmten Gesichtspunkten.

Für Foucault gibt es kein Wissen und keine Wahrheit ohne Machtstrukturen, die den Diskurs ordnen. Die Untersuchung „einer diskursiven Formation“ (Foucault, 1981, S. 82) ist „weder durch den Rückgriff auf ein transzendentes Subjekt noch durch den Rückgriff auf eine psychologische Subjektivität zu leisten“. Das Individuum macht den Diskurs nicht, das Umgekehrte ist der Fall. „Der Diskurs ist überindividuell, während der einzelne Text ein individuelles Produkt ist, den ein einzelner Mensch, der dabei zugleich immer als in die Diskurse Verstrickter vorzustellen ist, als gedanklichen Zusammenhang produziert“ (Jäger, 2004, S. 148), schreibt Jäger und macht damit deutlich, dass es in einer Diskursanalyse nicht um die Intentionen einzelner Protagonist*innen geht, sondern darum, herauszuarbeiten, wie Subjektivität und soziale Wirklichkeit durch Diskurse formiert wird und damit Zwänge sowie Spielräume konstituiert werden. Das bedeutet, dass die Verfasser*innen der analysierten Lehrbuchtexte nicht im Fokus stehen und ihre Äußerungen „nicht als individuelle Leistungen, sondern als Bestandteile eines sozialen Diskurses“ (ebd.) betrachtet werden. Die Zwänge, denen Diskurse unterliegen, und die Machtwirkungen, die von ihnen ausgehen, lassen sich weder auf einzelne Personen, noch Institutionen zurückführen:

„Die Macht ist nicht eine Institution, nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einzelner Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt“ (Foucault, 1983, S. 94, zit. nach Jäger, 2004, S. 148).

Diese „strategische Position“ ist die Summe der Ausschlüsse, Regeln, Verknappungen, Zwänge und Bedeutungen, Problemstellungen und Blickrichtungen, Techniken und Verfahrensweisen, denen einzelne Subjekte und Institutionen unterworfen sind, die sie in ihrer Summe und Kreuzung aber nicht selbst hervorgebracht haben.

Es sollte deutlich geworden sein, dass Foucault Wahrheit und Subjektivität historisiert und als Produkte diskursiver Formationen betrachtet. Seine Haltung lässt sich hierbei nicht als rein dem Sozialkonstruktivismus und dem Linguistic Turn zuordenbare Theorie begreifen, weil sie die Ebene der Materialität nicht gänzlich „dekonstruiert“ und auf Sprache zurückführt. Die Wirkungsweise von Diskursen entfaltet sich für ihn, wie im Dispositiv-Begriff ausgedrückt, dezidiert in der Verflechtung von Diskursivem und Außerdiskursivem. Dementsprechend weist Sarasin (2005) auf die Konstruiertheit und gleichzeitige Verankerung des Wissens in realen, nicht rein sprachlichen Phänomenen

und Objekten hin. Einerseits mache Foucault deutlich: „Wir müssen uns nicht einbilden, dass uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht“ (Foucault, 1983). Man müsse „den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen“ (a.a.O, S. 36f). Der im Wissen adressierte „Gegenstand wartet nicht in der Vorhölle auf die Ordnung, um Gestalt anzunehmen“ (Foucault, 1973, S. 68), denn erst in dieser Ordnung, der er nicht präexistent ist, kann er erst „unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen“ (ebd.) existieren. Hier spricht sich Foucault für eine konstruktivistische Sicht auf Wissen aus. Doch andererseits weist er darauf hin, dass dieses *komplexe Bündel von Beziehungen* nicht nur aus diskursiven Elementen besteht, sondern auch aus nicht rein sprachlich verfassten, Materialität umfassenden Bedingungen, wie ökonomischen, administrativen und institutionellen Rahmensetzungen, die sich auf den Diskurs auswirken. Letztlich ginge es, so Sarasin, (2005), Foucault nicht um „die Analyse von autonomen Diskursen, die dann gar noch als sprachliche Gebilde missverstanden werden“ (S. 113). Das Ziel der Diskursanalyse sei viel mehr,

„eine spezielle Schicht von Regeln freizulegen, die als spezifische inhaltliche Ordnungsmuster für die involvierten Subjekte erkennbare Dinge erzeugen und ihre Welt strukturieren – und zwar im Rahmen von sehr materiellen und, gemäß Foucaults Auffassung, diskursfernen technischen, institutionellen und medialen Bedingungen, Abhängigkeiten und Beziehungen“ (S. 113).

Wenn Diskurse unser Denken und Handeln in der Welt strukturieren, tun sie das nicht auf die eine und absolut verbindliche alternativlose Art, sondern, indem sie Möglichkeiten schaffen, uns, andere und die Welt auf eine bestimmte Weise zu sehen, während andere mögliche Sichtweisen und Subjektivitäten aus dem Diskurs ausgeschlossen werden. Jäger spricht in diesem Zusammenhang von „Sag- und Machbarkeitsfeldern“ (Jäger, 2004, S. 170), die durch Diskurse erschlossen oder ausgeschlossen werden können. Hierbei ist es nicht die einmalige Darbietung, sondern die Wiederholung mit einer „fortdauernden Rekurrenz von Inhalten, Symbolen und Strategien“ (ebd.), die „im Laufe der Zeit zur Herausbildung und Verfestigung von »Wissen« führt“ (ebd.). Deshalb ist es wichtig bei einer Diskursanalyse zu bedenken, dass es nicht um die Wirkung eines einzelnen Textes geht, sondern um das Erschließen von diskursiven Mustern, die ihre Wirkung durch Wiederholung und allmähliche Verinnerlichung durch die Subjekte entfalten.

Die Kritische Diskursanalyse kann als eine mögliche Methode zur Rekonstruktion von Diskursen und ihren Machtwirkungen auf Subjekte betrachtet werden, um deutlich zu machen, wie diese Diskurse funktionieren und wie und warum sie bestimmte Sagbarkeitsräume eröffnen und andere verschließen. Die Wahrheit eines Diskurses lässt sich also als Produkt sich kreuzender Mächte begreifen. In der Kritik an einer Wahrheit, die durch Diskurse hervorgebracht wird, geht es nicht so sehr um die Prüfung und Widerlegung einer Wahrheit, sondern darum, sie daraufhin zu untersuchen, welche Hegemonien in dieser Wahrheit zum Ausdruck kommen, durch diese Wahrheit gestützt werden und uns in unserer Subjektivität zutiefst eingepägt werden.

5.2 Struktur von Diskursen

Um komplexe Diskurse trotz ihres „»großen Wucherns«“ (Jäger, 2004, S.159) und ihrer „Verflochtenheit“ (ebd.) strukturieren und damit besser untersuchen zu können, unterscheidet Jäger verschiedene Diskurstypen.

Neben den *Spezialdiskursen* der Wissenschaft(en) gibt es auch Diskurse, die nicht zwangsläufig den Gesetzen dieser Spezialdiskurse entsprechen, bestimmte Diskursformationen der wissenschaftlichen Spezialdiskurse aber aufgreifen und verwenden. Zu diesen *Interdiskursen* (ebd.) zählen laut Jäger journalistische Diskurse, populärwissenschaftliche und populärphilosophische Diskurse. Da es im Rahmen dieser Arbeit um eine Analyse von Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie gehen soll, wird im Rahmen dieser Arbeit also ein wissenschaftlicher Spezialdiskurs untersucht.

Diskurse lassen sich in „*Diskursfragmente*“ (ebd.) unterteilen. Diese sind Texte oder Textteile, die ein bestimmtes Thema behandeln (ebd.). Diskursfragmente können z.B. journalistische Texte sein, die sich mit einem bestimmten Thema befassen. Ein „Diskursstrang“ (a.a.O., S. 160) setzt sich wiederum aus Diskursfragmenten gleichen Themas zusammen. Betrachtet man einen Diskursstrang hinsichtlich der *synchronen Dimension*, untersucht man, „was zu einem bestimmten gegenwärtigen oder früheren Zeitpunkt bzw. jeweilige Gegenwart »gesagt« wurde bzw. sagbar ist bzw. war“ (Jäger, 2004, S. 160). Genaugenommen sind damit also nicht nur die synchron zu einem Zeitpunkt vorliegenden Diskurse gemeint, sondern auch die diachrone Dimension von Diskursen und deren historischer Verlauf. Eine *synchrone* Analyse bemüht sich also um die Rekonstruktion der *Bandbreite* von verschiedenen Aussagen innerhalb von

Diskurssträngen als „thematisch einheitliche Wissensflüsse durch die Zeit“ (Jäger, S. 160). Jäger weist darauf hin, dass bestimmte Diskursstränge miteinander verschränkt seien und sich gegenseitig beeinflussen und stützen (ebd.) können. So kann ein Diskursstrang zu Frauenrechten mit einem Diskursstrang zur Migrationspolitik verschränkt werden, um frauenrechtliche Forderungen zum Schutz vor sexuellen Übergriffen für eine Verschärfung von Asylgesetzen ins Feld zu führen. Ein weiteres Beispiel wäre eine Bezugnahme auf terroristische Anschläge, die dem Diskurs der Sicherheitspolitik zuzurechnen wären, um eine Legitimation zur erweiterten Datensammlung und Überwachung der neuen Medien zu erzielen, welche Teil eines Diskurses zur Netz- und Medienpolitik ist. Dementsprechend sind im Rahmen einer kritischen Diskursanalyse nicht nur die monothematischen Diskursstränge von Interesse, sondern auch die Diskursverschränkungen und besonderen Argumentationslinien, die sich durch die gegenseitige Bezugnahme von Diskursen aufeinander ergeben.

Des Weiteren spricht Jäger von „*Diskursebenen als sozialen Orten*“ (a.a.O., S. 163), von denen aus eine Aussage getätigt wird. So kann ein Diskursstrang z.B. auf akademischer Ebene, auf Ebene der Politik, der Medien, im Alltag oder in der Erziehung verfolgt werden. Hierbei können unterschiedliche Ebenen aufeinander einwirken oder es können bestimmte Diskurse von anderen Ebenen aufgenommen werden. So können z.B. auf der Medien-Ebene Diskurselemente aus Wissenschaft und Politik einfließen. Im Rahmen dieser Masterarbeit wird die akademische Ebene als Produktions- und Austragungsort von Diskursen untersucht.

Als eine entscheidende Einflussgröße betrachtet Jäger die *Diskursposition*, aus der Sprecher*Innen heraus agieren. Unter einer Diskursposition versteht Jäger

„den ideologischen Ort, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs und seine Bewertung für den Einzelnen und die Einzelne bzw. für Gruppen und Institutionen erfolgt. Sie produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus den bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der Diskursbeteiligten speisen. Die Diskursposition ist also das Resultat der Verstricktheiten in diverse Diskurse, denen das Individuum ausgesetzt war und die es im Verlauf seines Lebens zu einer bestimmten ideologischen bzw. weltanschaulichen Position (...) verarbeitet hat. (M. Jäger, 1996, S. 47 zitiert nach Jäger, 2004, S. 164f.)

Eine solche Position als ideologischer Rahmen, innerhalb dessen man bestimmte diskursive Strömungen aufgreift, bewertet oder verwirft, wird von entsprechenden Akteur*Innen meistens nicht benannt bzw. ist ihnen nicht bewusst und muss im Rahmen einer Diskursanalyse herausgeschält werden. Auch ist die Diskursposition nicht

als eine determinierende Kraft zu verstehen, die einem Mechanismus gleich, alle zwingt, dieselbe Haltung zu einer weltanschaulichen Position einzunehmen. Eine Diskursposition sei eher als eine „Bezugsgröße des diskurssystems (sic) einer kultur (sic)“ (Link, 1986a, zit. nach Jäger, 2004, S. 165) zu verstehen, auf die man sich bezieht, die man dabei aber durchaus befürworten oder ablehnen kann.

Im Rahmen dieser Arbeit wird ein wissenschaftlicher *Spezialdiskurs* untersucht, nämlich der Diskurs zur Differentiellen Psychologie und Diagnostik. Der dabei fokussierte *Diskursstrang* thematisiert Intelligenzforschung und Intelligenzdiagnostik. Die von mir untersuchten Textteile psychologischer Lehrbücher, die sich mit dem Thema Intelligenz befassen, stellen die zu untersuchenden *Diskursfragmente* dar. Es handelt sich also um einen *synchronen Schnitt* durch einen Diskursstrang, durch den die Bandbreite an Aussagen im aktuellen Diskurs erfasst wird.

5.3 Methodisches Vorgehen: Materialsammlung, Struktur- und Feinanalyse

Die Analyse beginnt mit der systematischen Sammlung und Sichtung aller relevanten Medien, die zu dem gewählten Forschungsthema auf einer bestimmten Diskursebene publiziert wurden und den *Materialkorpus* bilden (a.a.O., S. 174). Anschließend erfolgt die Untersuchung der Materialkorpus in zwei Schritten: in der Strukturanalyse werden zentrale und wiederkehrende Haupt- sowie Unterthemen in dem gesammelten Material identifiziert (ebd.). Außerdem werden die Themen hinsichtlich ihrer qualitativen Bandbreite sowie quantitativen Dichte beschrieben und auf Diskursverschränkungen hin untersucht (ebd.). Im Anschluss daran erfolgt eine begründete Auswahl exemplarischer Textfragmente, anhand derer in der *Feinanalyse* eine Untersuchung besonders diskurstypischer Merkmale vorgenommen werden soll (ebd.).

Im Rahmen der Strukturanalyse soll der gesamte Diskursstrang zu einem bestimmten Thema einer Voranalyse unterzogen werden. Hierbei soll eine systematische Sammlung des relevanten Materials zu einem Thema erfolgen, um dieses dann auf die wichtigsten Haupt- und Unterthemen, die Bandbreite von Aussagen, Verschränkungen mit anderen Diskurssträngen und die Kernbotschaften hin zu untersuchen. Um Aussagen über „Aufmerksamkeitsschwerpunkte bzw. Trends“ (a.a.O., S.192) treffen zu können, ist die Berücksichtigung und Erfassung von Themenhäufungen sinnvoll. Innerhalb eines

Diskursstranges sollen zudem auch „Autor, Textsorte, auffällige Kollektivsymbole, Bebilderung etc.“ (a.a.O., S. 191) berücksichtigt werden.

Da die kleinteilige Untersuchung sämtlicher Diskursfragmente eines Diskursstranges aus forschungsökonomischen Gründen kaum umsetzbar ist, muss eine begründete Auswahl einzelner Diskursfragmente erfolgen. Hierbei soll die Strukturanalyse einen Eindruck davon vermitteln, welche Themen innerhalb eines Diskursstranges besondere Relevanz haben, um auf Basis dessen zu analysierende Diskursfragmente auswählen zu können, die für diesen Diskurs besonders „typisch“ (a.a.O., S. 193) sind.

Nach der Erfassung relevanter Haupt- und Unterthemen eines Diskursstranges erfolgt dann die Feinanalyse. In dieser sollen einzelne, für einen Themenbereich besonders typische Diskursfragmente ausgewählt und detailliert untersucht werden. Dabei soll herausgearbeitet werden, „wie ein Diskurs inhaltlich und formal gestaltet ist, welche Wirkungsmittel er enthält, welche Argumentationsstrategien verwendet werden, welche Widersprüche und Fluchtlinien er enthält“ (a.a.O., S. 172).

Jäger (2004) schlägt spezifische Analyseschritte vor, an denen ich mich weitestgehend orientiert habe, insoweit sie auf das von mir gesammelte Material anwendbar und für eine Analyse fruchtbar waren. Zunächst soll der *institutionelle Rahmen* (S. 175), innerhalb dessen der Text entstanden ist, berücksichtigt werden. Im Anschluss daran erfolgt eine genauere Untersuchung der „Text->Oberfläche<“ (*ebd.*) hinsichtlich der graphischen Gestaltung und der Sinneinheiten, die durch graphische Markierungen gesetzt werden.

In einem weiteren Schritt erfolgt dann eine Analyse der *sprachlich-rhetorischen Mittel*. In dieser sprachlichen Mikro-Analyse sollen Argumentationsstrategien, Logik und Komposition des Textes sowie Implikate und Anspielungen, Kollektivsymbolik, Stil und Referenzbezüge herausgearbeitet werden (a.a.O., S. 175).

Durch eine daran anschließende Auseinandersetzung mit *inhaltlich-ideologischen Aussagen* sollen grundlegende Menschenbilder, Gesellschaftsverständnis, Normalitäts- und Wahrheitsvorstellungen, die der Text mittransportiert, herausgeschält werden (*ebd.*).

Erst danach erfolgt eine *Interpretation* des Textes, durch welche die zuvor durchgeführten Analyseschritte systematisch aufeinander bezogen werden, um die Botschaften, intendierten Wirkungen und den Kontext herausarbeiten zu können (ebd.).

Wie eingangs bereits erwähnt, stellt die Kritische Diskursanalyse keine in sich abgeschlossene „starre »Methode«“ (a.a.O., S. 172) dar, sondern ist grundsätzlich offen für Ergänzungen und „Modifikationen des Verfahrens“ (S. 173). Ich orientiere mich dementsprechend an weiteren Methodeninventaren. Hierzu gehören Analysewerkzeuge von Wodak & Reisigl (2001) und van Leeuwen (2008), weil diese ein fundiertes Repertoire zur Untersuchung sprachlich-rhetorischer Mittel bereitstellen. Dabei erarbeiten Wodak und Reisigl mehrere Analysekategorien als diskursanalytische Werkzeuge, anhand derer erfasst werden soll, wie und mit welchen Mitteln Diskurspositionen plausibel gemacht werden. Zu diesen Kategorien gehören: referentielle Strategien und Strategien der Nomination sozialer Akteur*innen, Prädikationen, Argumentationsstrategien und Topoi, Strategien der Perspektivierung, Rahmung und Diskursrepräsentation sowie Intensivierungs- und Abschwächungsstrategien (Wodak & Reisigl, 2001, S. 44f.).

Referentielle Prädikationen und Nominationsstrategien (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45) sind Strategien der Anrufung und Repräsentation sozialer Akteur*innen, die innerhalb eines Diskursfragmentes verwendet werden. Auf diese Weise können ganz allgemein die Zugehörigkeit sozialer Akteur*innen zu größeren Gruppen benannt oder auch Fremd- und Eigengruppen konstruiert werden. Methoden der referentiellen Prädikation können Kategorisierungen nach Gruppenzugehörigkeit sein, womöglich inklusive einer Biologisierung und Naturalisierung der Gruppenzugehörigkeit und einer Depersonalisierung Benannter. Auch die Verwendung von Metonymien und Synekdochen, bei denen ein Teil für das Ganze steht (pars pro toto) oder umgekehrt das Ganze für einen Teil (totum pro parte) können Strategien der Nomination darstellen.

Strategien der Prädikationen sind eng mit Strategien der Nominationen verbunden und sind zum Teil miteinander verschränkt. Durch Prädikationen werden Charakteristika, Stereotype, Attributionen und positive oder negative Eigenschaften implizit oder explizit an die Nomination angeschlossen, d.h. jemand wird nicht nur als Jemand angesprochen, sondern zugleich auch mit Merkmalen und Eigenschaften versehen (ebd.). Wodak und Reisigl (2001) beziehen sich auf die Arbeit von Theo van Leeuwen (2008) und schlagen in Anschluss an diesen mehrere Analysekategorien vor, um Weisen

der Nomination und Prädikation von Akteur*innen in Diskursen untersuchen zu können. Van Leeuwen verknüpft hierbei die diskursive Darstellungsweise soziologischer Kategorien, wie etwa Naturalisierung, Handlungsmacht oder Objektivierung mit linguistischen Kategorien, um so aufzeigen zu können, wie soziologische Kategorien sprachlich vermittelt und legitimiert werden. Das bedeutet, die linguistischen Kategorien stelle eine Art Transportmittel oder Vermittlungsinstanz für soziologische Kategorien dar und dienen als Analysegrundlage für die Art der Darstellung sozialer Akteur*innen (van Leeuwen, 2008, S. 3-22). Im Folgenden sollen einige der von van Leeuwen vorgeschlagenen linguistischen Darstellungsmöglichkeiten sozialer Akteur*innen sowie ihre Wirkungsweisen dargestellt werden.

Bei einer *Exklusion* werden Akteur*innen durch die Art der linguistischen Repräsentation entweder gänzlich unsichtbar gemacht, indem sie als Akteur*innen nicht erwähnt werden (suppression), oder in ihrer Rolle in den Hintergrund gedrängt werden (backgrounding), häufig, indem sie als Passive und Behandelte, nicht als aktiv Handelnde auftauchen (Reisigl & Wodak, 2001, S. 47). Durch eine *Rollenzuweisung* wird sprachlich markiert, wer handelt und wer oder was Ziel der Handlung ist. Eine *Aktivierung* liegt vor, wenn Akteur*innen als treibende Kraft einer Handlung dargestellt werden, eine *Passivierung*, wenn Akteur*innen als diejenigen dargestellt werden, die einer Handlung ausgesetzt sind (ebd.).

Im Rahmen einer *Generalisierung*, bzw. *Spezifizierung* (Reisigl & Wodak, S. 53) wird danach unterschieden, ob Akteur*innen als eigenständige Individuen oder als generalisierte Gruppe oder Klasse dargestellt werden. Stehen Akteur*innen durch eine Spezifizierung als aktiv Handelnde im Fokus, ermöglicht dies eine stärkere Identifikation mit der Person und den Ereignissen. Eine Generalisierung der angesprochenen Akteur*innen bewirkt hingegen eine Abstraktion und Entfernung von der konkreten Erfahrungswelt sowie ein geringeres Identifikationspotential bei den Leser*innen (van Leeuwen, 2008, S. 35-36).

Durch eine *Personalisierung* werden Akteur*innen als menschliche Wesen dargestellt. Hierbei kann nochmals unterschieden werden zwischen einer *Nomination*, durch die ein einzelnes Individuum, etwa durch seinen Namen, sichtbar gemacht wird, und einer *Kategorisierung*, durch die ein Individuum wiederum durch seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe bestimmt wird. Diese Kategorisierung wiederum kann durch *Funktionalisierung* oder *Identifizierung* vollzogen werden. Bei einer Funktionalisierung

werden soziale Akteur*innen über ihre Handlungen und Funktionen, etwa durch ihren Beruf oder ihre Rolle in sozialen Prozessen benannt. Bei der *Identifizierung* geht es nicht um die Handlungen, sondern die Identität einer Person, also was sie dauerhaft oder über eine längere Zeit ist, etwa hinsichtlich ihres Geschlechts, der Ethnie, Religionszugehörigkeit, sozialen Klasse oder ihres Alters.

Werden Akteur*innen nicht als menschliche Wesen benannt, liegt eine *Impersonalisierung* vor (Reisigl & Wodak, 2001, S. 53). Diese kann wiederum in eine *Objektifizierung* aufgegliedert werden, bei der Akteur*innen durch Gegenstände oder Orte identifiziert werden, mit denen sie assoziiert sind sowie in eine *Abstraktion*, durch die soziale Akteur*innen durch abstrakte Begriffe oder Qualitäten dargestellt werden. Durch Impersonalisierung können Akteur*innen und deren Verantwortung in den Hintergrund rücken, etwa, indem Verhalten und Entscheidungen abstrakten Kräften und Zwängen zugeschrieben werden. Zudem kann Akteur*innen oder Handlungsweisen eine besondere Autorität oder Bewertung zugesprochen werden, wenn diese mit bestimmten Orten oder Dingen assoziiert werden (a.a.O., S. 54).

Van Leeuwen (2008, S. 55-74) hat weitere Analyseinstrumente zur Darstellungsweise *sozialer Handlungen* erarbeitet. Da diese mit der Darstellung von Akteur*innen eng verbunden sind, sollen sie hier ebenfalls erwähnt werden. Bei der Untersuchung der Darstellungsweise von Handlungen steht die Frage im Vordergrund, welche Handlungsweisen den sozialen Akteur*innen zugewiesen werden und welchen Effekt dies auf die Wahrnehmung der Akteur*innen hat.

Van Leeuwen (2008) unterscheidet zwischen *actions*, also Handlungen, die von Protagonis*innen aktiv und willentlich ausgeführt werden sowie *reactions*, bei denen nicht initial gehandelt, sondern auf andere Handlungen und Ereignisse reagiert wird. Dies bedeutet nicht, dass *reactions* unbedingt mit Passivität gleichgesetzt werden, sondern innere Prozesse von Protagonist*innen darstellen. Dementsprechend spricht van Leeuwen auch von *affektiven*, *perzeptiven* und *kognitiven* Prozessen (a.a.O., S. 58) als verschiedenen Formen der *reaction*. Die Fokussierung auf affektive oder kognitive Aspekte von *reactions* kann auch als Gradmesser für soziale Macht betrachtet werden, wobei Akteur*innen, denen mehr soziale Macht zukommt, eher durch kognitive *reactions*, wohingegen Akteur*innen mit einer weniger machtvollen Position häufig eher affektive *reactions* zugewiesen werden. *Actions* werden des Weiteren unterschieden in *material actions*, mit denen absichtlich Effekte auf andere ausgeübt

werden soll sowie *semiotic actions*, durch die Sinn und Bedeutung transportiert werden (a.a.O., S. 59). Relevant ist auch, ob Handlungen als alternativlose Folge natürlicher Gegebenheiten, oder als die Folge menschlicher Entscheidungen dargestellt werden.

Um zu den von Wodak und Reisigl (2001) vorgeschlagenen Analysepunkten zurückzukommen, soll nun auf den Aspekt der *Argumentationsstrategien und Topoi* eingegangen werden. Diese sind wiederum mit den ersten beiden Punkten der Nomination und Prädikation eng verbunden, weil durch Argumentationsstrategien und Topoi legitimiert wird, Akteur*innen und Gruppen auf eine bestimmte Weise darzustellen. Durch Argumentationsstrategien werden eingenommene Standpunkte, Sichtweisen und daraus gezogenen Schlussfolgerungen untermauert und begründet. Reisigl und Wodak (2001, S. 69 ff.) benennen Strategien, durch die ein möglichst herrschaftsfreier Diskurs sowie nachvollziehbare, an Logik und Kritikfähigkeit orientierte Diskurse möglich werden sollen. Hierzu zählen etwa die Akzeptanz der freien Rede; die Bereitschaft, implizite Annahmen, die einer Argumentation zugrunde liegen, transparent zu machen; eine klare Formulierung des Standpunktes, die auf vage und mehrdeutige Formulierungen verzichtet sowie die logische Validität angeführter Argumente (a.a.O., S. 71). Die Einhaltung solcher Regeln ist jedoch keinesfalls immer gegeben und so lassen sich auch Strategien benennen, durch die einem herrschaftsfreien Diskurs, der sich nach einer logischen und rationalen Argumentation richtet, entgegengewirkt wird. Hierzu zählen:

- die Strategie des persönlichen Angriffes (*argumentum ad hominem*), bei der sachliche Argumente durch eine Attacke auf die Persönlichkeit oder Glaubwürdigkeit der Akteur*innen entkräftet werden sollen (a.a.O., S. 72)
- die Selbstviktimisierung einer Gruppe, die, statt rationale Argumente vorzubringen, für einen Standpunkt und dessen Schlussfolgerungen appelliert, indem sie sich als leidtragende Gruppe präsentiert (*argumentum ad misericordiam*), wobei es argumentativ auch zu einer Vertauschung von Opfern- und Täterstatus kommen kann (ebd.)
- ein populistischer Appell an eine als Einheit dargestellte (Volks)Gemeinschaft (ebd.), bei der Emotionen und Vorurteile aktiviert werden, statt sachhaltige Argumente vorzubringen (*argumentum ad populum*)

- eine Zurückweisung von Argumenten, die eigentlich nicht entkräftet worden sind und deshalb als relevant anzusehen wären (*argumentum ad ignorantiam*)
- die Stützung des eigenen Standpunktes durch die Referenz auf eine Autorität, die als kompetent, überlegen und unhintergebar dargestellt wird, bzw. die Selbstdarstellung als Autorität, obwohl Vorurteile, ungenügendes Wissen oder eine verfälschende Zitierung der als Autorität angerufenen Personen vorliegt (*argumentum ad verecundiam*)
- die Generalisierung eines Befundes, der auf einer nicht repräsentativen Stichprobe beruht (*hasty generalisation*)
- ein zeitliches Auftreten des Ereignisses B, nachdem A eingetreten ist, wird kausal verknüpft: weil A aufgetreten ist, folgte daraus B. Dabei werden alternative Erklärungsmuster, weitere Einflussfaktoren und Zusammenhänge ausgeblendet (*post hoc, ergo propter hoc*) (a.a.O., S. 73)
- ein zirkuläres Argument, bei dem dasjenige, das noch bewiesen werden muss, als Argumentationsgrundlage vorausgesetzt wird, etwa, indem das zu Beweisende paraphrasiert und als Tatsache dargestellt wird (*petitio principii*) (ebd.)
- eine verfälschte Darstellung der Positionen und Argumente von Antagonisten, um deren Argumente besser entkräften zu können (*straw men fallacy*) (ebd.)
- eine (absichtliche) Verwendung mehrdeutiger Äußerungen, in denen Phrasen oder Begriffe abwechselnd wörtlich oder im übertragenden Sinne verwendet werden, oder die Äußerungen von Antagonisten wörtlich aufgefasst werden, obwohl sie im übertragenden Sinne gemeint waren und vice versa; Spiel mit syntaktischen und grammatischen Mehrdeutigkeiten (*fallacies of ambiguity, equivocation, amphibole or clarity*) (a.a.O., S. 74)

Die Liste argumentativer Strategien kann durch van Leeuwens Ausführungen zu möglichen Legitimationsstrategien sozialer Praktiken (2008, S. 105-123) erweitert werden. Hierbei kann es zum einen um die Frage gehen, *warum* bestimmte Praktiken durchgeführt werden sollen, zum anderen darum, *wie* diese Praktiken durchzuführen sind (van Leeuwen, 2008, S. 105). Strategien der (De)-Legitimation sind nach van Leeuwen eine Bezugnahme auf *Autorität* (*authorization*), durch eine *moralische Beurteilung*, *Rationalisierung* und durch Inanspruchnahme einer *Mythopoesis*.

Die Legitimation durch *Authorization* kann unter Bezugnahme auf Personen mit unterschiedlichem Hintergrund stattfinden. Von einer *Personal Authority* spricht van Leeuwen beispielweise dann, wenn einer Person aufgrund von Status oder sozialer Rolle eine gewisse Macht zukommt (2008, S. 106). Eine *Role Model Authority* nehmen Personen ein, denen eine Vorbildfunktion oder Meinungsführerschaft zukommen (a.a.O., S. 107). Von *Expert Authority* spricht er in Bezug auf Personen, denen aufgrund ihrer Expertise, Fähigkeiten und ihres Wissens eine besondere Rolle zukommt (ebd.). Auch die Anrufung unpersönlicher Instanzen (*Impersonal Authority*) wie Gesetz, Tradition (*Authority of Tradition*) und Konformität (*Authority of Conformity*) können zu einer auf Autoritäten verweisenden Legitimation sozialer Praxen beitragen (a.a.O., S. 108f).

Im Rahmen einer *moralischen Bewertung* werden Praktiken (de-)legitimiert, indem sie vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Werte als gut oder schlecht beurteilt werden. In diesem Kontext ist auch die Bewertung entlang der Kategorien natürlich, normal oder gesund zu verorten, die eine *Naturalisierung* gesellschaftlich konstituierter, moralisch aufgeladener Urteilmuster darstellen können, aber in ihrer Konstruiertheit nicht mehr als solche wahrgenommen werden (a.a.O., S. 110). Die besondere Wirkungsweise einer nicht erkannten Naturalisierung liegt also in der Darstellung kultureller Werte und Normen als Ausdruck einer natürlichen und damit nicht weiter hinterfragbaren Ordnung. Diese Natürlichkeit könne, im Rahmen einer Diskursanalyse nicht immer ohne weiteres entschleiert werden. Als Leitfrage könne dabei die Überlegung spielen, ob die zu untersuchenden Kategorien und Phänomenen prinzipiell durch Menschen beeinflusst werden können und dadurch auch der Sphäre der Kultur zuzuordnen sind. Auch der historische Nachvollzug eines Normen- und Normalitätsbegriffes kann deutliche machen, dass dasjenige, was uns heute als selbstverständlich erscheint, durchaus eine Geschichte und kulturelle Entwicklung durchlebt hat. Zu den Strategien der Bewertung gehört die *Evaluation*, etwa in Form von bewertenden Adjektiven wie normal oder natürlich. Eine weitere Strategie ist die *Abstraction*, durch die Handlungen in Bezug zu moralischen Werten gesetzt werden. Darüber hinaus können auch Analogien (*Analogies*) zur Einordnung von Handlungen verwendet werden (a.a.O., S. 111-112).

Durch die Legitimationsstrategie der *Rationalisierung* wird auf den Nutzen einer sozialen Praxis Bezug genommen, um diese zu (de-)legitimieren. Hierbei spielt auch

das Wissen einer Gesellschaft eine Rolle, insofern es Urteilskriterien für Nützlichkeit oder Sinnhaftigkeit von Handlungen bereitstellt (a.a.O., S. 113).

Im Rahmen einer *Mythopoesis* werden Handlungen mithilfe von Erzählungen und deren Ausgang, (de-)legitimiert. So erzählen *Moral Tales* Geschichten von Personen, die ein Verhalten gezeigt haben, das als vorbildlich und legitim dargestellt werden soll, indem gezeigt wird, dass diese Geschichten gut ausgehen. Durch *Cautionary Tales* wird ein unerwünschtes, normabweichendes Verhalten beschrieben, indem betont wird, dass der Verstoß gegen Normen und Regeln negative Konsequenzen hatte (a.a.O., S. 118-119).

Neben Argumentationsstrategien spielen auch *Topoi* eine tragende Rolle bei der Legitimierung bestimmter Behauptungen und den daraus gefolgerten Schlüssen. Der Begriff *Topos* (altgriechisch τόπος: Ort, Thema, Gemeinplatz) bezeichnet eine stereotype Redewendung, ein geläufiges rhetorisches Motiv oder einen Gemeinplatz, der in einer Kultur weit verbreitet sein kann, das Denken prägt und häufig nicht mehr bewusst hinterfragt wird. Wodak und Reisigl beschreiben den *Topos* als denjenigen Teil der Argumentation, der implizit oder explizit eine das Argument legitimierende Prämisse darstellt. *Topoi* „are the content-related warrants of conclusion rules that connect the argument or the arguments with the conclusion, the claim“ (S. 75). Sie stellen also die inhaltliche Annahme eines Argumentes dar, durch das die Schlussfolgerung aus seiner Argumentation plausibel gemacht werden kann. Die Verwendung von *Topoi* stellt häufig eine argumentative Strategie dar, bei der eine Schlussfolgerung begründet wird, indem auf kollektiv verankerte Bilder, Denkmuster, Heuristiken und Wissensbestände verwiesen wird. Als Beispiel nennen Wodak & Reisigl (2001) unter anderem folgende *Topoi*:

Der *Topos* der Definition oder Benennung (*topos of name-intepretation*) besagt, dass eine Handlung, Person oder Gruppe, die auf bestimmte Weise benannt wird, auch der Benennung entsprechende Eigenschaften und Qualitäten aufweise (Reisigl & Wodak, 2001, S.76). Der *Topos* des Gastarbeiters impliziert somit automatisch, dass er in dem Land, in dem er arbeitet, nicht beheimatet ist und dementsprechend auch so behandelt werden könne. Die Bezeichnung „Flüchtlingswelle“ impliziert eine Gefahr des Überrollt- und Überflutet-Werdens, die entsprechende Maßnahmen des Selbstschutzes erfordert. Hier zeigen sich Überschneidungen zu Strategien der Prädikation, durch die Akteur*innen mit bestimmten Eigenschaften versehen werden.

Ein weiterer Topos ist der *topos of humanitarianism* (a.a.O., S. 78). Verstoßen (politische) Entscheidungen gegen Menschenrechte, ist es eine geläufige Strategie der Kritik, auf die Menschenrechte hinzuweisen.

Der *topos of reality* (a.a.O., S. 79) stellte ein Argumentationsmuster dar, indem durch Verweis auf die Realität geschlussfolgert wird, dass Entscheidungen und Verhaltensweisen geboten oder nicht geboten sind.

Der *topos of culture* (a.a.O., S. 80) verwendet Verweise und Konstruktionen von kulturbedingten Eigenschaften einer Gruppe als Argumentationsgrundlage. Hierbei wird behauptet, dass eine Gruppe qua ihrer kulturellen Prägung dazu prädestiniert sei, bestimmte Einstellungen oder Verhaltensweisen zu zeigen.

Topoi umfassen also kollektiv verankerte Vorstellungen, Meinungen, Wissensbestände und können als automatisierte Urteilmuster betrachtet werden. Sie funktionieren nicht unbedingt gemäß expliziten logischen Schlüssen, sondern durch häufig unhinterfragte Generalisierungen, die unbemerkt auch zu Trugschlüssen führen können. Deshalb stellt die Untersuchung von Topoi auch eine fruchtbare Quelle für die Kritik an Wissen dar, sofern dieses weniger auf Faktenwahrheit und logischer Stringenz als auf impliziten Vorannahmen und Deutungsmustern beruht.

Der von Wodak und Reisigl (2001) vorgeschlagene vierte Analyseschritt ist die Betrachtung der diskursiven *Perspektivierung, Rahmung und Diskursrepräsentation* (S. 81-85). Dabei kann deutlich gemacht werden, durch welche sprachlichen Mittel eine *Involviertheit*, bzw. eine *Distanzierung* der Sprecher*innen bezüglich des Diskurses hergestellt wird. Distanzierung kann hierbei durch einen komplexen Satzbau, zahlreiche Neben- und Relativsätze, präpositionale Phrasen, eine passive Sprache und die Verwendung von Metonymien, statt lebendiger Metaphern vermittelt werden, wodurch bei Rezipient*innen eine geringere Involviertheit und Emotionalisierung erzielt werden kann (a.a.O., S. 82).

Durch Strategien der *Intensivierung* wird ein hoher Grad der Involviertheit und Identifikation von Sprecher*innen mit dem Dargestellten sichtbar. Hierbei können Wiederholungen, Metaphern, intensivierende Verben, Superlativen und Interjektionen zu einem expressiven Sprachstil beitragen und um eine emotionale Reaktion bei Rezipient*innen werben (a.a.O., S. 82-83).

Diskursrepräsentationen können durch indirekte Rede oder direkte Rede vermittelt werden. Indirekte Rede kann als Indikator der Distanzierung von einem Diskurs

betrachtet werden, wohingegen direkte Rede eine gewisse Involvierung von Sprecher*innen markieren kann (ebd.).

Der fünfte von Wodak und Reisigl vorgeschlagene Analyseschritt ist die Untersuchung von *Intensivierungs-* und *Abschwächungsstrategien*. Durch diese wird „the epistemic status of a proposition, the degree of certainty, and (the goal, Anm. X.L.) to modify the speakers’ or writers’ expressiveness as well as the persuasive impact on the hearers and readers” (a.a.O., S. 83) vermittelt. Es geht also darum zu zeigen, wie durch bestimmte Formulierungen Argumente bekräftigt und mit einem gewissen Wahrheitswert versehen oder aber als weniger plausibel dargestellt werden. Für einen wissenschaftlichen Diskurs ist hierbei die *Modalität* einer Aussage wichtig, da im Deutschen „Wissenschaftlichkeit“ auf sprachlicher Ebene in hohem Maße durch Mittel der Modalisierung hergestellt“ (Rheindorf, 2006, S. 205) wird, durch die kenntlich gemacht werden soll, welcher Grad der Glaubwürdigkeit einer Aussage zukommt. Da in dieser Arbeit ein wissenschaftlicher Diskurs untersucht wird, und es auch darum geht zu zeigen, wie eine Aussage als wissenschaftlich verbrieft Wahrheit vermittelt wird, ist der Aspekt der Modalität relevant. Rheindorf unterscheidet mehrere Formen der Modalität. Die epistemische Modalität vermittelt „den erkenntnistheoretischen, epistemischen Grad an Gewissheit bezüglich einer bestimmten Überzeugung bzw. die Art, wie dieser Grad an Gewissheit sprachlich behauptet bzw. zum Ausdruck gebracht wird“ (a.a.O., S. 210). Damit wird vermittelt, inwiefern Sprecher*innen eine geäußerte Position als wahre und absolut sichere Aussage beurteilen. Die Verwendung des Präsens Indikativ kann hierbei einen höheren Grad an epistemischer Gewissheit vermitteln, als die Verwendung von Modalverben wie können, dürfen und müssen sowie von Adverbien wie vielleicht, möglicherweise und sicherlich.

Neben der epistemischen Modalität unterscheidet Rheindorf die *deontische Modalität*, die „Fragen der Pflicht, des Zwangs“ (a.a.O., S. 212) sowie „der Erlaubnis, des Gebots und Verbots“ (ebd.) vermittelt, die *dispositionelle Modalität*, durch die Eigenschaften und Fähigkeiten von Personen vermittelt werden sowie die *volitive Modalität*, durch welche Intentionen von Personen sprachlich vermittelt werden.

6 Empirie

6.1 Zum Forschungsprozess

6.1.1 *Materialkorpus*

Im Rahmen dieser Arbeit soll psychologisches Wissen der Differentiellen Psychologie untersucht werden. Hierbei möchte ich mich auf denjenigen Diskursstrang der Differentiellen Psychologie beziehen, der das Thema Intelligenzforschung behandelt. Ich habe mich dazu entschieden, mich in meiner Analyse auf Lehrbuchtexte zu beziehen, die aktuell an österreichischen Universitäten als Grundlage für Prüfungen in dem Fach Differentielle Psychologie dienen. Der Bezug auf Lehrbücher erschien mir insofern sinnvoll, weil diese in einer komprimierten Form das Wissen wiedergeben, das innerhalb der Mainstreampsychologie breite Anerkennung findet und einen guten Indikator dafür darstellen, wie Studierende an das Thema Intelligenzdiagnostik herangeführt werden, welche Position darin vertreten werden und welcher Art das Wissen ist, dem Legitimität zugesprochen wird. Sie können als Träger hegemonialen Wissens betrachtet werden, deren Funktion darin besteht, neue Generationen von Psychologiestudierenden in dieses Wissen hinein zu sozialisieren. Um die Fülle des Materials einzugrenzen und sicher zu gehen, dass solche Lehrbücher untersucht werden, die aktuell rezipiert und von wissenschaftlichen Institutionen auch abgesegnet werden, habe ich mich entschlossen, nur solche Bücher zu untersuchen, die an österreichischen Universitäten Verwendung finden. Durch Recherche auf den Internetseiten der psychologischen Fakultäten in Österreich sowie durch Kontaktaufnahme mit Lehrenden durch E-Mails habe ich mich von Oktober 2018 bis November 2018 darüber informiert, welche Lehrbücher im Fachbereich der Differentiellen Psychologie im Bachelor- und Masterstudium aktuell zum Einsatz kommen. So entstand zunächst eine relativ kurze Liste von 10 Büchern, die als Lehrstoff angegeben wurden. Darunter befanden sich 4 Lehrbücher, die lediglich das Thema Persönlichkeitspsychologie umfassten, aber keine Kapitel zur Intelligenzforschung enthielten, weshalb ich sie nicht in den Materialkorpus aufgenommen habe. So entstand eine schmale Sammlung aus 6 Büchern zur

Differentiellen Psychologie, in denen das Thema der Intelligenzdiagnostik behandelt wird. Eine Aufzählung der in den Korpus aufgenommenen Bücher findet sich im Anhang dieser Arbeit. Der geringe Umfang der Materialsammlung ist auch dem Umstand zuzurechnen, dass das Lehrbuch *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (Stemmler, Hagemann, Amelang & Spinath, 2008) an nahezu allen größeren österreichischen Universitäten zum Einsatz kommt (Universität Wien, Karl-Franzens-Universität Graz, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt). Dementsprechend ist die Anzahl verwendeter Lehrbücher zur Vermittlung der Intelligenzforschung an österreichischen Universitäten eher klein, wobei vor allem das letztgenannte Buch eine große Reichweite hat und daher als Standardwerk zur Differentiellen Psychologie betrachtet werden kann⁶.

6.1.2 Strukturanalyse

Die meisten Lehrbücher behandeln sowohl persönlichkeits-theoretische Themen als auch Intelligenzforschung. Zur Durchführung der Strukturanalyse habe ich diejenigen Kapitel untersucht, die das Thema Intelligenz und interindividuelle Differenzen im Leistungsbereich behandeln. Darüber hinaus habe ich auch Kapitel berücksichtigt, in denen Themen behandelt werden, die sowohl für Intelligenzforschung, als auch Persönlichkeitsforschung relevant sind. Hierzu gehören Kapitel über interindividuelle Differenzen im Allgemeinen, über die Geschichte und Entstehung der Differentiellen Psychologie, aber auch Kapitel über nomothetische und idiographische Ansätze in der Differentiellen Psychologie. Im Folgenden werden die vorgefundenen Themen aufgeführt, wobei die Hauptthemen fett gedruckt sind. Um Themenhäufungen und Thementrends wiedergeben zu können, habe ich neben denjenigen Themen, die gehäuft auftraten, in Klammern angegeben, in wie vielen Büchern diese Erwähnung fanden. Ich habe zudem diejenigen Themen unterstrichen, die ich für eine Feinanalyse ausgewählt habe. Die Auswahl wird im Anschluss noch näher erläutert und begründet.

⁶ Der Verlag Kohlhammer schreibt auf seiner Internetseite: Seit ihrem erstmaligen Erscheinen im Jahr 1981 gilt die „Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung“ im deutschen Sprachraum als das Referenzwerk für Lehre und Prüfung an den Universitäten und Hochschulen. (Prof. em. Dr. Alois Angleitner)“ (Kohlhammer. Homepage. Abgerufen am 13.05.2019 von <https://www.kohlhammer.de/wms/instances/KOB/appDE/Psychologie/Personenlichkeitspsychologie/Differentielle-Psychologie-und-Personenlichkeitsforschung-978-3-17-025721-4/>)

6.1.3 Themensammlung

Interindividuelle Unterschiede als Thema der differentiellen Psychologie (6)

Geschichte der Intelligenzdiagnostik (5): Darwin, Mendel, Galton, Binet

Definitionen von Intelligenz (5): Definitionen von Wissenschaftlern und Laien, Problemstellung einer einheitlichen Definition, Definitionen sind kulturabhängig

Standardmaße und statistische Erfassung der Intelligenz (5): Maße der Intelligenz (Intelligenzalter, IQ nach Stern, Abweichungs-IQ, Standardabweichung), Normalverteilung der Intelligenz, Intelligenzprofil als differenziertere Erfassungsmethode gegenüber dem IQ, hierarchische Intelligenzstruktur und g-Faktor als adäquate Modelle der Intelligenz (5)

Intelligenzmodelle /Sturkturmodelle der Intelligenz (5):

Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman

Gruppenfaktorenmodell (Burt, Vernon)

Modell mehrerer gemeinsamer Faktoren (Thurstone)

Modell der fluiden und kristallinen Allgemeinen Intelligenz (Cattell)

Structure of Intellect-Modell (Guilford)

Berliner Intelligenzstrukturmodell (Jäger)

Three Stratum-Theorie von Carroll

Multiple Intelligenzen nach Gardner

Erweiterte Intelligenzkonzepte: Soziale und Emotionale Intelligenz, Erfolgsintelligenz, Kreativität

Intelligenz über die Lebensspanne und im Laufe der Geschichte (5): Einfluss des Lebensalters, Trainingseffekte, Umwelteffekte, Flynn-Effekt

Korrelate der Intelligenz (5):

Informationstheoretisch (2): Verarbeitungsgeschwindigkeit, Arbeitsgedächtnis

Neurale Korrelate (5): Hypothese der neuronalen Effizienz, Myelinisierungshypothese, Neural Pruning Hypothese, Plastizitätshypothese, Frontallappen-Hypothese, Bedeutung des Präfrontalkortexes

Intelligenz im Kontext von Schule/Beruf/sozioökonomischem Status (4):

Hochbegabung/ Intelligenzminderung

Problemlösen und IQ

Lernen, Schulerfolg und Intelligenzquotient

Beruf und IQ

Terman-Studie zu Hochbegabung und „Lebenserfolg“

Genetische (4) und Umwelteinflüsse (4) auf Intelligenz:

Erblichkeitsschätzung aufgrund von Varianzzerlegung

Verhaltensgenetische Forschung (4): Zwillingsforschung, Adoptionsstudien

Intelligenz und Ernährung

Intelligenz und Erkrankungen

Intelligenz und Stellung in der Geschwisterreihe

Intelligenz und Identitätskategorien (4):

Geschlecht und Intelligenzunterschiede

Ethnie und Intelligenz

Sozioökonomischer Status und Intelligenz

Hinsichtlich der thematischen Ausrichtung lässt sich eine klare Fokussierung auf das Individuum als Analyseeinheit ausmachen. Hierzu gehören genetische, neurologische und kognitive Aspekte von Intelligenz. Nahezu gänzlich unerwähnt bleiben sozialpsychologische und soziologische Diskursstränge, die den Einfluss sozialer Faktoren wie Armut, Diskriminierung, Traumatisierung, chronischem Stress, ungleichen Bildungschancen und weiteren Faktoren sozialer Benachteiligung in ihre Überlegungen mit einfließen lassen. In den Kapiteln, die sich mit Umwelt- und Geneinflüssen beschäftigen, wird zudem nicht oder nur marginal erklärt, worin Umwelteinflüsse bestehen und worin ihre Wirkungsweisen liegen könnten. Als Umweltfaktoren werden tendenziell unpolitische Aspekte wie Geschwisterreihung, Krankheiten und Ernährung genannt. Aspekte, die klar auf sozialpolitische Faktoren verweisen, werden nur am Rande erwähnt. Dementsprechend lässt sich im Rahmen der Strukturanalyse sagen, dass es eine Öffnung hin zu naturwissenschaftlich fundierten Diskursen sowie der Statistik gibt, wohingegen Diskurse aus den Geistes- und Sozialwissenschaften nicht rezipiert werden. Eine Ausnahme bildet ein singulärer Verweis auf sozialpsychologisches Wissen in dem Lehrbuch von Weber und Rammsmeyer (2011, S. 230f), die im Kapitel zu Geschlechtsunterschieden das schlechtere Abschneiden von Frauen bei Tests zum räumlichen und mathematischen Denken auf das Phänomen des Stereotype Threat (Steele, 1997) verweisen.

6.1.4 Auswahl der Diskursfragmente für die Feinanalyse

Ausgehend von meiner Forschungsfrage, wie im Rahmen der Intelligenzdiagnostik die Rangreihung von Individuen sowie Gruppen entlang ihrer Testergebnisse, respektive ihrer „Intelligenzleistung“, plausibel gemacht wird, habe ich den Materialkorpus nach Diskursfragmenten durchsucht, die mir als besonders typische Beispiele für jene Argumentationsstrategien, Konzepte und Formulierungen innerhalb des Diskurses erschienen, die sich auf das Thema der Messbarkeit und Normalverteilung der Intelligenz beziehen sowie auf das Thema der Intelligenzkonstrukte, die eine eindeutige Rangreihung von Individuen entlang ihrer „Intelligenzwerte“ ermöglichen. Wie bereits in der Strukturanalyse festgestellt, fällt der Diskursstrang der Intelligenzforschung nicht in Gänze homogen aus, es lassen sich jedoch klare Tendenzen hinsichtlich einer Präferenz für hierarchische Intelligenzstrukturmodelle und den darin implizierten g-

Faktor herauslesen. In dem Buch von Weber und Rammsayer (2012) findet sich eine wertungsfreie Wiedergabe divergierender Intelligenzstrukturmodelle, die gleichberechtigt nebeneinanderstehen gelassen werden (S. 196). In den restlichen Lehrbüchern finden sich jedoch mehr oder minder eindeutige Plädoyers für die Sinnhaftigkeit eines *g*-Faktors und daran anknüpfende Studien, die Gruppenvergleiche anhand eben dieses *g*-Faktors vornehmen. Da im Rahmen der Strukturanalyse deutlich wurde, dass Hierarchisierungs-Strategien vor allem über die Plausibilisierung eines solchen Generalfaktors funktionieren, habe ich mich entschlossen, jene Diskursfragmente auszuwählen, anhand derer besonders gut aufgezeigt werden kann, wie die Argumentation rund um das Thema *Hierarchisierung durch einen g-Faktor* funktioniert. Die Entscheidung hierzu basierte auf der Berücksichtigung der strukturanalytischen Befunde und einer detaillierten Extraktion von Topoi und Themen, die innerhalb des Diskursstranges gefunden wurden. Sie ist also nicht Ausdruck eines vorgefassten Entschlusses, sondern fußt auf der empirischen Untersuchung des Lehrbuchmaterials, das in weiten Teilen für den *g*-Faktor plädiert oder zumindest Aspekte, die damit zusammenhängen (Normalverteilung, die Faktorenanalyse, Vergleich von Gruppen anhand eines Generalfaktors) aufgreift. Da es in dem Lehrbuch *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitspsychologie* (Stemmler, Hagemann, Amelang, Spinath, 2016) zahlreiche Diskursfragmente gibt, die sich direkt auf den *g*-Faktor beziehen, diesen theoretisch vorbereiten oder für eine weitere Argumentation nutzen, habe ich mich entschlossen, mich in der Feinanalyse auf dieses Buch zu beziehen. Da dieses Buch eine große Reichweite an österreichischen Universitäten hat, erschien mir eine feinanalytische Untersuchung auch deshalb angezeigt, weil in dem Lehrbuch offenbar ein hegemonialer Diskurs zum Ausdruck kommt, der an Universitäten breite Akzeptanz und Rezeption erfährt und dazu dient, sehr viele Studierende in die Intelligenzforschung einzuführen. Da in diesem Lehrbuch Intelligenzforschung in einem sehr umfassenden Rahmen dargestellt wird und die diesem Thema gewidmeten Kapitel knapp mehr als hundert Seiten umfassen, war eine begründete Eingrenzung und Auswahl diskurstypischer Fragmente notwendig, um diese im Rahmen der Feinanalyse untersuchen zu können. In der an die Feinanalyse anschließenden Ergebnisdarstellung wurden zudem noch weitere Textstellen aus dem untersuchten Lehrbuch, sowie Fragmente aus weiteren Lehrbüchern verwendet, um meine Ergebnisse besser fundieren zu können.

7 Empirische Untersuchung

7.1 Kontextanalyse

Im Anschluss an Reiner Keller (2011) gehe ich davon aus, dass Diskursanalysen keine reine Fokussierung auf zu untersuchende Texte darstellen, sondern auch den Kontext berücksichtigen müssen, innerhalb dessen diese Texte entstanden sind. Es geht also um

„den sozialen Zusammenhang von Sprach- bzw. Zeichengebrauch und Bedeutungsproduktion als Grundlage der Objektivierung gesellschaftlicher Wissensvorräte. Ein wichtiger erster Untersuchungsschritt bezüglich der einzelnen Aussageereignisse besteht deswegen in der Analyse ihrer sozialen Situiertheit in unterschiedlichen situativen, institutionell-organisatorischen und gesellschaftlichen Kontexten. (Keller, 2011, S. 99)

Relevant sei hierbei die Frage, „wer wie wo und für wen eine Aussage produziert“ (ebd.). Keller verweist auf drei Kontextdimensionen, auf die näher eingegangen werden soll. Der *historisch-soziale Kontext* bezieht sich auf den gesellschaftlichen Kontext, innerhalb dessen die untersuchten Aussagen produziert wurden.

Der *institutionell-organisatorische Kontext* zielt auf das „institutionelle [...] Feld und organisatorische Setting“ (a.a.O., S.100) ab. Hierbei spielen die Strukturmerkmale und die dem Text zugrundeliegenden Regeln eine Rolle, die Frage nach dem Publikum und der Verwendung der Texte, ihrer Verbreitung sowie den Machtverhältnissen, die den institutionell-organisatorischen Rahmen prägen.

Der *situative Kontext* fragt nach konkreten Autor*innen, den institutionell-organisatorischen und situativen Positionen sowie dem Verhältnis zwischen Produzent*innen und Rezipient*innen.

7.1.1 Zum *historisch-sozialen Kontext*

Die von mir untersuchten Lehrbücher sind in einem zeitlichen Rahmen zwischen 2005 und 2017 entstanden. Weit vor diesem Zeitrahmen wurde die Intelligenzforschung und -Diagnostik bereits in der universitären Lehre, der klinischen Diagnostik, im pädagogischen Bereich sowie der AOW-Psychologie fest etabliert. Intelligenzidiagnostik gilt als Kernkompetenz von Psycholog*innen und dementsprechend kommen Studierende im Rahmen ihres Studiums zwangsläufig in Kontakt mit diesem Teilbereich

der Psychologie. Dass dieser Teilbereich der Psychologie an Universitäten so etabliert ist, spiegelt sich auch in der starken Präsenz und Anerkennung der Intelligenzdiagnostik in Anschlussdiskursen und im Interdiskurs wieder. Intelligenztests gehören zu den unter Leuten wohl bekanntesten psychologischen Testverfahren. Zugleich finden sich zahlreiche Anwendungsmöglichkeiten, etwa im Rahmen der Diagnostik, insofern Diagnosekriterien des DSM V und ICD-10 auch die Durchführung eines Intelligenztestes erfordern (etwa bei der Diagnose von Teilleistungsstörungen und Intelligenzminderung; Dilling, Mombour & Schmidt, 2000, S. 270-279). Häufig werden Intelligenztests aber auch einfach routinemäßig im Rahmen der Testdiagnostik durchgeführt. Auch im Rahmen von Berufseignungsprüfungen kommen diese Testverfahren zum Einsatz. Insofern kann von Intelligenzdiagnostik behauptet werden, dass sie im universitären Kontext, im klinischen Bereich, in der Berufsdiagnostik und im Interdiskurs präsent und etabliert ist.

Wie im Kapitel zur Entstehungsgeschichte der Intelligenzdiagnostik bereits angeführt wurde, hat dieser Teilbereich der Psychologie eine von eugenischem, rassistischem und klassistischem Denken geprägte Vergangenheit. Dies wurde einerseits durch Publikation von Leon Kamin (1979) und Stephen J. Gould (1983) aufgearbeitet und kritisiert und ist auch in den Interdiskurs eingegangen. Diese Aspekte der Intelligenzforschung wurden andererseits nahezu nahtlos aufgegriffen und affirmiert durch die Arbeiten von Arthur Jensen (1969), Herrnstein und Murray (1994) und Robert Plomin (2018). Auch diese aus dem wissenschaftlichen Spezialdiskurs in den Interdiskurs eingegangenen Publikationen haben ein breites Publikum erreicht und zu Kontroversen geführt. Als weitere relevante Publikation sei noch Thilo Sarrazins *Deutschland schafft sich ab* (2010) zu nennen, in der Befunde der Intelligenzforschung als argumentative Grundlage für vermeintliche dysgenische Effekte innerhalb der deutschen Population herangezogen werden. Eine eindeutige und vom Gesamtdiskurs der Psychologie ausgehende Distanzierung von solchen Ideen liegt bis heute nicht vor. Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Intelligenzforschung fällt in den Lehrbüchern eher schmal aus und die Verflechtung mit eugenischen Ideen wird nur selten ausgeleuchtet. Dementsprechend ist die Vorstellung, dass Intelligenzdiagnostik ein objektiver und von politischen Interessen unbeeinflusster Forschungszweig sei, weit verbreitet, was auch die offensichtlichen politischen Forderungen von Jensen, Murray

und Herrnstein sowie Sarrazin im wissenschaftlichen Licht der Objektivität und Unvoreingenommenheit erscheinen lassen mag.

7.1.2 Institutionell-organisatorischer Kontext

Beim institutionell-organisatorischen Kontext geht es um jene Bedingungen, unter denen das untersuchte Material entstanden ist, die mit dem „institutionellen Feld und organisatorischen Setting“ (Keller, 2011, S. 100) zusammenhängen. Zudem werden auch Fragen nach dem Publikum des Materials sowie dem Verhältnis zwischen Produzent*innen und Rezipient*innen erörtert.

Da es sich bei dem Materialkorpus um Lehrbücher handelt, stellen Universitäten sowie Forschungs- und Bildungsinstitutionen den institutionell-organisatorischen Kontext dar. Der Zweck von Lehrbüchern besteht in der Vermittlung von Wissen, das als etabliert und im jeweiligen Fach als vielfach anerkannt gilt, wobei Lehrbücher häufig auch die Grundlage für Prüfungen darstellen.

Lehrbücher zeichnen sich hinsichtlich der darin verwendeten Sprache sowie der Darstellungsformen durch bestimmte Charakteristika aus. Die Sprache ist eher sachlich und es wirkt, als sei der Text mit einer gewissen Distanz geschrieben, was z.B. in Kontrast zu einem Zeitungsartikel, Interview oder einer Rede stehen kann, die in der Regel mehr expressive Sprache, klar gekennzeichnete Meinungen und Ausschmückungen durch rhetorische Mittel aufweisen. In Lehrbüchern wird hingegen ein Sprachstil verwendet, der so wirkt, als käme weniger eine konkrete Person mit ihrer Perspektive zum Ausdruck, als vielmehr die Wissenschaft selbst, indem in knapper Form als zentral und etabliert gekennzeichnete Informationen über den derzeitigen Kenntnisstand vermittelt werden. Die von mir untersuchten Lehrbücher beziehen sich weitestgehend auf wissenschaftliche Artikel, Buchkapitel oder Monographien. Doch während derartige Publikationen über Vorbefunde, theoretische Annahmen, Forschungsmethoden, Auswertungen, Diskussionen, Hinweise auf mögliche Limitationen sowie Vorschläge für weitere Forschungsfragen verfügen, werden in Lehrbüchern lediglich einige wenige Befunde daraus extrahiert und wiedergegeben. Es erfolgt also eine stark verkürzte Darstellung von Monographien und Studien, wodurch Autor*innen auch einen großen Spielraum in der (tendenziösen) Auswahl und Wiedergabe von Teilaspekten haben und eine detaillierte Auseinandersetzung, mögliche

Kritik oder Reflexion von Limitationen ausgeblendet werden können. Deutungshoheit über und Auswahl der Artikel obliegt den Autor*innen. Die Art der Vermittlung zielt weniger auf die Befähigung zur Diskussion der Inhalte und viel mehr auf die Vermittlung und Beherrschung der Inhalte auf Seiten des Publikums. Die dargestellten Wissensinhalte wirken etabliert und größtenteils abgesichert und werden eher in seltenen Fällen als diskutabel gekennzeichnet. Die Untermauerung der Befunde erfolgt in den von mir untersuchten Lehrbüchern über weite Teile durch Grafiken, Tabellen, Zahlen. Die Legitimation erfolgt also über solche Elemente, die auf den ersten Blick eine methodische Verankerung in der empirischen, naturwissenschaftlich geprägten Forschung haben. Es gibt nur marginale Bezugnahmen auf soziale und historische Bedingungen aktueller Forschung oder philosophische Grundlagen.

Das Publikum dieser Bücher sind Studierende der Psychologie, die sich entweder einen schnellen Überblick über das Themenfeld verschaffen wollen, oder in dem Fach geprüft werden sollen. Durch den Prüfungskontext ist auch schon die Art der Rezeption angedeutet, die oft unter Leistungs- und Zeitdruck stattfindet und vor allem auf das Verstehen und Wiedergeben der Buchinhalte abzielt (Rott, 2014, S. 109). Damit ist auch eine Asymmetrie in der Machtverteilung zwischen Produzent*innen und Rezipient*innen angedeutet: das Publikum kann über die Inhalte denken, was es will (sofern es beim Lernen überhaupt zum eigenständigen Denken kommt); worauf es in der Prüfung ankommt, ist die Beherrschung der Inhalte, die von den Autor*innen vorgegeben wurden.

7.1.3 *Zum situativen Kontext*

Beim situativen Kontext geht es um die konkreten Autor*innen und deren institutionell-organisatorischen und situativen Positionen. Alle Autor*innen und Herausgeber*innen der im Materialkorpus enthaltenen Bücher sind an Universitäten im Fach Psychologie tätig, einige in dem Fachbereich Differentielle Psychologie, andere in der Psychologischen Diagnostik.

Das für die Feinanalyse ausgewählte Lehrbuch heißt „Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung“ (2016) und ist in der 8., überarbeiteten Auflage erschienen. Auf dem Buchumschlag werden vier Autoren genannt. Da den einzelnen Buchkapiteln keine einzelnen Autorennamen vorangestellt sind und einer der genannten Autoren,

Gerhard Stemmler, mir in einer E-Mailkorrespondenz erklärte, dass das Buch eine gemeinschaftliche Arbeit darstelle, in der vorhandenes Textmaterial vorheriger Auflagen aufgegriffen und für jede neue Auflage überarbeitet werde, es also nicht den einen Autor eines Textes gebe, habe ich mich entschlossen, zumindest die Hintergründe der vier Autoren zu recherchieren, die in der aktuellsten, 8. überarbeiteten Auflage auf dem Buchcover genannt werden. Es sei darauf hingewiesen, dass die Autoren nicht über alle Auflagen hinweg dieselben waren.

Gerhard Stemmler hat seinen Diplomabschluss in Psychologie an der Universität Hamburg gemacht und 1984 einen Doktorgrad in demselben Fach mit einer Arbeit zu psychophysiologischen Mustern von Emotionen erlangt. Es folgte eine Assistenzprofessur für Differentielle und Persönlichkeitspsychologie an der Universität Freiburg, eine Habilitation über differentielle Psychophysiologie 1991 sowie eine Professur in Differentieller Psychologie und Diagnostik sowie die Tätigkeit als Dekan an der Universität Marburg. Er ist seit 2015 emeritiert. Er war 1996 bis 1997 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychophysiologie (DGP) und von 2010 bis 2014 Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Schwerpunkt seiner Arbeit sind psychophysiologische und neurobiologische Grundlagen von Emotionen.⁷

Dirk Hagemann schloss sein Psychologiestudium 1997 in Trier ab und erlangte 1999 einen Doktorgrad in Psychologie mit einer Arbeit über Hemisphärensymmetrie und affektiven Stil. Er übernahm 2001 bis 2006 eine Juniorprofessur am Psychologischen Institut der Universität Trier und habilitierte 2004 mit Forschungsarbeiten zum quantitativen Elektroenzephalogramm (qEEG). Seit 2006 ist er als Professor für Differentielle Psychologie an der Universität Heidelberg tätig. Schwerpunkte seiner Forschung sind neurokognitive Grundlagen der Intelligenz, Psychometrie, physiologische und kognitive Begleitumstände von Emotionen, Theorie der Belohnungssensitivität sowie Hemisphärenasymmetrie und affektiver Stil.⁸

Manfred Amelang ist seit 2006 emeritierter Professor für Differentielle Psychologie und Diagnostik an der Universität Heidelberg. Er hat zur Validität von Leistungs- und Persönlichkeitstests, Vorhersagbarkeit des Verhaltens, Gesundheitspsychologie und der

⁷ Universität Marburg. Abgerufen am 13.05.2019 von <https://www.uni-marburg.de/de/fb04/team-mueller/team/gerhardt-stemmler>

⁸ Universität Heidelberg. Abgerufen am 13.05.2019 von <https://www.psychologie.uni-heidelberg.de/ae/diff/diff/people-hagemann.html>

Entstehung sozial abweichenden Verhaltens geforscht. Er war Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.⁹

Frank M. Spinath hat seinen Diplomabschluss in Psychologie 1995 gemacht, 1999 mit einer Arbeit zur Validität von Fremdbeurteilungen promoviert und 2003 eine Habilitation in Psychologie erlangt. Er war 1995-1997 Forschungsassistent beim DFG-Projekt „Sources of individual differences in measures of personality, temperament, and intelligence“, hatte 2001-2002 eine Stelle als Post-Doktorand am Social Genetic Developmental Psychiatric Research Centre unter der Leitung von Robert Plomin inne und lehrt seit 2004 als Professor für Differentielle Psychologie an der Saarland Universität in Saarbrücken. Schwerpunkte seiner Arbeit sind verhaltensgenetische Forschung zu Intelligenz und Persönlichkeit, Determinanten von Schulerfolg, Intelligenz und Persönlichkeitsfaktoren über die Lebensspanne, multimodales Assessment von Verhalten und Validität von Diagnostischen Verfahren. Er übernimmt zahlreiche Reviews für mehrere Zeitschriften, darunter auch die Zeitschrift *Intelligence*, dem Publikationsorgan der *International Society for Intelligence Research*.¹⁰

7.2 Feinanalyse

Die folgende Feinanalyse bezieht sich auf mehrere Unterkapitel aus dem Lehrbuch Persönlichkeits- und Differentielle Psychologie (2016) von Stemmler, Hagemann, Amelang und Spinath. Konkret handelt es sich um folgende Unterkapitel aus vier übergeordneten Kapiteln:

Überkapitel: 1 Grundlagen

1.2 Zur Universalität interindividueller Differenzen

1.2.1 Interindividuelle Differenzen beim Menschen

1.2.2 Interindividuelle Differenzen bei Tieren

1.3 Anfänge der Messung interindividueller Differenzen

⁹ Universität Heidelberg. Abgerufen am 13.05.2019 von <https://www.psychologie.uni-heidelberg.de/ae/diff/diff/people-amelang.html>

¹⁰ Universität des Saarlandes. Abgerufen am 13.05.2019 mit <https://www.uni-saarland.de/lehrstuhl/diffpsy/personen/spinath.html>

1.3.1 Antike und Judentum

1.3.2 Mittelalter und Neuzeit

(8 Seiten)

Überkapitel: 4 Modellierung von Intelligenzstruktur

4.3 Strukturmodelle

4.3.1 Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman

(3 Seiten)

Überkapitel 5: Grundlagen und Korrelate der Intelligenz

5.3.6 Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf

(3 Seiten)

Durch die Fokussierung auf mehrere Kapitel sollte ein Überblick über zentrale Argumentationsstrategien und Setzungen innerhalb dieses Diskursstranges gegeben werden. Dies wäre durch die Analyse eines einzelnen Kapitels nicht möglich gewesen, da die Intelligenzforschung in dem untersuchten Lehrbuch sehr detailliert und umfassend über mehrere Kapitel hinweg beschrieben wird und sich die besondere Charakteristik eigentlich erst durch das Zusammenwirken mehrere Kapitel, die teils argumentativ aufeinander aufbauen, zeigt. Die Auswahl der Unterkapitel war zum einen den Ergebnissen der Strukturanalyse geschuldet und versucht, die darin identifizierten Hauptthemen aufzugreifen, zum anderen auch die innere Logik der Argumentation des Lehrbuches greifbar zu machen.

7.2.1 *Textoberfläche*

Im Anschluss an Jäger (2004) habe ich die Feinanalyse mit einer Aufbereitung des Textes begonnen. Die ausgewählten Kapitel wurden zeilenweise nummeriert, die graphisch markierten Abschnitte zusammengefasst und mit Überschriften versehen.

Hierbei wurden Kapitel- und Absatzüberschriften übernommen und grafisch hervorgehoben. Absätze wurden durch Eindrücken markiert. Zudem erfolgte auch die Erstellung eines Abbildungsverzeichnisses. Der transkribierte Text sowie die in der Feinanalyse angesprochenen Abbildungen finden sich im Anhang.

7.3 Sprachliche Feinanalyse

Im Folgenden werden drei Kapitel nacheinander feinanalytisch untersucht, wobei der Fokus auf einzelnen Passagen liegt, die als besonders typisch für jenen Diskursstrang betrachtet werden können, der eine Hierarchisierung von Individuen durch Intelligenzdiagnostik plausibel macht.

7.3.1 Feinanalyse des Kapitels 1 Grundlagen

Das erste untersuchte Kapitel ist im Lehrbuch mit dem Titel „Grundlagen“ bezeichnet. Daraus habe ich mehrere Unterkapitel ausgewählt. Es folgt zunächst die Untersuchung des Unterkapitels „1.2 Zur Universalität interindividueller Differenzen“, welches sich in die Unterkapitel „1.2.1 Interindividuelle Differenzen beim Menschen“ und „1.2.2 Interindividuelle Differenzen bei Tieren“ aufgliedert, die beide untersucht worden sind.

Das Unterkapitel ist mit dem Titel „Zur Universalität interindividueller Differenzen“ (Z.1) versehen. Der Begriff „Universalität“ geht auf die lateinischen Begriffen universus ('gesamt') und universalitas ('Gesamtheit') zurück. Im Deutschen wird der Begriff Universalität in Zusammenhang mit Generalisierbarkeit, Allgemeingültigkeit, allumfassender Gesetzmäßigkeit und Verbindlichkeit von Aussagen verwendet. Damit wird bereits im Titel des Kapitels angedeutet, dass interindividuelle Differenzen den Status einer allgemeinverbindlichen und allumfassenden Gesetzmäßigkeit haben und unabhängig von Zeit und Ort bestehen. Die Universalität nimmt vorweg, dass es im Folgenden um ganz grundlegende Dinge gehen soll, die allgemeingültig sind. Dieser Eindruck wird auch in der Einleitung des Textes fortgesetzt:

7	Das Wissen um Unterschiede zwischen Indi-
8	viduen im Humanbereich stellt seit jeher eine
9	Selbstverständlichkeit dar. Zu allen Zeiten

- | |
|---|
| 10 hat es Personen gegeben, die sich in Bezug auf |
| 11 einzelne Merkmale oder deren Kombination |
| 12 von ihren Mitmenschen deutlich abhoben. |

In Übereinstimmung mit dem Titel, wird auch hier darauf hingewiesen, dass *Wissen* (Z. 7) um Unterschiede *seit jeher* eine *Selbstverständlichkeit* (Z. 8-9) dargestellt habe. Das Temporaladverb *seit jeher* macht den zeitlichen Rahmen der Gültigkeit einer Aussage deutlich. Die Gültigkeit des Wissens um Unterschiede gilt demnach seit jeher bis heute. Der Verweis auf eine historische Universalität und Kontinuität von Differenzen wird auch im nächsten Satz aufgegriffen, indem der Satz mit den Worten „[z]u allen Zeiten“ (Z.9) begonnen wird. Mit dem Zahlwort *allen* wird auch hier deutlich gemacht, dass Differenzen schon immer verbreitet gewesen seien. Der Verweis auf eine zeitliche Kontinuität von Unterschieden und dem Wissen um Unterschiede kann nach van Leeuwen (2008) als eine Strategie der Legitimation durch *Authorization* in Form der *Authority of Tradition* (a.a.O., S. 108) betrachtet werden. Es wird also bereits im Eröffnungssatz argumentiert, dass eine im Lehrbuch erfolgende Auseinandersetzung mit interindividuellen Differenzen sinnvoll und legitim sei, weil Vorhandensein von und Wissen um Unterschiede schon immer eine Selbstverständlichkeit gewesen seien, weshalb es keinen Grund gäbe, den Sinn der Auseinandersetzung anzuzweifeln oder zu untersuchen, welche Funktion diese Auseinandersetzung zu je verschiedenen Zeiten hatte. Indem von *Wissen* und *Selbstverständlichkeit* in Bezug auf Unterschiede gesprochen wird, wird ein hoher Grad epistemischer Verbindlichkeit in Bezug auf die Beschäftigung mit interindividuellen Differenzen evoziert. Der Themeninhalt wird hinsichtlich seiner Aussagekraft eingeordnet, wobei es sich nicht um Meinungen, Akzentuierungen und Perspektiven, sondern um „Wissen“ und eine „Selbstverständlichkeit“ handelt. Die Formulierung „[d]as Wissen [...] stellt seit jeher eine Selbstverständlichkeit dar“ (Z.7-9) ist nach van Leeuwen eine Strategie der sprachlichen *Exclusion* von Akteur*innen durch *suppression* (van Leeuwen, 2008, S. 28). Es wird nicht deutlich, wodurch oder durch wenn das Wissen um Unterschiede zur Selbstverständlichkeit wurde. Im vorliegenden Fall wird das Wissen selbst zum Akteur, was zu einer Ausblendung derjenigen menschlichen Akteur*innen führt, die ein solches Wissen zunächst zu einer Selbstverständlichkeit erklären mussten. Damit werden Akteur*innen und deren Verantwortung sowie der Handlungs- und Entscheidungsaspekt, etwas zu einer Selbstverständlichkeit werden zu lassen,

ausgeblendet. Somit wird es schwieriger, die postulierte Selbstverständlichkeit in Frage zu stellen und an sozialhistorische Kontexte zurückzubinden.

Im Text wird nun weiter erklärt, dass es nicht nur Menschen gibt, „*die sich in Bezug auf einzelne Merkmale oder deren Kombination von anderen unterscheiden*“ (Z. 10-11), sondern dass die „*Variabilität von Merkmalen*“ (Z.13) ein „*allgemeines Phänomen*“ (Z.14) darstelle. Hier klingt die Universalität erneut an, aber nicht nur in Bezug auf deutliche Abweichungen, sondern auf sämtliche Eigenschaften, die zwischen Individuen variieren. Es folgen Aufzählungen physiologischer Merkmale: „*Größe, Gewicht und Konstitution des Körpers*“ (Z.15-16), gefolgt von einer kleinteiligeren Analyseebene der „*Größe und Form von Magen und Herz*“ (Z.22) bis hin zur chemischen Zusammensetzung verschiedener Körperflüssigkeiten werden als Aspekte benannt, die eine Variabilität aufweisen. Nachdem Größe, Gewicht und Konstitution des Körpers genannt wurden, erfolgt der Verweis auf eine Abbildung.

17 Untersuchungen etwa der Kör-
18 pergröße haben das folgende Bild ergeben
19 (→ **Abb. 1.1**).

In dieser Abbildung wird die Verteilung der Körpergröße von „*8585 Personen englischer Herkunft*“ (Stemmler et al., 2016, S.22) abgebildet, wobei die Verteilung der Körpergröße in etwa eine gaußsche Normalverteilung darstellt. Die Einführung der Normalverteilung erfolgt also nicht durch deren Benennung und Beschreibung, sondern durch ein empirisches Beispiel, anhand dessen eine Normalverteilung von interindividuellen Unterschieden, hier der Körpergröße in einer Population, exemplarisch gezeigt wird. Dies hat die Wirkung eines hohen Evidenzgrades, handelt es sich bei der grafischen Darstellung doch um empirische Befunde. Es sei vorweggenommen, dass es in dem gesamten Unterkapitel nun nur mehr um das Thema Normalverteilung gehen wird. Auf 126 von 142 Zeilen wird in dem Unterkapitel also nicht nur, wie im Titel angedeutet, von „*Interindividuellen Differenzen beim Menschen*“ (Z.3-5) gesprochen, sondern über die Normalverteilung der Differenzen. Das hatte beim ersten Lesen bei mir den Effekt, dass ich interindividuelle Differenzen und die Normalverteilung als etwas untrennbar miteinander Verwobenes wahrgenommen habe. Der Titel „*Interindividuelle Differenzen*“ fungiert hier gewissermaßen als Vehikel, über

das eigentlich ein ganz bestimmter Aspekt von Differenzen vermittelt werden soll: dass diese normalverteilt seien. Im Text wird nun weiter erklärt:

31 Die annähernd glockenförmige
32 Häufigkeitsverteilung bzw. Normalvertei-
33 lung von Messwerten ist nicht nur für Merk-
34 male wie Körpergröße, sondern auch für
35 einige physiologische Maße zu beobachten.
36 Dies ist zum Beispiel bei Messungen der
37 Vitalkapazität (nach Wechsler, 1952), d.h.
38 der Differenz des Luftvolumens zwischen
39 maximalem Ein- und Ausatmen, erkennbar
40 (→ **Abb.1.2**).

Nach der Einführung der Normalverteilung durch den exemplarischen Verweis auf die Körpergröße erfolgt nun eine Ausweitung der Bedeutsamkeit der Glockenkurve auf weitere physiologische Aspekte, etwa die Vitalkapazität. Die Normalverteilung wird also zunächst anhand manifester, relativ einfach zu messender und in einer einzelnen Zahl erfassbarer körperlicher Merkmale vorgestellt. Ein hoher Evidenzgrad dieser Verteilungsform wird durch die beiden genannten Grafiken hergestellt. Interessant ist auch der Verweis auf die Normalverteilung der Körpergröße, da die Körpergröße ein Merkmal ist, das allen Leser*innen sofort zugänglich ist, wobei man in der Regel viele durchschnittlich große und im Vergleich dazu weniger sehr kleine oder sehr große Personen kennt. Die Grafik knüpft also an gut zugängliche Alltagserfahrungen an, wodurch sie eine statistische Verteilung mit Alltagsevidenz verknüpft und dadurch besser nachvollziehbar und überzeugender wirkt, weil wohl alle Rezipient*innen ihre Alltagserfahrung in Bezug auf Körpergrößen und die Normalverteilung übereinbringen können.

In einem neuen Absatz erfolgt der argumentative Schwenk von einem medizinisch-physiologischen Diskursstrang hin zur Differentiellen Psychologie:

41 Die Normalverteilung stellt eine wahr-
42 scheinlichkeitstheoretische Zufallsverteilung
43 dar. Sie wird wegen ihrer Bedeutung für die
44 Differentielle Psychologie hier näher bespro-

Durch die Formulierung „*Die Normalverteilung stellt [...] dar*“ (Z.41-43) wird die Handlungsweise, etwas als etwas darzustellen, von konkreten Akteur*innen getrennt und erscheint nicht als Handlung, sondern als schlichtweg vorliegende Tatsache. Nach van Leeuwen handelt es sich hierbei um eine *Deagentialization* in Form einer *Eventuation* (van Leeuwen, 200, S. 66). Dadurch wird umgangen, die Normalverteilung als Konstruktion und Idee bestimmter Protagonisten zu fassen, die im Schatten einer *Exclusion* (a.a.O., S. 28) unsichtbar gemacht werden. Ihre Verbindlichkeit und ihr Evidenzgrad wird viel mehr als alternativloser Ausdruck der Wahrheit dieser Normalverteilung betrachtet. Auch im nächsten Satz wird nicht deutlich benannt, worauf oder auf wen die Bedeutung der Normalverteilung für die Differentielle Psychologie zurückgeführt werden kann. Ihre Bedeutung ist nicht die Folge einer Entscheidung, Entdeckung oder Setzung, sondern liegt schlicht und einfach vor, und ist weder auf Akteur*innen, noch auf Handlungen zurückzuführen. Dementsprechend wird auch hier eine *Deagentialization* (a.a.O. S. 66) von Akteur*innen und Handlungen vorgenommen, wobei in Bezug auf den Umstand, dass im Lehrbuch über die Normalverteilung geschrieben wird, eine *Reaction* (a.a.O., S. 56), im Gegensatz zu einer willentlich und aktiv verfolgten *Action* (a.a.O., S. 59) von den Lehrbuchautoren in Anspruch genommen wird. Weil eine Normalverteilung nun einmal fraglos vorliege, sei es sinnvoll, deren Bedeutung für die Differentielle Psychologie zu besprechen. Worin genau die Bedeutung liegt, wird zunächst nicht verraten, doch lässt sich diese Aussage als rhetorische Strategie zur Aufmerksamkeitserzeugung und Herstellung einer positiven Einstellung gegenüber der Normalverteilung deuten, da sie als bedeutend gerahmt wird.

Doch bevor dieses Vorhaben weiterverfolgt werden kann, wird in dem Text nochmals ein Bezug zur vorherigen Abbildung hergestellt, wobei nun angesprochen wird, dass die Grafik in Abbildung 1.2, obwohl sie zuvor als Beispiel für eine „*annähernd glockenförmige Häufigkeitsverteilung*“ (Z- 31-32) aufgeführt worden ist, eine „*erkennbare Asymmetrie*“ (Z. 45) aufweist. Dieselbe Grafik wird also als Beispiel für die Normalverteilung eines Merkmals angeführt, als auch als Beispiel für eine Abweichung von der üblichen Glockenform. Dies hat zur Folge, dass eine gewisse Toleranz für Abweichungen von der Normalverteilung unter gleichzeitiger Einordnung dieser Verteilung in das Schema der Glockenkurve etabliert wird, wobei keine

definitorische Abgrenzung zwischen „annähernd glockenförmiger Häufigkeitsverteilung“ und zu weit davon abweichender Asymmetrie erfolgt.

45 Die erkennbare Asymmetrie in **Abbil-**
46 **dung 1.2** geht vor allem auf eine Überbeset-
47 zung der Maßzahlklasse 3,2 bis 3,5 zurück.
48 Solche und ähnliche Abweichungen von
49 der symmetrischen Normalverteilungsform
50 scheinen bei komplexeren Merkmalen gerin-
51 ger zu werden. (Z.45-51)

Die Besetzung von Merkmalsausprägungen wird als „Überbesetzung“ (Z. 46-47) dargestellt. Darin klingt die implizite, aber nicht weiter ausgeführte Annahme an, dass alle Merkmale eine symmetrische, eingipfelige Verteilung aufweisen sollten, ergibt sich doch erst aus dieser Annahme das Urteil einer Überbesetzung von Ausprägungsgraden, gemessen an der implizit postulierten Norm einer Normalverteilung. Die Formulierung in diesem Satz wirkt durch die präpositionale Formulierung „geht vor allem auf [...] zurück“ (Z. 46-47) umständlich und erklärt die Abweichung von der Glockenkurve nicht durch die grundsätzliche Möglichkeit einer anders gearteten Merkmalsverteilung, sondern durch eben jene Überbesetzung. Ein komplexer Satzbau sowie präpositionale Phrasen werden von Reisigl und Wodak (2001) als Strategien zur Herstellung einer *Distanzierung* von einer Aussage genannt, womit die Bedeutung oder Tragweite einer Aussage heruntergespielt werden kann und eine geringere Involviertheit der Leserschaft hergestellt wird. Der so beschriebene Umstand der Asymmetrie scheint „bei komplexeren Merkmalen“ (Z. 50) jedoch geringer zu werden. Es bleibt unklar, was komplexere Merkmale ausmacht oder welche Merkmale als komplex zu betrachten sind. Sind es solche Merkmale, die aus mehreren Dimensionen bestehen, schwieriger zu erfassen sind als die Körpergröße, oder durch mehr Variablen beeinflusst werden? Das wird nicht weiter erklärt.

Durch das Modalverb „scheinen“ (Z. 50) erfolgt eine gewisse Distanzierung und Abschwächung der Identifikation des Sprechers mit dem Gesagten, wodurch eine geringere persönliche Involvierung des Sprechers evoziert wird. Dadurch wird die epistemische Modalität dahingehend beeinflusst, als dass der Sprecher die Aussage nicht als seine persönliche Position, sondern als eine allgemeine Beobachtung und

verbreitete Idee darstellt. Dies kann einerseits auf einen geringeren Grad der Evidenz einer Aussage hinweisen, aber auch auf eine aus der Distanz erwachsende Objektivität des Sprechers, der nicht aus leidenschaftlicher Verstrickung, sondern aus nüchterner Beobachterdistanz heraus spricht. Dies würde nämlich keine Reduktion des epistemischen Grades an Gewissheit bewirken, sondern im Gegenteil ein hohes Maß an Gewissheit aufgrund einer geringen persönlichen Verstrickung. Nachdem erklärt worden ist, dass erkennbare Asymmetrien bei komplexeren Merkmalen geringer zu werden scheinen, erfolgt nun der endgültige thematische Übergang zu den psychologischen Merkmalen. Nachdem anhand manifester, durch eine einzige Maßzahl erfassbarer Merkmale die Normalverteilung eingeführt und mit einem gewissen Grad der Plausibilität gefüllt worden ist, geht es nun an die latenten psychologischen Merkmale.

52 Wie bei anatomischen und physiologi-
53 schen Merkmalen kann man auch für viele
54 psychologische Maße wenigstens annähernd
55 glockenförmige Verteilungen der individuell
56 unterschiedlichen Ausprägungsgrade fest-
57 stellen. Beispiele auf dem Leistungs-, Persön-
58 lichkeits- und Einstellungsbereich mögen das
59 belegen.

Durch die Konjunktion „[w]ie“ (Z. 52) am Satzanfang wird eine syntaktische Verbindung zwischen dem bisher Erwähnten und dem nun Folgenden hergestellt, wobei eine logische Beziehung zwischen der Normalverteilung der körperlichen Merkmale und einer postulierten Normalverteilung der psychologischen Maße anklingt. Es wird eine Analogie zwischen physiologischen und psychologischen Merkmalen hergestellt, die in der *„annähernd glockenförmigen Verteilung der individuell unterschiedlichen Ausprägungsgrade“* (Z. 54-56) der Merkmale bestünde. Durch das „man“ (Z. 53) wird eine *Indetermination* (van Leeuwen, 2008, S. 39) vorgenommen, wodurch Akteur*innen unspezifisch und anonymisiert erscheinen.

Darin ist auch das Implikat enthalten, dass psychologische Eigenschaften ebenso durch eine einzige Maßzahl erfasst werden könnten, wie physiologische Merkmale. Körpergröße, kognitive Leistungen, Einstellungen und Meinungen, sowie die Persönlichkeit könnten demnach alle gleichermaßen erfasst und durch eine Zahl

abgebildet werden. Denn nur so kann eine Einordnung der Merkmalsausprägungen entlang einer Rangreihung innerhalb der Normalverteilung erfolgen. Auch hier wird also eine Analogie hinsichtlich der Mess- und Vergleichbarkeit physiologischer und psychologischer Merkmale angenommen, ohne dass dies explizit angesprochen würde. Dieses überaus folgenreiche Implikat, dass psychische Merkmale ebenso vermessen werden können, wie materielle Objekte, wird hier also quasi „unter der Hand“ vermittelt.

Dass eine solche Analogie der Messbarkeit und Normalverteilung besteht, soll durch Beispiele belegt werden. Die Formulierung „*mögen das belegen*“ (Z. 59) bewirkt erneut eine Beeinflussung der epistemischen Modalität dieser Aussage. Auch hier wird durch das Modalverb „*mögen*“ eine vermeintliche Distanzierung des Sprechers vom Gesagten vermittelt, was aber keine Reduktion der Überzeugungskraft der Aussage zur Folge hat, sondern den Eindruck einer geringen emotionalen Verstrickung oder Gelassenheit des Sprechers vermittelt. Der Nachweis der Analogie soll also anhand von Beispielen erfolgen. Zunächst wird hierzu auf ein Histogramm in Abbildung 1.3 (Stemmler et al., 2016, S. 22) verweisen. In diesem Histogramm wird die Häufigkeitsverteilung der Abiturdurchschnittsnoten in 15 deutschen Bundesländern dargestellt, wobei sich eine eingipfelige, leicht rechtsschiefe Verteilung zeigt. Es folgt der Verweis auf Abbildung 1.4 (ebd.), in der die Ergebnisse eines Experimentes zur Gedächtnisleistung dargestellt werden. Diese Abbildung gibt eine eingipfelige, nicht ganz symmetrische, leicht linksschiefe Verteilung wieder. Schließlich wird noch ein Beispiel aus dem Persönlichkeitsbereich angeführt, indem in Abbildung 1.5 (ebd.) ein Histogramm für die Häufigkeitsverteilung der Extraversions-/Introversionspunktwerte in einer Stichprobe von 1000 Soldaten wiedergegeben werden. Das Histogramm bildet eine eingipfelige, nicht ganz symmetrische Verteilung ab. Im Anschluss an diese Beispiele aus dem Leistungs- und Persönlichkeitsbereich, die einen hohen epistemischen Grad durch die grafischen Darstellungen der empirischen Daten vermitteln, wird auf weitere Merkmale verwiesen.

87 Andere Merkmale, wie Ängstlichkeit, Dog-
88 matismus oder Gefühlsbetontheit zeigen
89 ebenfalls solche eingipfeligen, „wenigstens
90 annähernd symmetrischen Verteilungen.

Nachdem zu Beginn noch eine Untermauerung der Behauptungen durch eine grafische Darstellung der Merkmalsverteilungen erfolgte, reicht hier offenbar ein rein sprachlicher Verweis auf diese Verteilungsform. Die Analogie zwischen physiologischen Merkmalen und psychologischen Merkmalen wird also durch Beispiele hergestellt. Dabei wird aus dem Umstand, dass in einigen Beispielen annähernd glockenförmige Häufigkeitsverteilungen vorgefunden worden seien, der Schluss gezogen wird, dass dies auch bei anderen Merkmalen der Fall sei, bzw. die Wahrscheinlichkeit dafür groß sei. Wodak und Reisigl (2001) sprechen in diesem Zusammenhang von *hasty generalisation*, also einer unzulässigen Verallgemeinerung von einem nicht repräsentativen Sample auf die Allgemeinheit. Diese argumentative Strategie wird auch dazu verwendet, um einen zentralen Kritikpunkt an der Normalverteilung zu entkräften. Im Text heißt es nämlich weiter:

90 Gewiss sind diese glockenförmigen Verteilungen
91 zum Teil ein angezieltes Ergebnis der Verfah-
92 rensentwicklung. Aber auch ohne jeglichen
93 Konstruktionsaufwand stellen sich häufig
94 annähernd normalverteilte Merkmale ein.

Hier taucht ganz unvermittelt ein neues Thema auf, nämlich psychologische Tests, die in dem abstrakt wirkenden Begriff „Verfahrensentwicklung“ anklingen, jedoch nicht konkret angesprochen werden. Es wird gesagt, dass glockenförmige Verteilungen „Ergebnis der Verfahrensentwicklung“ (Z. 91-92) seien. Nun ließe sich diese Äußerung dahingehend lesen, wonach psychologische Tests so konstruiert worden seien, dass sich eine Normalverteilung von Merkmalen einstelle müsse. Es scheint für einen kurzen Moment die Möglichkeit auf, die Normalverteilungsannahme nicht als Ergebnis empirischer Forschung, sondern als Hilfskonstrukt der Forschung zu sehen, durch die Ordnung in das Chaos der empirischen Daten gebracht werden kann. Indem die Auswahl der Testitems, die Zuordnung von Rohwerten zu endgültigen Testwerten, Normstichproben und Tabellen gemäß dem Diktum einer Normalverteilung entworfen und konstruiert werden, muss zwangsläufig in etwa eine glockenförmige, eingipfelige Verteilung bei der Anwendung der Tests entstehen, aber nicht als Abbild der realen Merkmalsverteilung, sondern als Artefakt der Messung, die für diesen Zweck so konstruiert worden ist. Indem die so erzielte glockenförmige Verteilung zum Teil als „angezieltes Ergebnis der Verfahrensentwicklung“ (Z. 91-99) gefasst wird, wird dieser

Kritik ein gewisser Raum gegeben. Das Modaladverb „[g]ewiss“ (Z. 90) und die Formulierung „zum Teil“ (Z. 91) schwächen diese Kritik aber zugleich ab und schränken die Gültigkeit und Relevanz ein. Die Bezeichnung „*Verfahrensentwicklung*“ (Z. 91-92) weist einen hohen Abstraktionsgrad auf, was eine distanzierte und undifferenzierte Zusammenfassung der Konstruktionsschritte sowie der Vorannahmen und Ziele der Testentwicklung bewirkt. Es ist nicht einmal sicher, ob Leser*innen bei der Bezeichnung „*Verfahrensentwicklung*“ überhaupt den Bezug zu psychologischen Tests und ihren Konstruktionsprinzipien herstellen. Leser*innen werden sich auf Anheb unter diesem Wort weniger vorstellen können, als wenn der Begriff „Test“ sowie einzelne Faktoren genannt würden, durch die eine Normalverteilung innerhalb der Testwerte sichergestellt werden sollen. Der Grund für ein solches „*angezieltes Ergebnis der Verfahrensentwicklung*“ (Z. 92-93) und die Mittel dieser Verfahrensentwicklung werden aber nicht weiter benannt, wodurch nicht klar zum Ausdruck gebracht wird, worin der Sinn einer solchen „*Verfahrensentwicklung*“ liegen sollte und warum sie kritikwürdig sein könnte. Und sogleich soll die Relevanz der Aussage durch ein Beispiel entkräftet werden, durch das belegt werden soll, dass auch „*ohne jeglichen Konstruktionsaufwand [...] sich häufig annähernd normalverteilte Merkmale*“ (Z. 94-95) einstellen. Auf eine ansatzweise angedeutete Beschränkung der Gültigkeit oder Kritik an der Normalverteilungsannahme folgt sofort ein Argument, das diese Kritik entkräftet und den Raum für weiteres Nachdenken in eine kritische Richtung schließt. Dies wird auch durch die Konjunktion „[a]ber“ (Z.92) deutlich, die eine relationale Beziehung zwischen dem ersten und zweiten Satz herstellt, indem der Inhalt des ersten Satzes aufgenommen und dessen Gültigkeit im zweiten Satz eingeschränkt oder widerlegt werden soll.

Es folgt ein Beispiel, durch das veranschaulicht werden soll, dass Merkmale auch dann normalverteilt sein können, wenn zuvor keinerlei Anstrengungen unternommen worden sind, eine solche Verteilung vorzufinden. In dem Beispiel geht es um eine repräsentative Befragung, bei der die Befragten auf einer 10-stufigen Skala einschätzen sollten, ob sie politisch mehr rechts oder mehr links stünden, wobei offengelassen wurde, wie links oder rechts inhaltlich definiert sein sollen. Es folgt ein Verweis auf eine grafische Darstellung der Häufigkeitsverteilung der getroffenen Selbsteinschätzungen, die in etwa eine glockenförmige Normalverteilung darstellt. Auch hier soll durch die Anführung eines Beispiels für eine Verallgemeinerung argumentiert werden. Aus der singulären,

beispielhaften Beobachtung in der angeführten Befragung wird abgeleitet, dass sich häufig annähernd normalverteilte Merkmale einstellen – und zwar auch ganz ohne Konstruktionsaufwand. Auch hier handelt es sich um eine *hasty generalisation* als argumentative Strategie. Die Formulierung „stellen sich [...] ein“ (Z. 94-95) betont nochmals, dass die Normalverteilung nicht von bestimmten Akteur*innen so konstruiert wurde, sondern sich einfach so ergibt, was nach van Leeuwen eine *Deagentialization* (van Leeuwen, 2008, S. 66) darstellt. Und nun folgen nach dem Beispiel ein neuer Absatz und die Konklusion aus allen Messungen und Grafiken:

111Die angeführten Beispiele mögen genügen,
112 um die Feststellung zu rechtfertigen, dass in
113 körperlichen, physiologischen und psycholo-
114gischen Merkmalen Unterschiede bestehen.
115 Die Merkmalsverteilung folgt oft annähernd
116 einer Gauß'schen Normalverteilung.

Hier wird deutlich, worum es in dem Unterkapitel eigentlich geht und zu welchem Zweck all die Beispiele gedient haben: erstens zum Nachweis der Unterschiede in körperlichen, physiologischen und psychologischen Merkmalen und zweitens zur Plausibilisierung der Vorstellung, dass die Merkmalsverteilungen „oft annähernd“ (Z.115) normalverteilt seien. Das Modalverb „mögen“ und die Formulierung „mögen genügen“ (Z. 111) stellen eine Modifikation der epistemischen Modalität dar, wobei auch hier eine scheinbare Distanzierung des Sprechers von der Aussage erfolgt, die aber wiederum Gelassenheit vermittelt, durch die ein höherer Grad an Professionalität und objektiver Distanz evoziert wird. Aus dieser Distanz heraus lässt sich viel besser beurteilen, dass „[d]ie angeführten Beispiele“ (Z.111) genügen mögen, „um die Feststellung zu rechtfertigen“ (Z.112). Der Nebensatz „um die Feststellung zu rechtfertigen“ stellt einen Finalsatz dar, durch den deutlich gemacht wird, worin der Zweck des Hauptsatzes „[d]ie angeführten Beispiele mögen genügen“ liegt. Denn auf die Frage: wozu mögen die Beispiele genügen, wird hier mit einer Um-zu-Konstruktion geantwortet: um eine Feststellung zu rechtfertigen. Durch die Bezeichnung „Feststellung“ (Z.112) wird ein hohes Maß an epistemischer Glaubwürdigkeit evoziert, ebenso wie durch die Verwendung der Präsens Indikativ in der Formulierung „dass [...] Unterschiede bestehen“ (Z.114) sowie der Äußerung, „[d]ie Merkmalsverteilung folgt [...] einer Gauß'schen Normalverteilung“ (Z. 115-116). Und diese Wirkung strahlt

auch in den nächsten Satz aus, der ebenso wichtig für die Differentielle Psychologie ist, wie das Vorhandensein interindividueller Differenzen selbst, dabei aber auch Schwierigkeiten zu bereiten scheint, weil Merkmalsverteilungen eben nicht gleichförmig, absolut symmetrisch und punktgenau, ja vielleicht nicht einmal annähernd in Form einer Normalverteilung gegeben ist, und eigentlich bloß „oft annähernd einer Gauß'schen Normalverteilung“ (Z. 116) entspricht, sich „wenigstens annähernd symmetrische Verteilungen“ (Z.89-90) ergeben, und man von „annähernd glockenförmig(en) Häufigkeitsverteilungen“ (Z.31-32), aber eigentlich nicht von einer exakten, symmetrischen Normalverteilung in Glockenform sprechen kann. Indem beide Sätze aber so nebeneinander gedruckt werden, entsteht eine gewisse Logik, durch die suggeriert wird, dass die gesicherte Feststellung nicht nur für das offensichtliche und alltagspraktisch nachvollziehbare Vorhandensein von Unterschieden gilt, sondern eben auch für das Auftreten dieser Unterschiede in Form einer Gaußkurve. Und in Kombination mit den sechs Abbildungen, in denen gleich sechsmal hintereinander Beispiele für „annähernd glockenförmige Verteilungen“ (Z.54.55) abgebildet werden, wird bei den Leser*innen der Eindruck gefestigt und eindrücklich illustriert, dass diese Art der Verteilung tatsächlich sehr häufig vorkommt, und es wird zugleich eine gewisse Toleranz gegenüber empirischen Abweichungen unter der gleichzeitigen Neigung, das Dargestellte als Glockenkurve zu registrieren, etabliert. Durch die relativierenden Zusätze „wenigstens“ und „annähernd“ wird darüber hinweggegangen, dass es problematisch sein könnte, eine solche Verteilungsannahme der gesamten psychologischen Diagnostik als regelhafte Grundannahme zu unterlegen, während sich in den empirischen Befunden auch Abweichungen, laufend Asymmetrien und Abstufungen finden. Das Zahlwort „oft“ (Z. 115) sowie das Adjektiv „annähernd“ (Z. 115) zeigen an, dass in diesem Zusammenhang Genauigkeit und Regelhaftigkeit nicht so wichtig sind und dass es ausreicht, wenn in etwa eine Verteilung dieser Form vorliegt, wobei auch keine definitorische Abgrenzung zu Verteilungen gezogen wird, die zu weit davon abweichen. Das ist insofern interessant, als die quantitativ forschende Psychologie die Exaktheit der Methoden und eine präzise Messung der Merkmale als Qualitätsmerkmale für sich reklamiert. Dass ein weiteres überaus voraussetzungsreiches Implikat, nämlich, dass psychologische Merkmale quantifizierbar seien, mittransportiert wird, wird überhaupt nicht weiter thematisiert. Es wird nun weiter erklärt, worauf die Normalverteilung beruht:

116 Die grundlegende Annahme dabei ist, dass solche
117 Verteilungen immer dann entstehen, wenn
118 eine Vielzahl von Faktoren in zufälliger
119 Kombination zusammenwirkt. Sofern die
120 Zufälligkeit der Kombination nicht gewähr-
121 leistet ist, kommt es zu mehr oder weniger
122 gravierenden Abweichungen von der Nor-
123 malverteilung.

Bei der Formulierung „[d]ie grundlegende Annahme dabei ist“ (Z. 116) handelt es sich nach van Leeuwen um eine *deagentialization* (2008, S. 66) des Sachverhaltes. Indem die „grundlegende Annahme“ einfach da zu sein scheint, und nicht von jemandem getroffen und in Umlauf gebracht wird, wird die Wirkung erzielt, als sei die Annahme eine von Perspektivität unabhängige Selbstverständlichkeit, die sich ganz ohne das Zutun von Akteur*innen als alternativloser Ausdruck von Notwendigkeit und logischer Verbindlichkeit ergebe, die nicht infrage gestellt werden kann. Das Zahlwort „immer“ (Z.118) markiert die Häufigkeit des Zutreffens der grundlegenden Annahme und die Dann-Wenn-Konstruktion konkretisiert, wann sie zutrifft: „wenn eine Vielzahl von Faktoren in zufälliger Kombination zusammenwirkt“ (Z. 118-120). Im nächsten Satz wird dann verdeutlicht, wann diese Annahme der Normalverteilung nicht zutrifft, nämlich wenn „die Zufälligkeit der Kombination nicht gewährleistet“ (Z. 120-122) sei. Die Formulierung „nicht gewährleistet“ stellt eine *deagentialization* (van Leeuwen, 2008, S. 66) dar, insofern nicht klar wird, durch wen oder was etwas gewährleistet wird. Und im weiteren Verlauf des Textes wird nicht weiter konkretisiert, wann eine zufällige Kombination von Einflussfaktoren gewährleistet ist, welche Faktoren dies sein könnten und wann man von Zufälligkeit oder systematischen Kombinationen sprechen kann. Ein „Hineinzoomen“ in die abstrakt bleibende Formulierung „Zufälligkeit der Kombination“ bleibt an dieser Stelle aber aus. Es wird stattdessen die Strategie gewählt, anhand eines Gegenbeispiels zu zeigen, wann eine Normalverteilung nicht vorliegt, um so zugleich diejenigen Fälle abzuklären, auf die die Annahme einer Normalverteilung dann im Umkehrschluss zutrifft. Hierzu werden Beispiele genannt, bei denen es zu keiner Normalverteilung von Merkmalsausprägungen kommt, etwa beim der Pünktlichkeit am Arbeitsplatz, in der Kirche, oder beim Verhalten von Autofahrern bei Rotlicht an Kreuzungen. Es erfolgt auch ein Verweis auf Abbildung 1.7 (Stemmler et al., 2016, S.

24), in der eine grafische Darstellung von Verspätungen am Arbeitsplatz dargestellt wird, wobei es sich zum ersten Mal in diesem Kapitel um keine annähernd glockenförmige Verteilung, sondern eine stark davon abweichende L-Förmige Verteilung handelt. Die Abweichung von der Gauß'schen Normalverteilungskurve wird nun folgendermaßen erklärt, womit das Unterkapitel „1.2 Interindividuelle Differenzen beim Menschen“ auch zum Abschluss kommt:

138 Das gemeinsame Element hinter solchen
139 Beobachtungen sind Konformitätsdruck und
140 Normierungsvorschriften, die eine freie
141 (zufällige) Kombination der Einflussfaktoren
142 nicht gewährleisten.

Was eine Normalverteilung also verhindert, seien „Konformitätsdruck und Normierungsvorschriften“ (Z. 139-140), also soziale Einflussfaktoren, die den Leser*innen geläufig sein sollten. Indem dem Adjektiv „freie“ (Z.140) in Klammern ein „zufällige“ (Z.141) nachgeschoben wird, erfolgt eine Gleichsetzung von „freie“ Kombination und „zufällige“ Kombination. Da man nicht frei auf Normen und Konformitätsdruck einwirken und diese nach eigener Maßgabe abändern kann, liegt auch automatisch keine zufällige, sondern eine systematische Kombination von Einflussfaktoren vor, nämlich der soziale Druck zur Pünktlichkeit, der die Wahrscheinlichkeit für Zuspätkommen systematisch reduziert. Weitere Beispiele oder Gründe für Abweichungen von der Normalverteilung werden nicht gegeben. Bedenkt man nun, dass zuvor Leistungsmaße wie Abiturnoten und Gedächtnisleistungen als Exempel für eine geglückte Normalverteilung angeführt worden sind, wird deutlich, dass damit auch implizit gesagt werden soll, dass in diesen Fällen wohl eine freie und damit zufällige Kombination der Einflussfaktoren vorlag und damit der Weg geebnet ist, die Verteilung von Leistungsmaßen ganz allgemein als das Ergebnis einer zufälligen Kombination unsystematischer Einflussfaktoren zu betrachten.

Die hohe Anzahl an Beispielen für eine Normalverteilung und das sehr spezielle Beispiel, das lediglich Konformitätsdruck als Hindernis einer Normalverteilung reklamiert, macht deutlich, worin die Intention des gesamten Kapitels verortet werden kann: Es stellt eine *Legitimationsstrategie* von Wissensinhalten und daran anknüpfenden sozialen Praktiken dar. Und zwar soll eine Form der Differentiellen

Psychologie und daran anschließender Diagnostik legitimiert werden, die nicht bloß von interindividuellen Unterschieden ausgeht, sondern diese in Form einer Ausrichtung entlang statistischer Normen und der Abweichung davon begreift. Und indem lediglich die Faktoren Konformitätsdruck und Normierungsvorschriften als Gründe aufgezählt werden, weshalb man keine Normalverteilung annehmen kann, wird im Umkehrschluss suggeriert, dass in allen anderen Fällen immer eine „freie (zufällige) Kombination“ (Z. 141-142) der Einflussfaktoren vorliege, also auch in den mit Beispielen belegten Bereichen Leistung, Persönlichkeit und Einstellung, weshalb es nun legitim erscheint, diesen Merkmalen eine Normalverteilung zugrunde zu legen. Als Legitimationsstrategien lässt sich in Anschluss an van Leeuwen die auf Wissenschaft verweisende Strategie der *Theoretical Rationalization* (van Leeuwen, 2008, S. 115) benennen, die etwa in den auf wissenschaftlich-empirische Methodik abzielenden Abbildungen zum Ausdruck kommt, aber auch in den Verweisen auf Abstrakta wie „Wissen“ (Z.7) und „Feststellung“. Dadurch wird etwas als „truth“ (van Leeuwen, 2008., S116) dargestellt und „the way things are“ (ebd.) vermittelt. Das Kapitel kann aber nicht nur als Legitimationsstrategie für bestimmte Wissensinhalte betrachtet werden, sondern auch als Legitimation der Institution Psychologie selbst. In diesem Zusammenhang spricht van Leeuwen von *Rationalization Legitimation*, wobei hier eine *Scientific Rationalization* (S.116) vorliegt, die durch „differentiated bodies of knowledge“ (ebd.) das Ziel verfolgt „to legitimate institutions“ (ebd.). Denn durch die vorgelegten Beispiele wird eine bereits existierende Praxis der normorientierten Diagnostik und Differentiellen Psychologie gestützt sowie auch alle noch folgenden Aussagen über Intelligenzforschung, die wesentlich auf der Normalverteilungsannahme aufbaut.

Neben der Rechtfertigung der Normalverteilungsannahme, einer argumentativen Vorbereitung auf eine hinreichende Vergleichbarkeit von Individuen entlang einer Maßzahl und einer Akzeptanz normorientierter Diagnostik, muss vor allem das nicht weiter ausgeführte Implikat, dass Leistungsunterschiede durch zufällige Faktoren, nicht durch systematische Einflüsse bedingt seien, als Ziel der Legitimationsstrategien betrachtet werden. Denn dies führt zu einer Ausblendung *systematisch wirkender sozialer Faktoren*, die zu Ungleichheit zwischen Teilpopulationen und einer Abweichung von der Normalverteilung in der Gesamtpopulation führen können. Im Folgenden soll anhand einzelner Textpassagen, die an das bereits untersuchte

Unterkapitel 1.2 anknüpfen, aufgezeigt werden, welches Verständnis der zufällig wirkenden und eine Normalverteilung sichernden Faktoren im Lehrbuch vertreten wird, unter gleichzeitigem Absehen von anderen Zugängen zu interindividueller Differenzen.

In Unterkapitel 1.2.2 geht es nun um „*Interindividuelle Differenzen bei Tieren*“. Dieses Kapitel soll nicht so detailliert untersucht werden, sondern lediglich anhand solcher Passagen, die Differenzen bei Tieren und Differenzen bei Menschen parallelisieren. Das Kapitel beginnt mit einer Aussage im Präsens Indikativ, wodurch ein hoher Evidenzgrad vermittelt wird:

147 Was für die interindividuellen Unterschiede
148 zwischen Menschen gilt, trifft auch für ande-
149 re Tiere und für Pflanzen zu. Auch bei ihnen
150 gibt es keine zwei Artvertreter, die einander
151 völlig gleichen.

Hier wird also die Aussage über die Allgegenwart interindividuelle Differenzen bei Menschen aufgegriffen und durch ein „[a]uch“ (Z.148, Z. 149) mit der Aussage verknüpft, dass Differenzen im Tierreich ebenso regelhaft vorkämen. Man kann sich nun fragen, welchen Zweck Autoren verfolgen, wenn sie sich in einem psychologischen Lehrbuch auch mit dem Tierreich auseinandersetzen. Im Einleitungssatz wird zumindest einmal eine Parallelisierung zwischen dem Menschlichen und dem Tierischen hergestellt, und zwar in Bezug auf die Allgegenwart von interindividuellen Differenzen.

Nach der Beschreibung mehrerer Experimente zur Erfassung kognitiver Unterschiede zwischen verschiedenen Spezies wird nun auf ein Experiment mit Tauflieden eingegangen. In diesem Experiment sollten Tauflieden durch ein Labyrinth fliegen, wobei die „*geotaktischen Reaktionswerte*“, also die Anzahl der Entscheidungen, „*nach oben, gegen die Gravitation, auszuweichen*“ (Z. 279-280) erfasst worden seien. Die gesammelten Daten werden folgendermaßen präsentiert:

162 Die so erhaltenen „geo-
163 taktischen Reaktionswerte“ von vielen Tie-
164 ren zeigten die Häufigkeitsverteilung in **Ab-**
165 **bildung 1.8.** Die Ähnlichkeit der Verteilung

166 von Merkmalsausprä-

167 gungen im Humanbereich ist augenfällig.

In Abbildung 1.8 (Stemmler et al., 2016, S. 26) wird in einer Grafik dargestellt, wie viele Fliegen wie oft nach oben geflogen sind (die geotaktischen Reaktionswerte), wobei eine nicht ganz symmetrische, eingipfelige Verteilung abgebildet wird, die an die Abbildungen aus dem vorherigen Kapitel erinnert. Nun wird eine weitere Parallelisierung vorgenommen: Nicht nur Differenzen bei Menschen werden mit Differenzen bei Tieren parallelisiert, sondern auch die Verteilung von Merkmalsausprägungen gemäß der bereits bekannten Normalverteilung. „Die Ähnlichkeit“ (Z.165) der Befunde aus dem Fliegenexperiment mit Befunden aus dem „Humanbereich ist augenfällig“ (Z. 167). Die Verwendung des Präsens Indikativ macht eine klare Überzeugung und Fürsprache des Sprechers deutlich, der Leser*innen auf etwas hinweisen möchte, das „augenfällig“ sei. Das stark wertende Adjektiv „augenfällig“ dient dazu, die vorliegende Ähnlichkeit als auffällig, unübersehbar und deutlich zu charakterisieren. Das trägt zu einer schnellen Akzeptanz des Befundes bei Leser*inne bei und unterbindet eine Reflexion der Aussagekraft oder Relevanz des Fliegenverhaltens für Menschen. Die Parallelisierung wird nochmals untermauert durch die Thematisierung von Längenwachstum und Häufigkeitsverteilung von Körperberührungen bei Pantoffeltierchen, die ebenfalls normalverteilt seien. In Abbildung 1.9 (Stemmler, 2016, S. 26) wird dann die Längenverteilung von Pantoffeltierchen abgebildet, die ebenfalls eine eingipfelige, nicht ganz symmetrische Verteilung darstellt. Da Tiere in aller Regel als Lebewesen betrachtet werden, die der Natur sowie ihren Gesetzen unterworfen sind, hat die Darstellung der Normalverteilung in diesem Bereich einen spezifischen Unterton. Denn so erscheint die Normalverteilung als Teil der Natur, wohlmöglich als ein *Naturgesetz*, in dem bestimmte Regelmäßigkeiten zum Ausdruck kommen. Und weil Differenzen sowie Normalverteilungsannahmen im Tier- und Humanbereich parallelisiert worden sind, wird auch eine ganz bestimmte Lesart der Merkmalsverteilung beim Menschen nahegelegt: so wie die Natur eine Differenz bei Tieren eingerichtet hat, hat sie es eben auch bei den Menschen getan. Indem thematisch überhaupt auf das Tierreich eingegangen wird, erfolgt schon eine Rahmung der Einordnung von menschlichen Unterschieden: diese sind, wie bei Tieren auch, auf die Natur zurückzuführen. Diese Rahmung lässt die Vorstellung, dass es auch kulturelle Einflüsse auf

Merkmalsverteilungen geben könnte, in den Hintergrund treten, wodurch das Sagbarkeitsfeld zwischen den Begriffen „Natur, Naturgesetz, Biologie, Gene, Nervensystem, Evolution“ geöffnet, aber Hinsichtlich der Begriffe „Kultur, Geschichte, soziale Ungleichheit, Benachteiligung und Privilegierung“ geschlossen wird.

Dass die Erwähnung des Tierreiches eine Strategie zur Naturalisierung und Biologisierung von Unterschieden bei Menschen ist, und dass diese Strategie durch eine spezifische Rahmensetzung im Lehrbuch verfolgt wird, zeigt sich auch in dem nun anschließenden Unterkapitel 1.3 *Anfänge der Messung interindividueller Differenzen*, das lediglich in Auszügen untersucht werden soll. Das Kapitel beginnt mit dem Unterthema 1.3.1 *Antike und Judentum*. In diesem Kapitel wird, entgegen der in Zeile 7 getätigten Aussage, dass „*Wissen um Unterschiede [...] seit jeher eine Selbstverständlichkeit*“ (Z. 7-9) darstelle, nun etwas ganz Anderes eingeräumt. Bei einem genaueren Blick in die Geschichte fänden sich demnach „*[i]n alten Texten [...] nur sporadische Hinweise auf die Bedeutung, die zwischenmenschlichen Unterschieden beigemessen wird*“ (Z. 188-191). Als Beispiel werden Leistungsprüfungen genannt, die um 1100 v. Chr. in China bei der Auswahl von Bewerbern im gehobenen Staatsdienst durchgeführt worden seien. In dem darauffolgenden Unterkapitel 1.3.2 *Mittelalter und Neuzeit* wird dann erklärt, dass „*die genannten Ansätze aus der Antike [...] später nicht weiterentwickelt worden*“ (Z. 193-195) seien, ja, dass „*[...] während der Scholastik im Mittelalter ein ausgesprochenes Desinteresse an empirisch festgestellten individuellen Differenzen zu vermerken*“ (Z. 195-198) sei. Erst mit der Phrenologie nach Franz Josef Gall (1758-1828) wird ein für die Differentielle Psychologie relevanter Vorläufer benannt. Das bedeutet aber, dass über weite Teile der Geschichte kaum oder keinerlei Interesse an interindividuellen Differenzen nachgewiesen werden kann. Die Aussage, dass individuelle Differenzen zu allen Zeiten eine Selbstverständlichkeit gewesen seien, wäre damit widerlegt. Der Widerspruch zwischen diesen Aussagen in Bezug auf Antike und Mittelalter, und der zu Beginn des Kapitels in Zeile 7 getätigten Behauptung wird nicht angesprochen oder aufgeklärt. Rückblickend kann hierin eine argumentative Strategie nach Wodak und Reisigl (2001) gesehen werden, nämlich ein *argumentum ad ignorantiam* (a.a.O, S. 72). Diese Strategie zielt auf eine forcierte Ignoranz gegenüber getätigten und nicht widerlegten Aussagen, die deshalb eigentlich als relevant betrachtet werden sollten, während aber de facto über sie hinweggegangen wird. Obwohl einerseits kaum historische Quellen jenseits der Neuzeit für die Relevanz von

Differenzen genannt werden können, wird im selben Lehrbuch an einer anderen Stelle behauptet, dass Differenzen schon immer relevant gewesen seien. Dies kann damit zusammenhängen, dass der Verweis auf die Tradition eine beliebte Floskel in Lehrbüchern darstellt. Es mag aber auch dazu dienen, die heutige Praxis der Differentiellen Psychologie durch eine Bezugnahme auf Tradition und Geschichte zu legitimieren, wenngleich auch um den Preis einer verzerrten Geschichtsdarstellung.

Der Befund, dass interindividuelle Differenzen erst in der Neuzeit relevant wurden, führt zu keiner Auseinandersetzung mit den sozialhistorischen Einflüssen, die diesen Perspektivwechsel verursacht haben könnten. Statt einer Reflexion des historischen Kontexts, die ja zugleich auch eine Relativierung des vermeintlich universellen Interesses an Differenzen darstellen könnte, wird eine andere Strategie gewählt. Nachdem Galls Phrenologie Erwähnung gefunden hat, wird in einem neuen Absatz nun auf die relevanten Ursprünge der Differentiellen Psychologie Bezug genommen:

201 Aus der Retrospektive kann festgestellt
202 werden, dass die entscheidenden Impulse und
203 grundlegenden Ideen für die wissenschaft-
204 liche Beschäftigung mit individuellen Diffe-
205 renzen aus der Biologie kamen. Charles
206 Darwin (1809-1882), Sir Francis Galton
207 (1822-1911) sowie Gregor Mendel (1822-
208 1881) sind die bedeutendsten Namen
209 in diesem Zusammenhang.

Konkrete Akteur*innen werden in dieser Passage zunächst durch Suppression (van Leeuwen, 2008, S. 29) außen vorgelassen. Der retrospektive Blick stellt sich gewissermaßen von selbst ein. Die Formulierung „[aus] der Retrospektive“ (Z. 201) markiert den Standpunkt, von dem aus darüber geurteilt wird, welche Impulse und Ideen maßgeblich für die heutige Wissenschaft sind. Darin klingt auch an, dass der heutige Standpunkt eine gute Position ist, um solche Urteile sprechen zu können, weil man heute über mehr Wissen und Erfahrung verfügt, um Zurückliegendes adäquat einordnen und beurteilen zu können. Die Aussage aktiviert einen *Topos* (Reisigl & Wodak, 2001, S. 75), nämlich die etablierte Vorstellung, dass Wissenschaft sich durch Fortschritt, Wissensakkumulation und Annäherung an die objektive Wahrheit auszeichne, weshalb der aktuelle Standpunkt einer ist, der sich, im Vergleich zur vergangenen Zeiten, durch

mehr Objektivität und Urteilsfähigkeit auszeichnet, um Vorhergehendes besser einordnen zu können. Damit wird aber auch eine Reflexion der historischen Bedingtheit von Wissensbeständen und ihrer Verflechtung mit zeitgenössischen Interessen ausgeblendet. Die „*wissenschaftliche Beschäftigung mit individuellen Differenzen*“ (Z. 203-205) ist nicht im Kontext ökonomischer, sozialer und historischer Einflüsse zu sehen, sondern als Ausdruck einer wertfreien Beschäftigung mit Wissen, das nach und nach durch Wissenschaft enthüllt wird. Der Topos des wissenschaftlichen Fortschritts aktiviert auch eine Legitimation durch *Scientific Rationalization* (van Leeuwen, 2008, S. 116) der Differentiellen Psychologie in ihrer heutigen Form, erscheint diese doch als Produkt eines Wissenszuwachses.

In dem Absatz wird die Quelle für die „*entscheidenden Impulse und grundlegenden Ideen*“ (Z. 202-203) benannt: die „*Biologie*“ (Z. 205). Der Präsens Indikativ als Intensivierungsstrategie zeigt auch hier einen hohen Grad epistemischer Evidenz an, die hier mit Nachdruck vermittelt werden soll. Von der Biologie ginge demnach etwas Entscheidendes und Grundlegendes für die Differentielle Psychologie aus. Hier wird erneut derselbe Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen individuelle Differenzen eingeordnet werden sollen, wie bereits im Kapitel über Differenzen im Tierreich: es wird nahegelegt, dass diese im Kontext biologischer Diskurse zu betrachten seien, nicht etwa in einem kulturellen oder sozialen Rahmen und dass biologisches Wissen dazu geeignet sei, Differenzen erschöpfend zu erforschen und zu erklären.

Die Formulierung „*kann festgestellt werden*“ (Z. 201-202) benennt keine konkreten Akteur*innen, wodurch der Sprecher selbst in den Hintergrund tritt. Unter Verweis auf die „*Retrospektive*“ erfolgt der Bezug auf eine allgemeine Position der heutigen Wissenschaft, was eine *Impersonalisierung* von Akteur*innen durch *Abstraktion* (van Leeuwen, 2008, S. 46) darstellt.

Nach dieser folgenreichen Rahmung werden nun die Personen genannt, die als zentrale Gründungsväter der heutigen Differentiellen Psychologie dargestellt und als „*die bedeutendsten Namen*“ (Z. 208) eine überaus ehrende Prädikation erhalten. Die Bedeutung von Darwin, Mendel und Galton werden im Text erläutert. Zunächst wird auf Darwin eingegangen und erklärt, dass er in seinem Buch „*The origin of species by means of natural selection*“ die Grundlagen zur Evolutionstheorie gelegt habe. In diesem Werk habe er die Vorstellung kritisiert, wonach „*die wesentlichen Merkmale des*

Individuums durch Artmerkmale bestimmt und Abweichungen des Einzelnen davon nur zufällig seien“ (Z. 215-218). Weiter wird erklärt:

218 Darwin bestritt die Unverän-
219 derlichkeit der Art und postulierte die Ent-
220 wicklung der Arten durch natürliche Aus-
221 wahl der im Kampf um das Überleben best-
222 angepassten Individuen. Durch diese Überle-
223 gungen wurden individuelle Differenzen zu
224 grundlegenden Bestandteilen eines theoreti-
225 schen Systems. Die Abweichung vom
226 Durchschnitt erklärten sich nunmehr aus
227 dem Zusammenwirken zahlreicher Bedin-
228 gungen, die ihren Ursprung im Genotyp und
229 in der Umwelt haben.

An dieser Stelle wird eine grundlegende Einordnung der Bedeutung von Differenzen vorgenommen: laut Darwin seien diese Differenzen deshalb so bedeutend, weil erst durch diese Differenzen eine „*natürliche Auswahl*“ (Z.220-221) erfolgen konnte, durch die sich die Arten herausgebildet haben. Diese „*natürliche Auswahl*“ habe dazu geführt, dass „*im Kampf um das Überleben*“ (Z. 221) sich diejenigen Lebensformen durchgesetzt haben, die als die „*bestangepassten Individuen*“ (Z.221-222) betrachtet werden. Es werden also drei Themenbereiche miteinander verknüpft: die Herausbildung der Arten, der Kampf um das Überleben und das Ausmaß der Umweltanpassung als entscheidender Faktor im Kampf um das Überleben. Indem nun das sehr allgemein gehaltenen Wort „Individuum“ verwendet wird, kann darüber hinweggetäuscht werden, dass Darwins Aussagen eigentlich nur dem Tier- und Pflanzenreich galten, nicht aber den Menschen, die über eine Kultur verfügen sowie die Fähigkeit zum Mitgefühl, weshalb das Prinzip des Survival of the Fittest für diese Spezies laut Galton nicht mehr gelte. Das hier verwendete Wort „Individuum[.]“ (Z. 216) ist aber dazu geeignet, Leser*innen nicht nur an Tiere, sondern vor allem auch an Menschen denken zu lassen. Der Gebrauch mehrdeutiger Begriffe, zum Zweck der verzerrten Wiedergabe von Standpunkten, wird von Wodak und Reisigl als argumentative Strategie der *fallacy of ambiguity* (2001, S. 74) bezeichnet. Durch die Verwendung mehrdeutiger Begriffe soll hier die Wiedergabe von Darwins Theorie einer Lesart angeglichen werden, die eher in

der Tradition Galtons steht: das Naturgesetz des Survival of the Fittest soll für Individuen allgemein, also auch für Menschen, relevant sein. Dies eröffnet auch die Vorstellung, dass die Hierarchisierung von Menschen und deren Erfolg in Schule und Beruf als Maße der Umweltanpassung betrachtet werden können, durch die natürliche Selektion stattfindet. Damit wäre auch gesagt, dass Hierarchisierung kein sozialer, sondern ein natürlicher Prozess ist.

Es wird nun weiter erklärt, dass durch Darwins Evolutionstheorie „*individuelle Differenzen zu grundlegenden Bestandteilen eines theoretischen Systems*“ (Z.223-225) geworden seien. Welche Art von theoretischem System das sein soll, wird nicht weiter erklärt. Ist es das System der Evolutionstheorie oder womöglich das System, das der Differentiellen Psychologie selbst zugrunde liegt? Dass Darwin in einem Atemzug mit Mendel und Galton genannt wird, mag vielleicht darauf hindeuten, dass diese Trias das theoretische System bildet, das im Laufe des Kapitels noch weiter erklärt werden wird. Die Verwendung der Passivform und einer Impersonalisierung durch Abstraktion in der Formulierung „*durch diese Setzung wurden individuelle Differenzen zu grundlegenden Bestandteilen eines theoretischen Systems*“ treten Akteur*inne wiederholt in den Hintergrund. Akteurin ist hier die Setzung, nicht Darwin oder seine Rezipient*innen oder die Lehrbuchautoren. Im Text wird nun eine weitere vermeintliche Grundannahme innerhalb des theoretischen Systems vorgestellt: individuelle Differenzen werden im folgenden Satz mit „*Abweichungen vom Durchschnitt*“ (Z. 225-226) gleichgesetzt. Das impliziert eine Sicht auf Differenzen, die es bei Darwin so nicht gegeben hat und die eigentlich erst von Galton etabliert worden ist, um individuelle Unterschiede miteinander vergleichen und hierarchisieren zu können. Indem individuelle Differenzen als Abweichungen vom Durchschnitt gefasst werden, wird zum einen die Theorie Darwins verfälscht und auf eine Weise wiedergegeben, die der Rezeption der Evolutionstheorie durch Galton, nicht aber Darwin selbst entspricht, zum anderen aber auch ein folgenreiches Implikat im Namen Darwins in den Text eingeschleust. Dieses Implikat besagt, dass Differenzen automatisch eine Hierarchisierung, Klassifizierung und allgemeine Vergleichbarkeit durch das Mittel der Anordnung um eine statistische Norm ermöglichen, was so aber überhaupt nicht im Fokus von Darwins Forschung stand. Damit liegt nach Wodak und Reisigl die argumentative Strategie einer *fallacy of ambiguity* vor (2001, S. 74), durch welche die Position eines Anderen zugunsten der eigenen Position verfälscht wiedergegeben wird, um diese für die eigene Argumentation

besser nutzen zu können. Es wird weiter erklärt, dass diese Abweichungen „sich nunmehr aus dem Zusammenwirken zahlreicher Bedingungen, die ihren Ursprung im Genotyp und in der Umwelt haben“ (Z. 225-229), ergeben würden. Hier scheint für einen kurzen Moment der Faktor „Umwelt“ (Z. 229) auf. Dieser wird in dem Kapitel aber nicht weiterverfolgt. Stattdessen findet eine starke Fokussierung auf nativistische Ansätze statt, die in Mendels und Galtons Werk zum Ausdruck kommen. Nachdem Darwin als relevanter Akteur für die differentielle Psychologie vorgestellt, und durch eine *Functionalization* (van Leeuwen, 2008, S. 42) als relevanter Experte dargestellt worden ist, geht es im Anschluss um Mendel. Es wird erklärt, dass er aufgrund von Erkenntnissen, die er durch Experimente mit Pflanzen erzielte, die Vorstellung von einer „gottgewollten Entwicklung zu bestimmten Arten“ (Z. 234- 235) ablehnte.

235 Stattdessen er-
236 klärte Mendel die angeborene Eigenart des
237 Individuums kausal durch die zufällige Kom-
238 bination von Erbanlagen. Damit war zumin-
239 dest ein Teil der von Darwin noch offenge-
240 lassenen Wirkungsfaktoren auf empirische
241 Weise spezifiziert worden.

Hier werden Mendels grundlegende Ideen vorgetragen, die er aus seiner Forschung an Pflanzen abgeleitet hat. Die individuellen Merkmale werden hier, getreu Mendels Befunden, als „angeborene Eigenart“ (Z. 236) und als „kausal durch die zufällige Kombination von Erbanlagen“ (Z. 237-238) verursacht dargestellt. Individuelle Unterschiede seien also laut Mendel „angeboren“ und „kausal“ durch Erbanlagen und deren „zufällige Kombination“ bedingt. Dass diese Befunde laut Lehrbuch nicht nur für die Farbe und Form von Bohnenpflanzen, sondern auch für Menschen relevant sein sollen, zeigt sich im weiteren Verlauf des Kapitels. Es wird nun erklärt, dass Mendels Forschung lange Zeit nicht rezipiert worden sei, durch die Forschung von Correll, Tschermak und deVries jedoch wiederaufgekommen sei:

245 um die Jahrhundertwende setzte
246 jedoch eine intensive Erforschung der
247 Erbllichkeit von körperlichen und später auch
248 psychologischen Merkmalen ein. Es wurden

249 Konzepte und Modelle entwickelt, die auch
250 heute noch Gegenstand aktueller Untersu-
251 chungen sind.

Es wird deutlich gemacht, dass Mendels Ansatz, die Erscheinung von Pflanzen kausal auf ihre Gene zurückzuführen, auch für körperliche und psychologische Merkmale bedeutsam ist, also auf Tiere und Menschen übertragbar, und eine „intensive“ (Z. 246) Erforschung dazu stattgefunden hat. Und weiter heißt es, dass Konzepte und Modelle entwickelt worden seien, die bis „*heute noch Gegenstand aktueller Untersuchungen sind*“ (Z. 249-251). Es wird nicht erläutert, welche Modelle und Konzepte dies sind, da der Absatz aber in unmittelbarem Zusammenhang mit Mendel steht und auch im nachfolgenden Kapitel mit Galton eine rein nativistische Position dargestellt wird, bleibt der Fokus auf deterministischen, im Lebewesen selbst verankerten (genetischen) Faktoren bestehen. Damit bleiben neuere Forschungen zur Epigenetik unerwähnt. So wird die Vorstellung evoziert, dass Mendels frühe Forschung, deren Fokus auf einem kausalen Zusammenhang zwischen dem Gen als Blaupause und dem Phänotyp als Effekt der Gene betrachtet wird, den bis heute relevanten theoretischen Rahmen aktueller Vererbungsmodelle darstellt. Und nun erfolgt in einem neuen Absatz der Übergang zu einem weiteren Protagonisten, Francis Galton. Der Absatz beginnt folgendermaßen:

252 Wesentliche Impulse in dieser Richtung
253 waren zuvor bereits von Francis Galton,
254 einem Vetter Darwins, ausgegangen. Als
255 Biologe, Geograph, Statistiker, Meteorologe
256 und Weltreisender war Galton einer der
257 vielseitigsten und brilliantesten Wissenschaft-
258 ler des 19. Jahrhunderts und einer der Be-
259 gründer der wissenschaftlichen Untersu-
260 chung individueller Differenzen.

Durch die Formulierung „(w)esentliche Impulse in dieser Richtung“ (Z. 252) wird eine Verbindung zwischen dem vorherigen und dem neuen Absatz hergestellt. Diese besteht darin, dass die im vorausgehenden Absatz erwähnten „Konzepte und Modelle [...] aktueller Untersuchungen“ (Z. 249-251) in Zusammenhang mit Galtons Forschung

stehen. Und weil seine von einem genetischen Determinismus ausgehende Forschung „wesentliche Impulse“ für diese aktuellen Konzepte geliefert hat, klingt die Vorstellung an, dass auch die aktuelle Forschung wesentlich von deterministischen Theorien ausgeht. Die Einführung der Person Galtons fällt nicht bescheiden aus: die Aufzählung seiner Professionen und Spezialisierungen als „*Biologe, Geograph, Statistiker, Metereologe und Weltreisender*“ (Z. 415-416) lässt ihn als vielseitig begabte und gebildete Person erscheinen und kann auch als eine ehrerbietende Prädikation als Universalgelehrter gelesen werden. Damit geht die Darstellung über eine *Functionalization* (van Leeuwen, 2008, S.42) als Experte und Wissenschaftler weit hinaus. Dieser Effekt wird durch die im Superlativ stehende Charakterisierung als „*einer der vielseitigsten und brilliantesten Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts*“ (Z. 256-258) effektiv verstärkt. Hier werden eine starke Involviertheit des Autors spürbar, eine kaum verhohlene Verehrung, die aus dem eher nüchternen Sprachstil des Buches hervorsticht. Diese Formulierung wirbt aber auch bei den Leser*innen um Ehrerbietung und die Bereitschaft, Galtons Forschung als die Arbeit eines bedeutenden Wissenschaftlers zu betrachten und dieser dementsprechend Gehör und Glauben zu schenken. Doch an dieser Stelle ist der Satz noch nicht beendet. Mit der Konjunktion „und“ (Z. 258) wird nun eine Verbindung hergestellt zwischen der attestierten Brillanz als Wissenschaftler und seiner Rolle als „*einer der Begründer der wissenschaftlichen Untersuchung individueller Differenzen*“ (Z. 258-260). Indem die erwähnte Brillanz des Wissenschaftlers Galton und seine Rolle als Begründer der Wissenschaft Differenzielle Psychologie in einem Satz genannt werden, wird auch die Differentielle Psychologie als Disziplin geehrt, steht die Brillanz von Galton doch auch als Garant für die Qualität der von ihm begründeten neuen Wissenschaft. Insofern lässt sich die Darstellung Galtons als einer Autoritätsperson auch als eine Legitimationsstrategie zur Rechtfertigung der Differentiellen Psychologie lesen, wobei Authorization in Form von Personal Authorization (van Leeuwen, 2008, S. 106) und Expert Authorization (a.a.O., S. 107) zusammenfallen. Nachdem Galton nun auf eine solch ehrende Weise als Persönlichkeit sowie als Experte eingeführt worden ist, erfolgt im nächsten Absatz eine Beschreibung seiner Arbeit.

261 Hauptsächlich an der Vererbung interes-
 262 siert, übertrug er den Gedanken der Erblieh-
 263 keit physischer auf psychische Merkmale,

264 vor allem auf den Bereich der Intelligenz. In
265 seinem Buch „Hereditary Genius“ zeigte er
266 unter Anwendung der Stammbaummethode
267 die Ballung spezifischer Begabungen in ein-
268 zeln Familien auf (Galton, 1869).

In der Formulierung „zeigte er [...] die Ballung spezifischer Begabungen in einzelnen Familien auf“ (Z. 265-268) wird der Indikativ verwendet. Dadurch wird ein hoher Grad der Identifikation der Lehrbuchautoren mit dem Gesagten signalisiert. Auch das Verb *aufzeigen* vermittelt einen höheren epistemischen Grad, durch den deutlich wird, dass Galton keine subjektive Meinung vertrat, sondern auf eine vorliegende Tatsache hingewiesen habe. Auch die Beschreibung von Galtons Arbeit als „Stammbaummethode“ evoziert das Bild eines wissenschaftlich fundierten und anerkannten Vorgehens zur Ermittlung von Kausalitäten mittels einer anerkannten Methode. Dies täuscht darüber hinweg, dass diese „Methode“ lediglich zeigen kann, dass gesellschaftlicher Erfolg, der im Lehrbuch und von Galton mit Begabung gleichgesetzt wird, in bestimmten Familien gehäuft vorkommt, was aber kein Beweis für eine kausale Verursachung von Intelligenz durch Vererbung, sondern lediglich die Erfassung einer Korrelation darstellt. So wird auch die „Ballung“ (Z. 267) von Begabung in einigen Familien nicht weiter auf unterschiedliche Erklärungsansätze hin untersucht. Viel mehr wird Leser*innen durch das Zusammenspiel zwischen der Autorisierung Galtons als brillantem Wissenschaftler, der Bemühung, die Wissenschaftlichkeit seiner Forschung zu betonen sowie der geringen Abgrenzung des Lehrbuchautors, nahegelegt, an kausale Zusammenhänge zu glauben. Das Problem, dass Korrelationen nicht automatisch Kausalitäten implizieren, wird hier aber nicht weiter benannt, sondern durch den wissenschaftlich anmutenden Begriff der „Methode“, genauer gesagt, der „Stammbaummethode“ sowie den Indikativ überspielt. Es erfolgt auch keine genauere Diskussion oder Kritik an Galtons Vorgehen oder der dahinterstehenden politischen Motivation. Liest man die Passage über Galtons Forschung in „*Hereditary Genius*“ zusammen mit der ehrfurchtsvollen Vorstellung von Galton in den Zeilen 254-260, stellt sich hier der Eindruck ein, dass Galtons Haltung zur Vererbung von Intelligenz nicht bloß vorgestellt, sondern auch legitimiert und den Leser*innen plausibel gemacht wird. Eine Reflexion der Verstrickung von Galtons Intelligenzforschung mit seinen eugenischen Ideen wird vollständig ausgeblendet, seine

Rolle als Begründer der Eugenik bleibt ebenso unerwähnt. Im Folgenden wird beschrieben, dass Galton Verfahren zur empirischen Erfassung von Begabungsunterschieden entwickelt hat. Auch das von ihm entwickelte anthropometrische Laboratorium auf der Weltausstellung in London im Jahr 1885, durch das er Daten zahlreicher Teilnehmer erheben konnte, wird erwähnt. Es wird beschrieben, wie Galton mit diesen Daten umging:

310 Galton beschäftigte sich in diesem Zusam-
311 menhang auch mit der Analyse der Vertei-
312 lungsform von psychischen Variablen.
313 Grundlage dafür war die von Gauß (1809)
314 mathematisch hergeleitete Normalvertei-
315 lung, deren wahrscheinlichkeitstheoretische
316 Grundlage Galton mit Hilfe des nach ihm
317 benannten Galton-Brettes veranschaulichen
318 konnte. Ebenso wie physische Maße sollten
319 sich auch psychische Merkmale wie die Intel-
320 ligenz normal verteilen.

Hier wird beschrieben, dass Galton die Normalverteilung zur Ordnung der gesammelten Daten verwendet hat. Dadurch erhält die auch heute noch aktuelle Praxis, psychische Merkmale als normalverteilt zu behandeln, einen Fürsprecher, der zuvor als Experte und brillanter Wissenschaftler dargestellt worden ist. Die Formulierung „*Grundlage dafür war die von Gauß (1809) mathematisch hergeleitete Normalverteilung*“ (Z. 313-315) stellt eine *Deagentialization* (van Leeuwen, 2008, S. 66) dar, durch die Galtons Verwendung und Neuinterpretation der Normalverteilung als ein von Handlung und Person gänzlich unabhängiges Phänomen erscheint.

An dieser Stelle soll die Feinanalyse des Kapitels 1 *Grundlagen* und des darin enthaltenen Unterkapitels 1.3 *Anfänge der Messung interindividueller Differenzen* zum Abschluss kommen. Es dürfte deutlich geworden sein, dass in dem Unterkapitel 1.3 durch die Fokussierung auf Darwin, Mendel und Galton ein biologisch fundiertes Verständnis von interindividuellen Differenzen vermittelt werden soll. Durch den Umstand, dass die jeweiligen Forschungen losgelöst vom jeweiligen sozialhistorischen Kontext dargestellt werden, wird nicht deutlich, dass sowohl Darwin als auch Galton in

der Wahrnehmung ihres Forschungsgegenstandes durch sozialhistorische Einflüsse geprägt waren und Galton auch klare politische Ziele mit seiner Forschung verfolgte. In diesem Kapitel werden nur solche Protagonisten genannt, die sich in ihren Arbeiten auf Vererbung und Biologie berufen. Auch die Darstellung genetischer Vererbung spiegelt nicht den aktuellen Forschungsstand wieder, sondern impliziert eine deterministische Wirkungsweise von Genen und blendet epigenetische Vorstellungen, in denen Umwelt und Gene auf eine kaum zu entwirrende Weise ihre wechselseitige Wirkung entfalten, aus. Andere Ansätze, die individuelle Differenzen im Kontext sozialer Ungleichheit und von Segregationsprozessen betrachten, die sozialhistorisch, ideengeschichtlich und ökonomisch bedingt sind, werden ausgeblendet. Die ursprüngliche Verstrickung von eugenischem Denken und differentieller Psychologie bleibt ebenso unerwähnt. Insofern lässt sich die Darstellung der Geschichte der Differentiellen Psychologie auch als ein identitätsstiftendes Narrativ lesen. Durch die Great-Man-Erzählungen über Darwin, Mendel und Galton werden nicht nur jegliche Kontextbedingungen ausgeblendet und die spezifischen Ideen dem Genie, der Brillanz und individuellen Schaffenskraft der genannten Protagonisten zugeschrieben. Indem also Bezug genommen wird auf die Autorität der zu Koryphäen und Gründungsfiguren aufgebauten Protagonisten sowie auf die Tradition, die durch diese begründet worden ist, können mit dem Geschichtsnarrativ zugleich bestimmte Ideen und Setzungen in das Denken der Leser*innen mit eingeschleust werden.

Insgesamt lässt sich das Kapitel *1 Grundlagen* als eine Grundlegung einer reduktionistisch-biologistischen Sichtweise auf individuelle Differenzen sowie eine Entkontextualisierung des differentialpsychologischen Wissens von relevanten sozialhistorischen Einflüssen lesen.

In Kapitel *1 Grundlagen* werden alle relevanten Ideen vorbereitet, auf denen die Intelligenzforschung beruht:

- die Messbarkeit von individuellen psychologischen Differenzen
- die Verteilung von Merkmalsausprägungen gemäß der Normalverteilung sowie die hierarchische Anordnung von Individuen gemäß den Messwerten

- die Legitimation differentialpsychologischer Forschung als objektive, neutrale Wissenschaft sowie eine Darstellung des Wissens als Ausdruck von wissenschaftlichem Fortschritt
- die Fokussierung auf im Individuum verankerte Ursachen individueller Differenzen, wie etwa genetische Veranlagung sowie eine biologische Begründung von Differenzen und eine Quasi-Naturalisierung der Normalverteilung als Naturgesetz

7.3.2 Feinanalyse des Unterkapitels 4.3.1 Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman

Im Anschluss an das Kapitel 1 soll nun anhand des Unterkapitels 4.3.1 *Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman* untersucht werden, wie ein bestimmtes Intelligenzmodell plausibel gemacht wird, um anschließend IQ-Werte als Maßzahl der Intelligenz ausgeben zu können. Das Kapitel 4.3 umfasst die Darstellung unterschiedlicher Intelligenzstrukturmodelle, deren Ziel es ist, Intelligenz hinsichtlich unterschiedlicher Leistungsdimensionen aufzugliedern und zu untersuchen, inwiefern diese Dimensionen miteinander zusammenhängen oder unabhängig voneinander bestehen. Ich konzentriere mich auf das Unterkapitel 4.3.1 *Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman*, um aufzeigen zu können, dass und wie für Intelligenzstrukturmodelle plädiert wird, die von einem Generalfaktor der Intelligenz ausgehen. Auch die Implikate für differentialpsychologische Forschung sowie die darin angesprochenen Vorstellungen über individuelle Differenzen und politische Zusammenhänge sollen herausgearbeitet werden.

Das Unterkapitel beginnt mit einer Beschreibung und gleichzeitigen Abgrenzung von Binets Haltung zur Intelligenzmessung und -förderung:

331 Innerhalb der Intelligenz unterschied Binet 332 Gedächtnis, Vorstellung oder Schlussfolge- 333 rung als unabhängige Komponenten, die in 334 verschiedenen Teilen des Gehirns lokalisiert 335 seien. Von dieser Überzeugung geleitet
--

336 glaubte er, die allgemeine intellektuelle Leis-
337 tungsfähigkeit mit Hilfe von »mental ortho-
338 pedics« verbessern zu können. Darunter
339 verstand er eine Schulung spezieller Funktio-
340 nen. Diesem Vorhaben war allerdings nur
341 ein begrenzter Erfolg beschieden (s. etwa
342 Eysenck, 1975).

Binet sei also von „*unabhängige[n] Komponenten*“ (Z. 333) der Intelligenz ausgegangen, „*die in verschiedenen Teilen des Gehirns lokalisiert seien*“ (Z. 333-335). Weiter „*glaubte*“ er, die „*allgemeine intellektuelle Leistungsfähigkeit [...] verbessern zu können*“ (Z. 336-338). Die Verwendung des Verbs „*glauben*“ macht hier eine Distanzierung des Lehrbuchautors zum Gesagten deutlich und mindert den so vermittelten epistemischen Grad von Binets Überzeugung. Interessant ist der postulierte Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Satz: weil er sich von der „*Überzeugung*“ (Z. 335) leiten ließ, dass Intelligenz aus unabhängigen Komponenten bestünde, habe er geglaubt, „*die allgemeine intellektuelle Leistungsfähigkeit [...] verbessern zu können*“ (Z. 336-338). Damit wird implizit ein Zusammenhang zwischen der Annahme unabhängiger Intelligenzfaktoren und der Annahme einer Steigerungsfähigkeit von Intelligenzleistungen nahegelegt. Dass die erstere Annahme nicht zwingend mit der anderen zusammenhängen muss, wird nicht reflektiert. Vielmehr wird ein kausaler Zusammenhang behauptet, indem die Förderversuche der „*»mental orthopedics«*“ (Z. 337-338) als eine Folge von Binets Theorie der Unabhängigkeit von Intelligenzkomponenten dargestellt werden. Damit werden beide Ideen als logisch zusammenhängend präsentiert, wobei sich zugleich die Frage stellt, ob im Umkehrschluss die Vorstellung eines g-Faktors der Intelligenz auch in einen logischen Zusammenhang mit einer geringen Förderfähigkeit von Intelligenz gebracht wird.

Dass die Lehrbuchautoren sich von Binets Vorstellungen distanzieren, wird im letzten Satz des Absatzes deutlich, in dem der geringe Erfolg von Binets Bestrebungen behauptet wird. Interessant ist hierbei, dass nach der Beschreibung von Binets Ideen prompt die Erwähnung seines mangelnden Erfolges erwähnt wird, wodurch kein gutes Licht auf seine Ideen geworfen wird. Es fehlt zwar eine offene Behauptung eines kausalen Zusammenhanges zwischen seinen Ideen und dem Misserfolg, etwa durch Konjunktionen wie *weil* oder *deshalb*. Trotzdem erweckt die Passage den Anschein, als

sollten Binets Ideen durch dessen geringen Erfolg diskreditiert werden, weil seine Ideen nur sehr knapp beschrieben werden, um sogleich auf seinen begrenzten Erfolg hinzuweisen. Hier wird also zu Beginn des Kapitels über Intelligenzstrukturmodelle zunächst beschrieben, welchen Weg solche Modelle nicht einschlagen sollten: weder die Vorstellung, wonach Intelligenz aus unterschiedlichen Komponenten bestünde, noch die Idee, dass sie durch entsprechende Maßnahmen gefördert werden könnten, erscheint plausibel. Die Plausibilität beider Ideen wird in diesem Zusammenhang durch die postulierte Beobachtung, dass Binets Fördermaßnahmen nur begrenzten Erfolg hatten, demontiert. Mit van Leeuwen kann hier von einer Legitimationsstrategie durch *Mythopoesis* (2008, S. 117) gesprochen werden. Indem von Binets begrenztem Erfolg bei seinen Fördermaßnahmen berichtet wird, erscheint auch seine Annahme der Unabhängigkeit von Intelligenzfaktoren und deren Förderung zugleich fragwürdig. Die Ablehnung einer Vorstellung multipler, unabhängiger Intelligenzen soll hier also legitimiert werden durch die Erzählung von einem Wissenschaftler, der diese Ideen vertrat und dann scheiterte. Dies lässt sich als eine *cautionary tale* (a.a.O., S. 119) lesen, eine warnende Erzählung vom Misserfolg, den es nicht zu wiederholen gilt. Die Wiedergabe von Binets Ideen erfolgt im Konjunktiv („*lokalisiert seien*“, Z. 334-335) und durch modalisierte Aussagen („*verbessern zu können*“, Z. 338), der Bericht über seinen geringen Erfolg jedoch im Indikativ. Dadurch entsteht eine Diskrepanz zwischen dem durch den Autor zugestandenen epistemischen Status von Binets Ideen und der Äußerung, dass Binet nur wenig Erfolg hatte. Das hat zur Folge, dass Binets Ideen als irrelevant und falsch erscheinen, die Feststellung seines Scheiterns jedoch als sicher belegt. Auffällig ist auch, dass in Zusammenhang mit Binets Ideen keine Primärquelle genannt wird, wodurch unklar bleibt, auf welche Texte sich die Lehrbuchautoren berufen und Leser*innen sich auch kein eigenes Bild zu der von den Autoren angebotenen Lesart von Binets Ideen machen können. Im Text wird nun weiter über Binets Forschung geschrieben:

343 Ungeachtet der Vorstellung, dass Intelligenz
344 ein Bündel zahlreicher Fähigkeiten sei,
345 sah der von Binet entwickelte Test einen
346 einzigen Kennwert für die Beschreibung der
347 intellektuellen Leistung vor, nämlich das
348 Intelligenzalter. Damit wurde Intelligenz im-

Hier wird nun dargestellt, dass Binet einerseits davon ausgegangen sei, „*dass Intelligenz ein Bündel zahlreicher Fähigkeiten sei*“ (Z.343-345), aber zugleich einen einzigen Kennwert für die Beschreibung der „*intellektuellen Leistung*“ (Z.347) errechnete, woraus dann der Schluss gezogen wird, dass „*Intelligenz implizit als einheitliches Ganzes behandelt*“ (Z. 348-349) wurde. Dass die Ermittlung des Intelligenzalters für Binet nicht mit der Erfassung der Intelligenz gleichzusetzen war, sondern lediglich ein Mittel zum Zweck der Identifikation von Schüler*innen mit Förderbedarf darstellte, wird hier verschwiegen. Binet distanzierte sich explizit von der Vorstellung, durch seinen Test *die „intellektuelle Leistung“* erfasst zu haben. Aus dem Umstand, dass er mithilfe seines Tests einen einzigen Kennwert ermittelte, nämlich das Intelligenzalter, wird durch die Lehrbuchautoren aber abgeleitet, dass bereits bei Binet Intelligenz als einheitliches Ganzes behandelt worden sei, wodurch die Plausibilität des *g*-Faktors argumentativ vorbereitet wird. Es geht hier also um die Deutungshoheit über Binets grundlegende Arbeit. Dementsprechend kann man in diesem Zusammenhang von einer argumentativen Strategie der *fallacy of equivocation* (Reisgl & Wodak, 2001, S. 74) sprechen, bei der die Position anderer Akteur*innen verfälscht widergegeben wird, indem eine sprachliche Mehrdeutigkeit, in diesem Fall der Begriff *Intelligenzalter*, dazu genutzt wird, um ihn als Kennzahl für *die* Intelligenz darstellen zu können. So entsteht der Eindruck, dass sich die Erfassung des *g*-Faktors schon etabliert hatte, als Binet noch fälschlich das Gegenteil annahm. Die Passivform sowie Strategie der *Deagentialization* durch *Eventualization* (van Leeuwen, 2008, S. 66ff) in der Formulierung „*[d]amit wurde Intelligenz implizit als einheitliches Ganzes behandelt*“ (Z. 348-349) lässt die konkreten Akteure verschwinden und führt zu der Vorstellung, dass die Behandlung der Intelligenz als einheitliches Ganzes sogar ganz ohne die bewusste Absicht von Akteur*innen entsteht, quasi als Ausdruck einer naturwüchsigen Logik, die unabhängig von Personen und ihren Meinungen zum Ausdruck kommt. Die Konjunktion „*[d]amit*“ (Z. 348) im letzten oben zitierten Satz stellt eine logische Verbindung zwischen der Aussage her, dass Binet einen einzigen Kennwert zur Beschreibung von intellektueller Leistung verwendet habe sowie der nachfolgenden Äußerung, dass „*Intelligenz implizit als einheitliches Ganzes behandelt*“ (Z. 348-349) worden sei, wodurch nahegelegt wird, dass das eine aus dem anderen abgeleitet werden könne. Die Verwendung des Indikativs „*wurde behandelt*“ bewirkt eine hohe epistemische Modalität, durch welche die Lesart

der Intelligenz als einheitliches Ganzes, gegenüber Binets Lesart, als eines „*Bündel[s] zahlreicher Fähigkeiten*“ (Z. 344) mit mehr epistemischer Plausibilität versehen wird. Nachdem nun eine Abgrenzung gegen Binet sowie eine Delegation seiner Ideen vollzogen worden ist, erfolgt nun der Übergang zu Charles Spearman.

350 Präzise Modellvorstellungen im Hinblick
351 auf die Struktur der Intelligenz entwickelte
352 kurz darauf Charles Spearman (1904).

Hier wird nun ein Protagonist der Intelligenzforschung vorgestellt, dem im Gegensatz zu Binet offenbar eine hohe Relevanz zugesprochen werden soll. Dies ergibt sich aus der Charakterisierung seiner Arbeit durch das Adjektiv „*[p]rätise*“ (Z. 350) sowie die Verwendung des Begriffes „*Modellvorstellungen*“ (Z. 350), der dazu geeignet ist, die Wissenschaftlichkeit seiner Forschungen durchscheinen zu lassen. Der Präsens Indikativ vermittelt einen hohen epistemischen Grad der Aussage. Während Binet noch von einem „*Bündel zahlreicher Einzelfähigkeiten*“ (Z. 344) gesprochen habe, was eher unsystematisch und wenig differenziert klingt, entwickelte Spearman also „*präzise Modellvorstellungen*“ (Z. 350), wodurch eine gewisse Seriosität und wissenschaftliche Methodik von Spearman gegen eine gewisse Unordnung und Widersprüchlichkeit Binets kontrastiert wird. Darin kann auch eine *Prädikation* Spearmans als einem überaus relevanten und wertgeschätzten Wissenschaftler herausgelesen werden. Im Folgenden wird beschrieben, dass Spearman in seiner Arbeit von 1904 die Forschung von Wissler kritisiert habe, durch dessen Intelligenzforschung es zu „*Fehlerquellen und Messungenauigkeiten*“ (Z. 365-366) sowie einer mangelhaften Reliabilität gekommen sei.

369 Im selben Jahr legte Spearman (→ **Kasten**
370 **4.2**) dann eine Arbeit vor (Spearman, 1904),
371 die als eine der bedeutendsten Einzelarbeiten
372 unseres Faches gilt.

Hier wird die Arbeit Spearmans gleich mit einem Superlativ gekennzeichnet, was aus der eher nüchternen Sprache des restlichen Textes heraussticht: der Text von 1904 ist „*eine der bedeutendsten Einzelarbeiten*“ (Z. 371). Die besagte Arbeit mit dem Titel „*General intelligence objectively determined and measured*“ (1904) wird hier also in höchsten Tönen gelobt und als relevant dargestellt. Durch den Superlativ entsteht eine

ungewöhnlich emotionalisierte Darstellung von Spearman und seinem Text, aus der eine starke Involviertheit des Autors spricht. Zugleich wirbt diese Formulierung um Anerkennung des Textes und der darin vertretenen Ideen bei den Leser*innen. Eine weitere, für Lehrbuchtexte ungewöhnliche Formulierung fällt zudem auf: die Ansprache und Einbeziehung der Leser*innen durch die Formulierung „*unseres Faches*“ (Z. 372). Hier werden die Leser*innen in ihrer Eigenschaft als Teilhabende an der Wissenschaft Psychologie angerufen, wodurch eine Eigengruppe aufscheint, in die die Leser*innen integriert werden und die wesentlich durch Spearmans Text als eine der bedeutendsten Einzelabreiten geprägt worden sei. Durch die evozierte Identifikation von Leser*innen mit ihrer Rolle als Teil der Psycholog*innengemeinschaft wird ein ganz persönlicher Bezug der Leser*innen zu der genannten Arbeit hergestellt: insofern sie sich als Teil dieser Gruppe fühlen, ist Spearmans Arbeit nicht nur für das Fach Psychologie, sondern auch für die Leser*innen als Angehörige dieses Faches überaus bedeutsam. So wird an die Identität der Leser*innen als (angehende) Psycholog*innen zugleich die Anerkennung, Wertschätzung und Prägung durch Spearmans Ideen verknüpft. Dass eine hohe Wertschätzung von Spearmans Ideen vermittelt werden soll, zeigt sich auch in der biografischen Darstellung in einem separaten Kasten auf derselben Seite: hier wird in Zusammenhang mit dem Text von 1904 von einem „*bahnbrechenden Artikel*“ (Stemmler et al., 2016, S. 157) gesprochen. Zum Inhalt der Publikation von 1904 wird berichtet:

372 Darin führte Spearman
373 als inzwischen 41-jähriger Doktorand von
374 Wundt zwei Werkzeuge zusammen, die be-
375 reits Galton gekannt und mit entwickelt,
376 aber nicht explizit aufeinander bezogen
377 hatte, nämlich »mental tests« und das Kon-
378 zept der Korrelation. Als Ergebnis mehrerer
379 Versuchsreihen an Kindern kam er zu der
380 Schlussfolgerung, »that there really exists a
381 *something* that we may provisionally term...
382 a General Intelligence« (Spearman, 1904, S. 272;
Hervorheb. vV.).

Zu Beginn erfolgt der Hinweis auf zwei maßgebliche Protagonisten der Psychologiegeschichte, nämlich auf Wundt, der als Doktorvater Spearman erwähnt wird, und auf Galton, der ebenfalls schon an der Entwicklung von „»mentals tests«“ (Z. 377) und der Korrelation mitgewirkt habe. Indem Spearman in Bezug zu beiden gesetzt wird, erscheint er selbst als wichtiger Protagonist der Psychologiegeschichte, der von bedeutenden Persönlichkeiten gefördert und inspiriert wurde, was wiederum als eine Strategie der Legitimation seiner Ideen durch *Expert Authority* (van Leeuwen, 2008, S. 67) betrachtet werden kann. Und es wird deutlich gemacht, worin das Neue in seiner Forschung bestand: er verknüpfte mental tests und Korrelationen und kam so zu dem Schluss, dass es „something“ (Z.381) gebe, das er als „General Intelligence“ (Z. 382) bezeichnete. Durch die Formulierung „Als Ergebnis mehrerer Versuchsreihen an Kindern kam er zu der Schlussfolgerung“ (Z. 378-380) wird ein sehr hoher epistemischer Grad transportiert: die Begriffe „Ergebnis“ (Z. 378) und „Schlussfolgerung“ (Z. 380) erscheinen als besonders gut geeignete Begriffe, um Spearman's Ideen als wissenschaftliche Befunde profunder empirischer Forschung zu markieren. Dass die von Spearman gezogenen Schlussfolgerungen weder im Konjunktiv, noch im Indikativ, sondern im Folgenden durch ein direktes Zitat widergegeben werden, sticht aus dem Text hervor. Direkte Zitate sind in Lehrbüchern sehr selten, weil Meinungen und Studienergebnisse meistens in indirekter Rede wiedergegeben werden. Während die Diskurswiedergabe durch indirekte Rede eine Distanzierung des Autors von einer widergegebenen Position anzeigt, deutet eine Wiedergabe durch direkte Rede laut Wodak und Reisigl (2001, S. 83) auf eine starke Involvierung des Autors hin. Durch das Zitat wird ein hohes Maß an Identifikation mit und Involvierung des Autors in die wiedergegebene Position deutlich, zugleich wird auch klar, dass in dem direkten Zitat etwas Fundamentales angesprochen wird, das es verdient, Wort für Wort wiedergegeben zu werden: „»that there really exists a something that we may provisionally term...a General Intelligence«“ (Z. 380-383). Das direkte Zitat sowie das darin angeführte, die Aussage nochmals bekräftigende Adverb „really“ (Z. 380) wirken in der Textdramaturgie durchaus spannungsreich: die Beschreibung von Binets Irrtum sowie die Einführung Spearman's als renommierter Wissenschaftler laufen auf genau diesen einen Punkt hinaus: es gibt wirklich so etwas wie einen Generalfaktor der Intelligenz. Indem Spearman mit „[p]räzise[n] Modellvorstellung[en]“ (Z. 350), „eine[r]der bedeutendsten Einzelarbeiten unseres

Faches“ (Z. 371-372) und einem „bahnbrechenden Artikel“ (Stemmler et al., 2016, S. 157) in Verbindung gebracht wird und dann auch noch in Form eines direkten Zitates zu den Leser*innen sprechen kann, dürfte deutlich geworden sein, dass er sowie seine Idee der „*General Intelligence*“ (Z. 382) von dem Lehrbuchautor mit aller Autorität eines anerkannten Wissenschaftlers ausgestattet wird. An Spearman's Ideen kann demnach keinerlei Zweifel bestehen. Im Folgenden wird erklärt, was Spearman unter jener „*General Intelligence*“ verstand. Der nächste Absatz beginnt folgendermaßen:

384 Das mit *g* gekennzeichnete Etwas komme in
385 allen Funktionen zum Tragen, die sich an den
386 Intellekt richten, wenngleich in etwas unter-
387 schiedlichem Ausmaß.

Hier werden gleich drei Abstrakta als Akteure kognitiver Prozesse benannt: es gibt den „*Intellekt*“ (Z. 386), die „*Funktionen*“ (Z.385), die sich an den Intellekt richten sowie „*das mit g gekennzeichnete Etwas*“ (Z. 384), das in diesen Funktionen zum Tragen kommt. Damit wird eine *Impersonalisierung* mittels Abstraktion (van Leeuwen, 2008, S. 46) vorgenommen, wodurch die genannten Abstrakta „*Intellekt*“, „*Funktionen*“ und „*g*“ als Protagonisten der kognitiven Leistungsfähigkeit erscheinen. Die Analyseebene wird hier auf abstrahierte Konzepte und Teilbereiche im „*Intellekt*“ (Z. 386) verlegt. Dieser Schritt ist überaus folgenreich, weil durch ihn einerseits eine sprachliche Mehrdeutigkeit bemüht wird, andererseits über diese Mehrdeutigkeit hinweggegangen wird: sind Intellekt, Funktionen und das *g* Metaphern, Abstraktionen mathematischer Ergebnisse, oder vor aller mathematischen Konstruktion vorliegende Entitäten? Es erfolgt keine Auseinandersetzung mit der sprachlichen Unschärfe dieser Formulierung. Auch über die Zulässigkeit, aus mathematischen Werten gleich auf die Existenz von Entitäten oder Kräften zu schließen, die in den Werten zum Ausdruck kommen sollen, wird nicht gesprochen. Und weil zuvor Spearman selbst zu den Leser*innen gesprochen hat, dass dieses „*something*“ (Z. 381) der Intelligenz existiert, und zwar „*really*“ (Z. 380) erscheinen diese Abstrakta als wirklich existierende Dinge, die schon immer da waren und deren Nachweis nun durch statistische Untersuchungen endlich erfolgt sei. Metaphern werden so zu real existierenden Dingen. Es wird nun weiter erklärt:

387 Die Höhe der Ladun-
388 gen von *g* in einzelnen Tests ließe sich mit Hilfe

389 einer von ihm konzipierten Vorläuferversion
 390 der Faktorenanalyse bestimmen. Außer
 391 durch g sei jeder Test noch durch eine zweite,
 392 eine spezifische Komponente s bestimmt
 393 (darüber hinaus durch einen Fehleranteil e).
 394 Damit war die Zwei-Faktoren-Theorie der
 395 Intelligenz propagiert, wonach die Korrela-
 396 tionen zwischen Leistungsmaßen nur auf der-
 397 jenigen Komponente beruht, die ihnen ge-
 398 meinsam ist – nämlich g . Die Korrelation
 399 zweier Maße muss direkte Funktion des
 400 Ausmaßes sein, in dem sie gemeinsam g
 401 erfassen.

In dieser Passage wird die Zwei-Faktoren-Theorie näher erklärt, wobei es hier um die von Spearman postulierten zwei Komponenten g und s der Intelligenz geht. Auch hier bleibt eine sprachliche Unschärfe hinsichtlich des ontologischen Status` der beschriebenen Komponenten bestehen, die aber schnell überlesen werden kann, weil sie nicht weiter thematisiert wird. Das kann damit zusammenhängen, dass die Lehrbuchautoren diese Mehrdeutigkeit selbst nicht sehen, oder ein Interesse daran haben, eine eindeutige Lesart herstellen zu wollen. Im ersten Satz wird erklärt, dass die „Höhe der Ladung von g in einzelnen Tests“ (Z. 387-388) durch ein mathematisches Verfahren, eine „Vorläuferversion der Faktorenanalyse“ (Z.389-390) bestimmt werden könne. Ist g dann ein mathematisches Konstrukt? Oder ist g eine Materie oder Mechanismus, der auch ohne jegliche Berechnungen besteht? Zunächst werden s und g nur im Kontext von Testwerten und Korrelationen erwähnt, was die Lesart nahelegen würde, dass diese als rein mathematische Abstraktionen betrachtet werden können, denen nur innerhalb von Tests eine Bedeutung zukommt. Dann wird aber auch geschrieben, dass jeder Test „bestimmt“ (Z.392) sei durch eine spezifische Komponente s und durch g . Das klingt dann so, als gäbe es wiederum außerhalb des Testkontextes diese Faktoren, die auf die Testwerte einwirken und sie beeinflussen. Dass s und g als real existierende Dinge präsentiert werden, entspricht Spearmans früher Theorie, widerspricht jedoch seiner späten Positionierung, dass diese lediglich mathematische Abstraktionen seien und ihnen keine von der Faktorenanalyse unabhängige Existenz

zukommt. Die Deutung von faktorenanalytisch errechneten Korrelationen und Ladungen ist durchaus schwierig. Das wird auch in dem hier untersuchten Lehrbuch an anderer Stelle detailliert ausgeführt. So wird im Kapitel zur Faktorenanalyse (Stemmler, 2016, S. 79-97) erklärt, dass die im Rahmen von Faktorenanalysen errechneten Faktoren durchaus interpretationsbedürftig sind und das bloße Vorliegen von Korrelationen nicht automatisch als Beweis für real existierende Entitäten oder Prozesse betrachtet werden dürfen. So wird im Unterkapitel vermittelt, dass „[bei] der Beurteilung faktorenanalytischer Ergebnisse [...] jedoch nicht vergessen werden darf, dass bestimmte Modellannahmen in die Ergebnisse eingehen“ (a.a.O., S. 89), wobei aber nicht gesichert ist, wie „sinnvoll diese Modellannahmen und damit die Ergebnisse sind“ (a.a.O., S. 90). Zudem könne „auch die mögliche Abhängigkeit linearer Korrelationen von weiteren Variablen, sogenannten Moderatorvariablen“ (ebd.) durch Faktorenanalyse nicht berücksichtigt werden. Auch die „Bestimmung der Anzahl zu extrahierender Faktoren“ (ebd.) sowie ihre Deutung, eröffnen einen interpretativen Spielraum. Doch all dies scheint vergessen zu sein, wenn im Kapitel über Spearmans Theorie alle Einwände und Einschränkungen faktorenanalytischer Untersuchungen weggewischt werden und die angebotene Lesart als die einzig mögliche und absolute abgesicherte dargestellt wird. Dies wird etwa deutlich in der Formulierung „wonach die Korrelationen zwischen Leistungsmaßen nur auf derjenigen Komponente beruht, die ihnen gemeinsam ist“ (Z.396-398). Das Adverb „nur“ (Z. 396) grenzt den Interpretationsspielraum von Korrelationsanalysen auf eine einzige Deutung ein: Korrelationen beruhen „nur auf denjenigen Komponenten, die ihnen gemeinsam“ ist, können aber nicht als mathematische Artefakte, Abstraktionen, Ergebnis voraussetzungsreicher Interpretation oder als Folge weiterer Variablen gesehen werden. Dass die Interpretation von Korrelationen nicht sogleich auf Kausalitäten zurückgeführt werden darf, wird auch hier gänzlich unerwähnt gelassen. Hohe Korrelationen können ebenso auf systematische Einflüsse durch die Homogenität der angewandten Untertests, die Homogenität der Testsituation sowie durch individuelle Faktoren, die nichts mit Intelligenz zu tun haben, bedingt sein. Dazu gehören etwa Prüfungsangst, geringes Selbstbewusstsein, Unlust und andere Faktoren, die sich alle gleichermaßen auf Prüfungsergebnisse auswirken können und zu Korrelationen zwischen diesen führen. Dies sei nur als Beispiel für alternative Deutungsmöglichkeiten von Korrelationen

erwähnt, die im Text aber gänzlich unerwähnt bleiben, um den Generalfaktor plausibel machen zu können.

Dass die Extraktion eines Generalfaktors als Nachweis der tatsächlichen Existenz desselben nicht nur von Spearman als fraglos und eindeutig dargestellt wird, sondern auch von den Lehrbuchautoren, zeigt sich im letzten Satz des Absatzes. Hier wird Spearmans Theorie nun nicht mehr im distanzierenden Konjunktiv wiedergegeben, sondern im Indikativ, wobei durch die Formulierung „*Die Korrelation zweier Maße muss eine direkte Funktion des Ausmaßes sein, in dem sie gemeinsam g erfassen*“ (Z.398-401) auch hier ein sehr schmaler Interpretationsspielraum festgelegt wird: errechnete Korrelationen *müssen* notwendig auf den Faktor g hinweisen. Durch die letzten zwei Passagen dürfte deutlich geworden sein, dass eine Verschiebung der Sprachebene auf Abstrakta stattfindet, wobei ein nicht explizierter Übergang in der Deutung dieser Abstrakte als mathematische Konstrukte hin zu tatsächlich vorliegende Entitäten aufrechterhalten wird. Zugleich wird die Interpretation von Spearmans Korrelationsberechnungen als nicht hinterfragbares Ergebnis dargestellt, die frei von Deutungen und Einschränkungen sind, wobei Korrelationen unzulässiger Weise als Kausalitäten dargestellt werden: weil Korrelationen zwischen einzelnen Testaufgaben vorlägen, seien diese eindeutig auf den Einfluss des Generalfaktors der Intelligenz zurückzuführen. Es folgt ein weiterer Absatz, in dem ein weiteres Mal das Zwei-Faktoren-Modell beschrieben wird, aber diesmal nicht im Konjunktiv als Wiedergabe von Spearmans Befunden, sondern im Indikativ, als Beschreibung eines Sachverhaltes, der vom Autor mit Gewissheit und Nachdruck vermittelt wird:

402 Die Zwei-Faktoren-Theorie beinhaltet ein
403 bedeutendes Korrolarium: Weil jeder men-
404 tale Test etwas an g und jeder Test ein
405 verschiedenes s enthält, weil darüber hinaus
406 g und s (sowie e) miteinander unkorreliert
407 sind, muss jeder Summenwert aus verschie-
408 denen Tests relativ mehr g und weniger s
409 aufweisen als jeder der einzelnen Tests.

Die Markierung des beschriebenen „Korrolarium[s]“ (Z.403) als „*bedeutend*“ (Z. 403), die Verwendung des Indikativs sowie das Insistieren auf die vorgetragene Lesart durch die Formulierung „*muss [...] aufweisen*“ (Z. 407-409) wird die epistemische Modalität

von Spearmans Theorie nochmals mit einem hohen Grad an Plausibilität belegt. Doch damit ist das Loblied auf Spearman noch nicht beendet. Nachdem erklärt wurde, dass Spearmans Theorie auch Einfluss auf die Testkonstruktion und Reliabilitätssteigerung hatte, wird weiter geschrieben:

426 Eindrucksvoll ist seit dem auch immer
427 wieder eine der Voraussetzungen für *g* be-
428 stätigt worden, dass nämlich alle geistigen
429 Leistungen, wie verschieden sie auch sein
430 mögen, miteinander positiv korrelieren.

Hier wird eine vermeintliche Beobachtung beschrieben, die für den *g*-Faktor sprechen soll. Diese wird durch das stark positiv wertende Adjektiv „eindrucksvoll“ charakterisiert. So wird eine sehr weitreichende und allgemeine Behauptung aufgestellt, der zufolge „*alle geistigen Leistungen [...] miteinander positiv korrelieren*“ (Z. 428-430), und zwar unabhängig davon, „*wie verschieden sie auch sein mögen*“ (Z. 429-430). Das Zahlwort „*alle*“ (Z. 428) signalisiert den allumfassenden Charakter der Aussage. Diese Behauptung ist mit keiner weiteren Primärquelle belegt, so, dass diese von Leser*innen nicht weiterverfolgt werden kann. Zeitgleich kann die Aussage durch die Formulierung und den allgemeinen Charakter den Anschein eines Naturgesetzes erwecken. Diese sehr weitreichende Formulierung postuliert also, dass alle Menschen aufgrund dieses einen Faktors *g* über alle Situationen und Aufgaben hinweg in etwa immer gleich gut oder schlecht sind. Es bleibt offen, auf welche Art von Aufgaben sich die Korrelationen beziehen, da gängige Intelligenztests durchaus nicht alle geistigen Leistungen erfassen, zu denen Menschen in der Lage sind, sondern sich eher auf Aufgaben beziehen, die vor allem im Schulkontext und im naturwissenschaftlichen Bereich relevant sind, also durchaus homogen sind, statt alle möglichen Leistungen zu erfassen, wie verschieden sie auch sein mögen. Weiter wird zu Spearmans Theorie geschrieben:

431 Der Kern der Zwei-Faktoren-Theorie ist
432 aufgrund seiner Plausibilität und Einfachheit
433 allgemein bekannt geworden wie kaum ein
434 anderes Konzept der Intelligenzstruktur. Bei
435 fast allen gängigen Intelligenztests, auch

436 jenen zur Erfassung spezieller Funktionen,
437 wird gewöhnlich neben den Punktwerten für
438 die Einzelleistung noch ein Wert für den
439 Gesamttest ausgewiesen. Dieser steht für die
440 durchschnittliche Höhe des Intelligenz-
441niveaus.

Der Absatz beginnt mit einer Legitimationsstrategie der Zwei-Faktoren-Theorie mittels *Rationalization* (van Leeuwen, 2008, S. 113), also dem Verweis auf den Nutzen einer Idee sowie deren Richtigkeit. „*Einfachheit*“ (Z. 432) steht hierbei für den Nutzen durch Verständlichkeit und Handhabbarkeit, womit eine *Instrumental Rationalization* (ebd.) ins Feld geführt wird. Diese Strategie nutzt den Hinweis auf Nützlichkeit und Effektivität von Ideen und Handlungen, um diese zu legitimieren. Der Verweis auf „*Plausibilität*“ (Z. 432) nutzt *Theoretical Rationalization* (a.a.O., S. 115), um den *g*-Faktor durch den Verweis auf die Überzeugungskraft und Korrektheit der Idee zu legitimieren. Damit wird impliziert, dass die Nachvollziehbarkeit sowie der niedrige Komplexitätsgrad ein Qualitätsmerkmal von Theorien darstellen. Es ließe sich die Frage stellen, ob Binets Sichtweise nicht ähnlich plausibel und einfach war, wie die von Spearman; dabei aber auf eine diskreditierende Weise dargestellt wurde, während Spearmans Theorie deshalb so weiten Anklang findet, weil sie erstmals eine weitreichende Hierarchisierung von Individuen anhand von Testwerten ermöglicht. Dies mag als Suggestivfrage unterstellend wirken, macht aber auch deutlich, dass die Begründung der starken Rezeption durch „*Einfachheit*“ und „*Plausibilität*“ zentrale Gründe für die weite Rezeption einfach ausblendet und mögliche Kritikpunkte sowie Nachteile der Theorie unerwähnt lässt. Auch dass die Annahme eines Generalfaktors keineswegs überall anerkannt ist, sondern bis heute diskutiert und kritisiert wird, ja sogar Spearman selbst sich von ihr distanzierte, wird den Leser*innen hier vollkommen vorenthalten. Die Theorie erscheint als einfach, plausibel und allgemein anerkannt.

Ein Beweis für die erfolgte Rezeption bis zum heutigen Tag wird in der routinemäßigen Errechnung eines Gesamtwertes der Testleistungen in Intelligenztest gesehen. Es wird nun im Präsens Indikativ ein hoher Plausibilitätsgrad vermittelt, wonach „[d]ieser [Gesamtwert, Anm. X.L.] für die Durchschnittliche Höhe des Intelligenzniveaus“ (Z. 439-441) stünde. Die Bezeichnung „*Intelligenzniveau*“ sowie die Belegung der starken Rezeption von Spearmans Theorie durch die Errechnung dieses Niveaus lassen

vermuten, dass der in Tests errechnete Durchschnittswert den individuellen *g*-Faktor darstellt oder eng mit diesem zusammenhängt. Weiter wird über diesen *Durchschnittswert* geschrieben:

441Dieser »Allgemeine Faktor der Intel-
442 ligenz« ist relativ »generell« oder breit, da er
443 ca. 50 % der Varianz in den verschiedensten
444 kognitiven Aufgaben erklärt (s. Sternberg &
445 Grigorenko, 2002) und zudem von erhebli-
446 cher Bedeutung für die allermeisten Anforde-
447 rungen des alltäglichen Lebens (Gottfred-
448 son, 1997) sowie für zahlreiche Phänomene
449 wie Gesundheitsverhalten, Kriminalität und
450 individuelle Finanzplanung von sozialer Be-
451 deutung (Lubinski & Humphreys, 1997) ist.

Hier wird der in gängigen Tests errechnete Durchschnittswert aus allen Skalen erneut als „[d]ieser »Allgemeine Faktor der Intelligenz«“ (Z. 441-442) bezeichnet, wobei die Charakterisierung als allgemein von Leser*innen schnell mit General- oder *g*-Faktor assoziiert werden kann. Dieser Eindruck verstärkt sich nochmal, wenn der Allgemeine Faktor als „*relativ generell oder breit*“ (Z.442) beschrieben wird, wodurch erneut die Assoziation zum *g*-Faktor geweckt werden kann. Dieser Allgemeine Faktor der Intelligenz sei nun deshalb generell, weil durch ihn „*ca. 50 % der Varianz in den verschiedensten kognitiven Aufgaben erklärt*“ (Z. 442-443) würde. Auffällig ist hier, dass die Aussage relativ unspezifisch in Bezug auf unterschiedliche Intelligenztests ist und die Vorstellung erweckt, dass über alle Tests hinweg immer ein allgemeines Intelligenzniveau ermittelt würde, das ca. 50 % der Varianz in den Unterskalen eines Tests erklären könne. Das erscheint aber wenig sinnvoll, wenn man bedenkt, dass Intelligenztests auf unterschiedlichen Konstrukten beruhen, teils sehr sprachfokussiert sind, teils gänzlich auf Sprache verzichten, manchmal nur Matritzentests umfassen, während andere das Konstrukt der kristallinen Intelligenz erfassen. Deshalb ergeben sich daraus auch unterschiedliche Durchschnittswerte („*das allgemeine Intelligenzniveau*“), was sich auch in ungleichen Korrelationen zwischen einzelnen Intelligenztests zeigt. Wenn es also so etwas wie den Generalfaktor gäbe, der in den Untertests in unterschiedlichem Ausmaß zum Tragen käme, würden unterschiedliche

Tests diesen auch in unterschiedlichem Ausmaß erfassen. Wenn der Durchschnittswert aller Unterskalen innerhalb eines Tests wiederum als Kennzahl für den Generalfaktor begriffen wird, würde der Generalfaktor von Test zu Test bei einer Person variieren. Eine Auflösung der Verwirrung erfolgt erst in Zeile Z. 456-457, wo darauf hingewiesen wird, dass „*g nicht mit einem einzelnen Intelligenztest gemessen werden*“ kann. Man könne sich aber, um diesen zu errechnen, damit behelfen, „*eine Testbatterie mit möglichst breit ausgewählten Einzelverfahren*“ (Z. 459-460) oder einen Matritzentest zu wählen, weil „*diese Tests eine besonders hohe Ladung auf g aufweisen*“ (Z. 480-481) würden. Einerseits wird also davon gesprochen, dass ein einzelner Test nicht automatisch zur Erfassung des Ausmaßes des *g*-Faktors bei einer Person führt, zugleich wird aber davon gesprochen, dass der Durchschnittswert in einem Test „*für die durchschnittliche Höhe des Intelligenzniveaus*“ (Z. 439-340) stünde und als der „*Allgemeine Faktor der Intelligenz*“ (Z. 441-442) betrachtet werden könne. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass in den nachfolgenden Kapiteln nahezu durchgängig Gesamtwerte von Intelligenztests untersucht und als Kennzahlen für den Generalfaktor behandelt werden, zugleich aber keine Auseinandersetzung damit erfolgt, welche Tests im Detail verwendet worden sind. Diese sprachliche Ambivalenz, durch die der Durchschnittswert in einem Intelligenztest teilweise mit dem *g*-Faktor gleichgesetzt wird, kann auch dazu dienen, den Vergleich von IQ-Werten als Referenzpunkt für „*Allgemeine Intelligenz*“ zu verwenden, obwohl dies selbst im Rahmen der Generalfaktor-Theorie eine grobe Vereinfachung im Umgang mit Testwerten darstellt.

Der sprachlichen und inhaltlichen Mehrdeutigkeit ungeachtet, wird nun eine sehr weitreichende Aussage getroffen, die zugleich eine enorme Aussagekraft des Intelligenzwertes herstellt: der „*Allgemeine Faktor der Intelligenz*“ erkläre nicht nur zu einem hohen Anteil die Ergebnisse innerhalb von kognitiven Aufgaben. Er reiche weit über den Testkontext hinaus und sei „*von erheblicher Bedeutung*“ (Z. 445-446) für sehr viele Aspekte des Lebens, die von „*sozialer Bedeutung*“ (Z. 450-451) seien. Die Leser*innen werden nun darüber informiert, dass der Generalfaktor „*von erheblicher Bedeutung*“ für die „*allermeisten Anforderungen des alltäglichen Lebens*“ (Z. 446), „*Kriminalität*“ (Z. 449), „*Gesundheitsverhalten*“ (Z. 449) und „*individuelle Finanzplanung*“ (Z. 450) sei. Dass daran kein Zweifel sei, wird durch die Verwendung des Präsens Indikativ deutlich. Das Abschneiden in einem Intelligenztest ist somit keine Privatangelegenheit mehr, sondern ermöglicht auch ein weitreichendes Urteil über

getestete Personen als gesetzestreue Bürger und Manager ihrer selbst. Hier wird eine Lesart individueller Lebensführung vorbereitet, die, statt auf ein Zusammenspiel aus internalen und externalen Faktoren einzugehen, einzig auf das Individuum fokussiert. So erscheint die Bewältigung der „*allermeisten Anforderungen im Leben*“ (Z. 446-447) nicht abhängig von dem sozialen Hintergrund, der Staatsbürgerschaft, den zugestandenen Rechten, der Bildung, dem Beruf, Einkommen, der Familiensituation, dem Geschlecht sowie Religionszugehörigkeit einer Person, sondern vor allem von deren Intelligenz. Die Frage, ob jemand delinquent wird, hängt dann nicht mehr von der sozialen Stellung, gesellschaftlichen Teilhabe, den Zukunftsperspektiven oder der Moralität einer Person ab, sondern von der Intelligenz. Straftäter*innen erscheinen so als tendenziell weniger intelligente Menschen, wobei niedrige „Intelligenz“ als Ursache von Kriminalität nahegelegt wird. Die Finanzplanung erscheint somit nicht als eine Frage des ökonomischen und sozialen Status, der Berufsgruppe, des Zugangs zur Arbeit, des Erbes, oder der familiären Situation, sondern als kognitive Fähigkeit, mit Geld umgehen zu können oder eben nicht. Der aus dem betriebswirtschaftlichen Bereich stammende Begriff „*Finanzplanung*“ (Z. 450) bezeichnet einen aktiven und zielgerichteten Umgang mit Geld und ist dazu geeignet, die Vorstellung zu evozieren, dass jeder als Unternehmer dazu angehalten ist, gut mit seinem Geld zu wirtschaften und dass Armut dabei als Ergebnis persönlichen Missmanagements zu betrachten sei. Gesundheit hängt nicht so sehr vom Zugang zum Gesundheitssystem, den Arbeitsbedingungen, der Bildung und dem Einkommen ab, sondern einzig von der kognitiven Fähigkeit einer Person, „*Gesundheitsverhalten*“ (Z. 449) umzusetzen. Gesunde Ernährung, sportliche Aktivitäten, Selbstfürsorge und Inanspruchnahme ärztlicher Versorgung sind dann keine Frage des Einkommens, zeitlicher Ressourcen und eines gerechten Gesundheitssystems mehr. Durch den Begriff „*Gesundheitsverhalten*“ wird zudem die Vorstellung evoziert, dass das Auftreten von Krankheiten, bzw. die eigene Gesundheit primär etwas sei, das man durch eigenes Handeln herstellen, bzw. verschulden könne.

Nachdem aus der Korrelation von einzelnen Testwerten unzulässiger Weise auf einen kausalen Zusammenhang zwischen einem *g*-Faktor und Testwerten geschlossen worden ist, wird hier nun derselbe unzulässige Schluss gezogen: weil niedrige Testwerte angeblich mit Gesundheitsverhalten, Kriminalität etc. korrelieren, bestünde ein kausaler

Zusammenhang zwischen gemessener „Intelligenz“ und dem Gesundheitsverhalten, Kriminalität etc.

Bis zu diesem Punkt wurde das Konzept eines Generalfaktors zunächst plausibel gemacht. Dabei haben der Verweis auf die Autorität Spearmans, die Emotionalisierung durch die rhetorische Stilisierung und Wiederholung seiner Ideen sowie die Herstellung einer Gruppenidentität eine zentrale Strategie der Diskursrepräsentation sowie Legitimation dargestellt. Auch die Kontrastierung Spearmans zu der diskreditierten Theorie Binets hat zu einer klaren Aufspaltung und Orientierung zwischen anerkannten und verworfenen Intelligenzmodellen geführt. Die Strategie des Textes ist insofern ungewöhnlich, als dass sie keinerlei empirische Datensätze, Tabellen oder Grafiken zur Untermauerung der getroffenen Aussagen verwendet. Stattdessen wird ein emotionalisiertes Geschichtsnarrativ genutzt sowie die stete Wiederholung der Behauptungen, um Ideen zu verbreiten. Die voreilige Interpretation von Korrelationen als Kausalitäten sowie die Behandlung von *g* und *s* als tatsächlich existierenden Dinge, lassen die Existenz des Generalfaktors als unbezweifelbar erscheinen. Die Parteinahme für Spearmans Theorie erscheint auch deshalb so extrem, weil sie jegliche, teils auch auf der Hand liegende Einwände außen vor lässt und Gegner*innen der Theorie nicht zu Wort kommen zu lässt. Es wird dafür argumentiert, dass Spearmans Theorie deshalb vertretbar sei, weil sie „*really*“ (Z. 380) sei, „*bestätigt worden*“ (Z. 427-428) sei, aufgrund von „*Plausibilität und Einfachheit*“ (Z. 432) verbreitet sei „*wie kaum ein anderes Konzept*“ (Z. 433-434).

Dass ein zentraler Grund für die unverhohlene Sympathie mit dem Generalfaktor auch darin liegen könnte, dass erst durch diesen eine Hierarchisierung von Menschen sowie die Rechtfertigung sozialer Ungleichheit als Ausdruck verschiedener Begabungsgrade möglich wird, scheint erst am Ende des Unterkapitels auf. Denn mithilfe eines einzigen Faktors, respektive eines einzigen Testwertes wird eine Erklärung von sozialen Unterschieden hinsichtlich Status, Einkommen, Lebensstandard und Chancen gegeben. Dies impliziert auch eine politische Dimension, insofern Ungleichheit nicht durch soziale Faktoren, sondern durch individuelle Fähigkeiten bedingt sei, womit implizit und an zahlreichen Stellen auch explizit die Vorstellung geäußert wird, dass Ungleichheit durch politische Maßnahmen nicht zu verändern sei, weil sie Folge unterschiedlicher Begabungsgrade sei. Dass diese Vorstellung im Lehrbuch ganz zentral vertreten wird, soll im nächsten Kapitel aufgezeigt werden. Bis hierhin muss die

Vermutung, dass die Parteinahme für den Generalfaktor ihren Ursprung in ihrem politischen Implikat und nicht in ihrer methodischen Überzeugungskraft hat, als Verdachtsmoment stehen gelassen werden.

7.3.3 Feinanalyse des Unterkapitels 5.3.6 Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf

Das Kapitel 5 *Grundlagen und Korrelate der Intelligenz* umfasst mehrere Unterkapitel, die sich mit der Frage beschäftigen, inwiefern Messwerte aus Intelligenztests mit anderen Messwerten oder Faktoren korrelieren. Nach Kapiteln über kognitionspsychologische und „[n]eurale Korrelate von Intelligenz“ (Stemmler et al., 2016, S.205-208) wird auch auf den Zusammenhang zwischen Messergebnissen von Intelligenztests und Problemlösen (a.a.O., S. 210-212), Lernen (a.a.O., S.212-213), Schulerfolg (a.a.O., S. 213) und Berufstätigkeit (a.a.O., S. 214) eingegangen. Im Anschluss daran geht es in dem Unterkapitel *Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf* (a.a.O., S. 218-222) um eine abschließende und umfassende Darstellung des postulierten Zusammenhanges zwischen gemessenen Intelligenzwerten und Schulerfolg, beruflichem Status und gesellschaftlichem Einfluss, Armut, Kriminalität und Mortalität. Da ich denke, dass in diesem Kapitel in kondensierter Form zum Ausdruck kommt, wie in den vorhergehenden Unterkapiteln kausale Zusammenhänge zwischen „Intelligenz“-Werten und sozialem Status hergestellt werden, habe ich dieses für die Feinanalyse ausgewählt.

Das Unterkapitel beginnt mit der Überschrift *5.3.3 Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf* (Z. 482). Hier werden also drei Aspekte angesprochen und miteinander in Verbindung gebracht: Intelligenz, Verhalten und der Lebenslauf. Der Titel ist dazu geeignet, einen assoziativen, wie auch immer gearteten Zusammenhang zwischen der Intelligenz, den Verhaltensweisen sowie dem weiteren Lebenslauf eines Individuums herzustellen.

Zu Beginn des Unterkapitels wird berichtet, dass es in diesem Unterkapitel um „Korrelate der Intelligenz außerhalb der beruflichen Tätigkeit im engeren Sinne“ (Z. 484-486) gehen solle. Hierfür soll vor allem auf eine Langzeitstudie von Terman (1925; Terman & Oden, 1959) Bezug genommen werden. Es wird berichtet, dass Terman zu

Beginn der 1920er Jahre eine Längsschnittstudie mit 1528 Kindern im Alter zwischen 3 und 19 Jahren begonnen habe, deren IQ über dem Wert von 135 lag, so, dass es sich bei den ausgewählten Kindern „*der Testintelligenz nach [...] um das oberste Prozent der Verteilung*“ (Z. 511) handele. Eine konkrete Angabe, welcher Test genau durchgeführt wurde, fehlt. Es wird dann angekündigt, dass „*in stark komprimierter Form [...] nachfolgend das Wichtigste*“ (Z. 520-521) über die Studienergebnisse berichtet werden solle.

521 Schon
522 in der Kindheit übertrafen die Begabten in
523 Größe und Gewicht ihre Alterskameraden,
524 hatten frühzeitig Gehen und Sprechen gelernt
525 sowie schneller die Pubertät erreicht. Im
526 Weiteren zeigten sie – entgegen weit verbrei-
527 teter Vorurteile – eine niedrigere Rate an
528 physischen und psychischen Auffälligkeiten.

Die Kinder, die in der Studie untersucht worden sind, werden hier in einer besonderen Art als Akteure benannt und charakterisiert: durch die Prädikation „*die Begabten*“ (Z. 522) erfolgt sogleich eine Einordnung der Kinder als Personen, die nicht nur einen hohen IQ haben, sondern auch als begabt zu betrachten seien. Damit wird impliziert, dass Intelligenztests dazu geeignet sind, Begabte zu identifizieren und von Nicht-Begabten anhand von IQ-Werten zu unterscheiden. Der Begriff „*Begabung*“ hat gegenüber anderen Kompetenz-Begriffen wie *Fähigkeit* oder *Können* eine Konnotation hin zu Vererbung und Angeboren-Sein – es ist eben eine Gabe, etwas Gegebenes. Damit wird also ein Begriff gewählt, der die Vorstellung erweckt, dass Intelligenz als Begabung angeboren sei. Hohe IQ-Werte werden mit Intelligenz und Begabung gleichgesetzt, wodurch eine inhaltliche Besetzung des Begriffes Intelligenz und Begabung stattfindet: Intelligenz ist das, was durch Intelligenztests und auf Basis von Intelligenzkonstrukten gemessen werden kann. Die Strategie, Messwerte aus Intelligenztests, die auf sehr spezifischen Intelligenzkonstrukten beruhen, sprachlich mit Intelligenz gleichzusetzen, täuscht darüber hinweg, dass Intelligenz eigentlich nicht einheitlich definiert ist und sich dieser Umstand auch in unterschiedlichen Intelligenzkonstrukten, Tests, sowie Kritik an diesen Konstrukten niederschlägt. Indem IQ-Werte als Ausdruck von Intelligenz und Begabung gehandelt werden, können die

schwer fassbaren Begriffe Intelligenz und Begabung konkretisiert werden. Mit Wodak und Reisigl kann hier von einer argumentativen Strategie der *fallacies of ambiguity and equivocation* (2001, S. 74) gesprochen werden. Hierbei werden sprachliche Mehrdeutigkeiten und Interpretationsmöglichkeiten genutzt, um die eigenen Position zu stärken, wobei in diesem Fall ein mehrdeutiger Begriff besetzt, vereinheitlicht und durch die Gleichsetzung mit IQ-Werten vereinnahmt wird.

Durch die Charakterisierung der untersuchten Kinder als „*Begabte*“ klingt auch ein Kontrast zwischen begabten und nicht begabten Kindern an, worin eine starke Bewertung enthalten ist.

Die Beschreibung der Studienergebnisse beginnt mit den körperlichen Merkmalen (Größe und Gewicht), sowie der motorischen und sprachlichen Entwicklung der „*Begabten*“. Körperliche, sprachliche und motorische Entwicklung werden durch die Bezugnahme zu Alterskameraden beschrieben, die nicht zu den „*Begabten*“ gezählt werden: und zwar „*übertrafen*“ (Z. 522) die sogenannten „*Begabten*“ die anderen Kinder. In dem Verb „*übertrafen*“ kommt die zentrale Strategie in der Darstellungsweise von „*Begabten*“ zum Ausdruck. Sie besteht im hierarchisierenden Vergleich mit den *Nicht-Begabten*, sowie einer Darstellung von Überlegenheit gegenüber anderen.

529 Während der Schulzeit waren sie nach
530 Lehrermeinung ihren Klassenkameraden
531 nicht nur in intellektueller, sondern auch in
532 emotionaler, motivationaler und interessen-
533 mäßiger Hinsicht überlegen

Im Anschluss an körperliche und Entwicklungsfaktoren wird nun auf psychologisch konnotierte Eigenschaften der untersuchten Kinder eingegangen. In „*intellektueller*“ (Z.531), „*emotionaler*“ (Z. 532), „*motivationaler*“ (532) und „*interessenmäßiger Hinsicht*“ (532-533) werden diese erneut auf eine bestimmte Art charakterisiert, nämlich als ihren Klassenkameraden „*überlegen*“ (Z. 533). Auch hier kommt dieselbe Strategie der hierarchisierenden Bezugnahme zu den unterlegenen Nicht-Begabten zum Tragen, wie bereits bei den körperlichen Faktoren. Es bleibt ungeklärt, in wieweit man anderen interessenmäßig überlegen sein kann und ob diese Überlegenheit aus der Stärke des Interesses oder dem Interessenbereich abgeleitet werden kann. Nachdem

Übertreffen und Überlegenheit hinsichtlich der körperlichen Entwicklung sowie hinsichtlich schulrelevanter psychologischer Eigenschaften konstatiert worden sind, geht es nun um den Beruf:

541 Die von den
542 Männern ausgeübten Berufe waren meist
543 Richter oder Rechtsanwalt, Universitätspro-
544 fessor, Ingenieur und Arzt einerseits, Mana-
545 ger in Industrie, Finanzverwaltung und Ver-
546 sicherungswesen andererseits. Von den etwa
547 zur Hälfte vollberuflich tätigen Frauen waren
548 die meisten Lehrerinnen.

Hier werden die Berufe der „*Begabten*“ aufgezählt. Dabei werden auf Seiten der Männer Berufe genannt, die sich durch hohes Sozialprestige, eine überdurchschnittliche Entlohnung sowie ein hohes Maß an gesellschaftlicher Einflussnahme auszeichnen. Berücksichtigt man die im Vorfeld angeführten Informationen über hohe IQs sowie Überlegenheit in körperlichen und psychischen Merkmalen, entsteht der Eindruck, dass der Zugang zu den genannten Berufsgruppen primär durch die herausragenden Eigenschaften der untersuchten Personen bedingt sei. Dann wird in einem nicht weiter kommentierten Satz noch erwähnt, dass „*von den etwa zur Hälfte vollberuflich tätigen Frauen [...] die meisten Lehrerinnen*“ (Z. 546-548) waren. Dies stellt einen Kontrast zu den Berufen der Männer dar und sollte eigentlich die Frage aufwerfen, weshalb Frauen, trotz ihrer vorhergehenden Charakterisierung als überdurchschnittlich intelligent, begabt und anderen „*überlegen*“, nicht dieselben prestigeträchtigen Berufe ausüben wie Männer. Der Hintergrund liegt einfach darin, dass zurzeit von Termans Studie Frauen schlichtweg keinen Zugang zu vielen Studienfächern und Berufen hatten und eine Anstellung als Lehrerin Frauen noch am ehesten zugebilligt worden ist. Wie sich im Folgenden zeigen wird, geht es im vorliegenden Kapitel darum, Allgemeine Intelligenz als Haupteinflussfaktor für Erfolg darzustellen. Deshalb darf nicht weiter darauf eingegangen werden, dass nicht nur Begabung, sondern das Vorliegen von Identitätsmerkmalen, in diesem Fall das Geschlecht, einen entscheidenden Einfluss auf den Lebenslauf hat und darüber entscheidet, wer welche Position in der Gesellschaft einnehmen kann und wie viel Einfluss ausüben darf. Dementsprechend bleibt der

Kontrast zwischen den Berufen männlicher Begabter und weiblicher Begabter unreflektiert. Nach den Themenfeldern Schule und Beruf geht es im Folgenden um die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung der untersuchten Personen:

549 Auf die gegenüber dem Durchschnitt her-
550 abgesetzte Rate von Unfällen, Alkoholismus
551 und Delinquenz sei nur hingewiesen. Da-
552 gegen muss erwähnt werden, dass schon
553 Ende der 1950er Jahre die Mitglieder der
554 Gruppe 60 Bücher und 2000 technische wie
555 wissenschaftliche Aufsätze geschrieben und
556 230 bezahlte Patente erworben hatten. Dar-
557 über hinaus lagen 33 Novellen, 375 Kurzge-
558 schichten und 265 Artikel gemischten Inhalts
559 vor. Entsprechend war die Repräsentanz
560 der Begabten in »American Men of Sci-
561 ence«, »Directory of American Scholars«
562 und »Who's Who in America?« überzufällig
563 hoch – eine zweifellos überaus imponierende
564 Bilanz

Zunächst wird erklärt, dass Unfälle, Alkoholismus und Delinquenz innerhalb der untersuchten Gruppe „herabgesetzt“ (Z. 549-550) seien. Auch hier erfolgt die Darstellung durch einen hierarchisierenden Vergleich zu den Nicht-Begabten. Die Formulierung „*sei nur hingewiesen*“ (Z. 551) lässt diesen Umstand als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, die ohnehin jedem klar sein sollte. Dadurch wird implizit behauptet, dass hohe IQ-Werte, respektive hohe „Intelligenz“ das Risiko für Kriminalität, Alkoholismus und Unfälle *ganz selbstverständlich senkt*.

Danach geht es um die kulturelle und wissenschaftliche Schaffenskraft der Untersuchten. Die Formulierung „*muss erwähnt werden*“ (Z. 551-552) markiert diesen Aspekt als besonders bedeutungsvoll und lässt eine hohe emotionale Involviertheit sowie Bewunderung der Lehrbuchautoren zum Ausdruck kommen, für die auch bei den Leser*innen geworben wird. Um zu vermitteln, dass die Begabten neben Schulerfolg sowie beruflichem Erfolg auch eine große gesellschaftliche Strahlkraft haben, wird die Evidenz der Zahlen genutzt: Bücher, Aufsätze, Patente, Novellen, Kurzgeschichten und

Artikel, die von Mitgliedern der untersuchten Gruppe verfasst worden seien, werden in ihrer Anzahl genannt. Damit wird ein hoher IQ mit einer kulturellen und wissenschaftlichen Schaffenskraft in Verbindung gebracht. Die Lehrbuchautoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer „überaus imponierende[n] Bilanz“ (Z. 563-564), wodurch erneut Bewunderung und ein hohes Maß an emotionaler Involviertheit der Lehrbuchautoren deutlich wird. Insgesamt wird ein sehr positives, nahezu ehrfürchtiges Bild von „Begabten“ geschaffen: sie sind in ihrer körperlichen Entwicklung, ihren psychologischen Kompetenzen, ihren beruflichen Positionen und ihrer Gestaltungskraft der Gesellschaft überaus erfolgreich und anderen gegenüber überlegen. Es entsteht das Bild eines Erfolgsmenschen, der in jeglicher Hinsicht hoch funktional, gesund, leistungsstark, sozial kompetent und klug ist. Deshalb lässt sich von einer sehr gezielten Strategie der *Prädikation* (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45) von Akteur*innen sprechen: die untersuchten Personen werden durchweg mit positiven Eigenschaften in Verbindung gebracht. Zugleich werden all diese Eigenschaften durch die Benennung typischer Berufe mit der Ober- und gehobenen Mittelschicht assoziiert, wodurch intelligente Menschen nicht nur als durchgehend erfolgreich erscheinen, sondern auch als typische Repräsentanten einer privilegierten Bevölkerungsschicht. Auch die Verknüpfung zwischen Begabung und gesellschaftlichem Einfluss, in Gestalt von Publikationen und hoher Reputation, trägt zu einem ganz bestimmten Verständnis darüber bei, weshalb einige eine breite Öffentlichkeit erreichen und gesellschaftlichen Einfluss ausüben: nicht Geld, soziale Herkunft und Kontakte, ein gewisser Habitus sowie der privilegierte Zugang zu Bildung und Bildungstiteln tragen (auch) dazu bei, sondern einzig die „Intelligenz“ eines Menschen.

Nun gehört das hier untersuchte Unterkapitel zum Kapitel „*Grundlagen und Korrelate der Intelligenz*“. Dementsprechend lassen sich die bis hierhin dargestellten Befunde auch als Korrelationen zwischen hohen IQ-Werten in einem nicht näher benannten Intelligenztest, sowie den Bereichen körperliche Entwicklung, Schule, Beruf und Produktivität sehen. Daraus gehen noch keine Nachweise kausaler Zusammenhänge, Untersuchungen möglicher Drittvariablen, Wechselwirkungen oder Scheinkorrelationen hervor. Doch zeigt sich im Folgenden, dass methodische Restriktionen von Korrelationsstudien nicht weiter beachtet werden. Nachdem eingeräumt worden ist, dass es sich bei Termans Studie nicht um ein experimentelles Vorgehen mit Kontrollgruppe gehandelt habe und die Untersuchten durchaus von ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe der

„Extrembegabten“ (Z. 568) wussten, wird auf eine eindeutige Interpretierbarkeit der Studienergebnisse insistiert:

571 Ungeachtet dieser beiden methodischen
572 Einwände sprechen die Befunde nachdrück-
573 lich dafür, dass Allgemeine Intelligenz für
574 sich ein sehr bedeutender, wenn nicht der
575 erklärungs mächtigste Prädiktor späteren
576 relativen Erfolges in schulischen und beruf-
577 lichen Belangen sowie Situationen des All-
578 tagslebens ist.

Hier wird der Schritt zur Interpretation der Studienergebnisse vollzogen: hinter den bloßen Korrelationen sollen nun die konkreten Zusammenhänge zwischen Intelligenz und Erfolg erörtert werden. In der Formulierung „*sprechen die Befunde [...] dafür*“ (Z. 572) kommt eine *Impersonalisierung* durch *Utterance autonomization* (van Leeuwen, 2008, S. 46) zum Ausdruck, wobei die sprechenden Akteur*innen durch ihre Äußerungsformen, in diesem Fall durch „*die Befunde*“ (Z. Z.572) repräsentiert werden, weshalb diejenigen, die die Befunde aussprechen, als Verantwortliche in den Hintergrund treten. Das Adjektiv „*nachdrücklich*“ (Z. 572-573) markiert einen hohen epistemischen Grad sowie eine emotional aufgeladene Bedeutung der Befunde, durch das ein hohes Maß von Involviertheit der Leser*innen hergestellt werden soll sowie ein hoher Evidenzgrad der Aussage transportiert wird. Es wird argumentiert, dass die Befunde selbst, also die Darstellung der Studienteilnehmer*innen als körperlich und psychisch „*überlegen*“, ausreichen, um zu beweisen, dass Erfolg überwiegend auf den Einfluss der „Intelligenz“ zurückzuführen sei. Hier wird durch eine sprachlich evozierte hohe Evidenz verschleiert, dass zum wiederholten Mal aus einer Korrelation unzulässiger Weise auf einen kausalen Zusammenhang geschlossen wird. Das, was noch zu beweisen wäre, nämlich „*dass Allgemeine Intelligenz für sich ein sehr bedeutender, wenn nicht der erklärungs mächtigste Prädiktor späteren relativen Erfolges*“ (Z. 573-576) sei, wird als bereits bewiesen dargestellt. Dementsprechend handelt es sich nach Wodak und Reisigl (2001, S. 73) um die argumentative Strategie der *petitio principii*, also einen Zirkelschluss, bei dem argumentativ auf etwas aufgebaut wird, was eigentlich noch zu beweisen wäre. Die Formulierung, dass Allgemeine

Intelligenz „*ein sehr bedeutender, wenn nicht der erklärungs mächtigste Prädiktor*“ (Z. 574-575) für Erfolg sei, stellt eine rhetorische Steigerung und Zuspitzung der Aussage dar, durch die eine Dramatisierung und Emotionalisierung befördert wird und darüber hinweggegangen wird, dass eine solche Aussage anhand des Studiendesigns überhaupt nicht getroffen werden kann. Die Lehrbuchautoren machen deutlich, dass die jeweilige individuelle Entwicklungsrichtung nicht aus der Allgemeinen Intelligenz prognostiziert werden könne, weil auch Interessen- und Persönlichkeitsvariablen dabei eine Rolle spielen.

582 Aber das
 583 Ausmaß der sich manifestierenden Leistun-
 584 gen scheint über viele verschiedene Tätigkei-
 585 ten und Befunde hinweg in gewissen Grenzen
 586 prognostizierbar zu sein – ein Anlass für
 587 Terman (1954), die transsituative Konsistenz
 588 auf den Einfluss von Spearmans *g* zurückzuführen.

Nach einer Bezugnahme auf IQ-Werte und der impliziten Gleichsetzung von IQ-Werten in einem nicht näher benannten Test mit Allgemeiner Intelligenz erfolgt hier nun die endgültige und offene Bezugnahme auf Spearmans Lesart von Intelligenz. Es wird deutlich, wie der universelle Erfolg von „*Begabten*“ in allen Belangen des Lebens erklärt werden soll: durch den Generalfaktor der Intelligenz, der, wie bereits dargestellt, in allen Lebensbelangen eine bedeutende Rolle spielt. Es wird behauptet, dass die „*sich manifestierenden Leistungen über viele verschiedene Tätigkeiten und Befunde hinweg*“ (Z. 583-585) aufgrund von Intelligenztests prognostizierbar seien und deshalb von einer „*transsituative[n] Konsistenz*“ (Z. 587) der Testbefunde gesprochen werden kann. Die Aussage enthält einige distanzerzeugende Formulierungen. Die Verwendung des Modalverbs „*scheint*“ (Z. 584) sowie der Verweis auf Terman als Akteur und Quelle der Bezugnahme auf den *g*-Faktor bewirkt eine rhetorische Distanzierung der Lehrbuchautoren von der Aussage. Dadurch wirkt es so, als seien sie weniger stark in diese Aussagen involviert oder mit diesen identifiziert und würden lediglich das wiedergeben, was andere gesagt haben. Nachdem im Präsens Indikativ konstatiert wird, dass Allgemeine Intelligenz „*jenseits von Leistungs- und Erfolgsmaßen noch mit zahlreichen weiteren Variablen von hoher sozialer Bedeutung in Beziehung*“ (Z.590-593) stünde, werden nun mehrere Studienbefunde vorgestellt. So wird auf die „*National*

Longitudinal Study of Youth“ (Z. 605-606) verwiesen, in der auch den Zusammenhang von IQ-Werten und anderen „Korrelaten“ erhoben worden ist.

609 Nach dem rech-
610 nerischen Konstanthalten von Alter und
611 sozioökonomischem Status zeigte sich, dass
612 der in fünf Kategorien klassifizierte IQ der
613 Probanden mit Bildungsabschlüssen und
614 Mittelstandswerten korrelierte. Ein niedriger
615 IQ ging gehäuft mit Armut, Schulabbruch,
616 Empfang von Wohlfahrt, unehelicher Eltern-
617 schaft oder Kontakt mit den Justizbehörden
618 einher (siehe die darauf gerichtete Analyse bei
619 Herrnstein & Murray, 1994)

Hier werden die Befunde der Studie angesprochen. Die Formulierung „*zeigte sich*“ (Z. 611) stellt eine *Deagentialization* (van Leeuwen, 2008, S. 66) dar, durch die konkrete Akteur*innen nicht auftauchen und sich Studienergebnisse scheinbar ganz ohne das Zutun von Menschen offenbaren und in ihrer Überzeugungskraft für sich sprechen.

Der Verweis, dass der sozioökonomische Status bei den Berechnungen konstant gehalten worden sei, lässt den Eindruck entstehen, als sei auf statistischem Wege der Nachweis erfolgt, dass der soziale Hintergrund und damit auch der Zugang zu materiellen und kulturellen Ressourcen, relevanten sozialen Kontakten sowie der milieuspezifische Habitus keinen Einfluss auf Bildungsabschlüsse und Mittelstandswerte habe. Damit wird der Gedanke, dass der Zusammenhang zwischen IQ und Bildung oder Schichtzugehörigkeit kein rein monokausaler, unidirektionaler, simpler Kausalzusammenhang ist, sondern durch den sozialen Hintergrund mitbeeinflusst werden könnte, von vornherein diskreditiert. Diskreditiert wird er durch eine sehr kurze Formulierung, die dazu führt, dass Leser*innen kaum Raum erhalten, über diesen sozialen Faktor nachzudenken. Auch der Verweis auf statistische Methoden, die geeignet sind, Wissenschaftlichkeit und Objektivität auszustrahlen sowie die Verwendung des Indikativs, durch den ein hoher epistemischer Grad der Aussage vermittelt wird, führen dazu, dass soziale Einflüsse nicht plausibel wirken.

Die Formulierung „*ein niedriger IQ*“ (Z. 614-615) lässt konkrete Menschen, die einen niedrigen IQ-Wert in einem Test erzielten, als Personen rhetorisch verschwinden. Sie

stellt eine Nominationsstrategie dar, durch die Menschen zu einer Gruppe zusammengefasst und auf ein Merkmal reduziert werden. Mit van Leeuwen kann hier von einer *Impersonalisierung* durch *Abstraktion* (2008, S. 46f) gesprochen werden. Menschen tauchen hier als Träger von Klassifikationen auf, wobei ihre Identifizierung durch einen niedrigen IQ erfolgt. Menschen werden damit auf einen niedrigen IQ reduziert und primär in Bezug auf diese „Eigenschaft“ betrachtet, tauchen damit nicht mehr als Menschen, sondern als Testwerte auf. Die nun erfolgende Darstellung der Befunde kann zugleich als eine Prädikationsstrategie zur Darstellung und Charakterisierung von Personen betrachtet werden, die zuvor auf einen „niedrigen IQ“ reduziert worden sind: ein niedriger IQ, respektive Personen, die in einem IQ-Test niedrige Werte erzielt haben, seien häufig von „Armut, Schulabbruch, Empfang von Wohlfahrt, unehelicher Elternschaft oder Kontakt mit Justizbehörden“ (Z.615) betroffen. Diese negativ konnotierten „Korrelate“ lassen ein Bild entstehen, das an Menschen denken lässt, die als asozial stigmatisiert werden. Armut und Empfang von Wohlfahrt lassen auch an eine gesellschaftliche Unterschicht denken, weshalb die Prädikationsstrategie dazu geeignet ist, implizit eine Verbindung zwischen der Klassenzugehörigkeit und IQ-Werten zu schaffen. Der Verweis auf erhöhte Kriminalität innerhalb dieser dargestellten Gruppe lässt diese wiederum als Gefahr für die restliche Gesellschaft erscheinen. Dadurch kommt es zu einer noch stärkeren Distanzierung und Abwertung der dargestellten Personen sowie zu einer assoziativen Verknüpfung zwischen „niedriger Intelligenz“, Armut und Kriminalität. Ein Kontrast in der *Darstellung* von Akteur*innengruppen entsteht nicht nur in der Nomination von Akteur*innengruppen als „Begabte“ und Träger eines „niedrige[n] IQ[s]“, sondern auch in der *Prädikation*, die bei ersteren an Ober- und Mittelschicht, bei der zweiten Gruppe an die Unterschicht denken lässt, die sogleich mit Kriminalität und einer Gefahr für die gesamte Gesellschaft assoziiert wird. Der Kontrast ergibt sich auch durch den Verweis auf herabgesetzte Delinquenz bei den Begabten und gehäuften Kontakt mit Justizbehörden bei einem niedrigen IQ. Während „Begabte“ zu einer kulturellen Bereicherung der Gesellschaft beitragen, stellen Personen mit „niedriger Intelligenz“ ein potenzielles Risiko für die Allgemeinheit dar. Während bei den Leser*innen um Anerkennung und Ehrerbietung für „die Begabten“ geworben wird, erfahren Personengruppen mit niedrigen IQ-Werten eine maximale Abwertung und Dehumanisierung, tauchen sie doch nicht als Personen, sondern als Klassifizierte auf,

die wiederum nur erhöhte Kosten, Gefahr und gesellschaftliche Belastung verursachen. Dies kann tendenziell zu einer abwertenden, verurteilenden und verständnislosen Haltung gegenüber einer so klassifizierten Gruppe führen.

Die Formulierung „*ein niedriger IQ ging [...] gehäuft einher*“ (Z. 615-618) stellt einen engen Zusammenhang zwischen niedrigem IQ und den genannten Faktoren Armut, Schulabbruch etc. her. Zwar wird sprachlich kein kausaler Zusammenhang hergestellt, etwa durch die Verwendung von „*weil*“ oder „*führt zu*“. Doch das Verb *einhergehen*, kombiniert mit dem Verb „*gehäuft*“ (Z.615) evoziert die Vorstellung, dass ein Sachverhalt mit einem anderen regelhaft verbunden ist. Und auch im weiteren Textverlauf wird deutlich, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen Intelligenz und sozialem Status hergestellt werden soll.

620 Andere Studien haben aufgezeigt, dass
621 niedrige Intelligenz zudem mit Unfallraten
622 und Mortalität korreliert, insbesondere aber
623 mit Belastung an offiziell registrierter und
624 auch selbstberichteter Kriminalität. Dabei
625 tritt der letztere Effekt innerhalb der Familien
626 und zwischen den Geschwistern ein. Die
627 Delinquenten sind also weniger intelligent als
628 ihre Geschwister, was einen Einfluss von
629 Seiten sozioökonomischer Faktoren unwahr-
630 scheinlich macht.

Hier wird auf „*[a]ndere Studien*“ (Z. 620) verwiesen. Auch hier wird der Begriff „Intelligenz“ vereinnahmt, insofern aus einem IQ-Wert der Schluss gezogen wird, „Intelligenz“ erfasst zu haben. Aus den Studien sei hervorgegangen, „*dass niedrige Intelligenz zudem mit Unfallraten und Mortalität korreliert*“ (Z. 621-622) sowie mit Kriminalität. In diesem Zusammenhang wird also noch von Korrelation gesprochen. Dann wird darauf verwiesen, dass innerhalb von Familien diejenigen delinquent werden, die weniger intelligent sind als ihre Geschwister, was laut den Lehrbuchautoren „*einen Einfluss von Seiten sozioökonomischer Faktoren unwahrscheinlich macht*“ (Z.628-630). Hier wird die Relevanz sozioökonomischer Faktoren erneut heruntergespielt, wobei auch hier auf die wissenschaftlichen und objektiv anmutenden

statistische Untersuchungen verwiesen und durch die Verwendung des Präsens Indikativ ein hohes Maß an Evidenz vermittelt wird. Die Formulierung „*was einen Einfluss von Seiten sozioökonomischer Faktoren unwahrscheinlich macht*“ (Z. 628-630) stellt eine Deagentialization (van Leeuwen, 2008, S. 66) dar, durch die Akteure*innen und Interpret*innen der Studienergebnisse verschleiert werden, wodurch weder die Personen noch deren Aussagen hinterfragt werden können. Und weil sozioökonomische Einflüsse hier erneut ausgeschlossen werden, erscheint der Zusammenhang zwischen vermeintlich „niedriger Intelligenz“ und Kriminalität als ein kausaler. Es bleibt zu fragen, ob der bloße IQ-Vergleich zwischen Geschwistern tatsächlich dazu ausreicht, um den sozioökonomischen Hintergrund als Einflussfaktor bei der Entstehung von kriminellem Verhalten auszuschließen. In einem weiteren Schritt soll der Zusammenhang zwischen niedriger Intelligenz und Kriminalität erklärt werden:

630 Die Wirkung der niedrigen
631 Intelligenz entfaltet sich vermutlich über
632 vermittelnde Faktoren wie erfahrener Miss-
633 erfolg, soziale Abwertung, Verengung von
634 Handlungsoptionen und Berufsmöglichkei-
635 ten oder auch Frustrationsintoleranz und
636 mangelnde Zukunftsorientierung (zu weite-
637 ren Befunden s. Jensen, 1998)

Hier wird ein Modell angeboten, durch welches Kriminalität erklärt werden soll. Dass die Wirkung der „niedrigen Intelligenz“ auf Kriminalität durch weitere Faktoren erklärt werden soll, impliziert, dass „Intelligenz“ die Entstehung von Kriminalität beeinflusst. Demnach spielt die „*Wirkung der niedrigen Intelligenz*“ (Z.630-631) bei Kriminalität eine Rolle. Und zwar bedinge diese „*Misserfolg, soziale Abwertung, Verengung von Handlungsoptionen und Berufsmöglichkeiten*“ (Z.632-635). Auch von „*Frustrationsintoleranz und mangelnder Zukunftsorientierung*“ (Z. 635-636) wird in Zusammenhang mit niedriger Intelligenz gesprochen. Auffällig ist, dass alle diese „*vermittelnde[n] Faktoren*“ (Z. 632) kausal auf niedrige Intelligenz zurückgeführt werden und diese als der Ausgangspunkt für Faktoren betrachtet wird, die Kriminalität begünstigen. Faktoren jenseits individueller Fähigkeiten und Merkmale werden nicht weiter genannt, so, dass der Eindruck entsteht, der *Ursprungsgrund* für Kriminalität sei in „*niedriger Intelligenz*“ zu suchen. Nachdem also Kriminalität und niedrige

Intelligenz kausal miteinander verknüpft worden sind, geht es nun um das Thema frühzeitige Mortalität.

637 In der Studie
638 von Deary und Der (2005) blieb die Korre-
639 lation von niedrigem IQ und frühzeitiger
640 Mortalität auch nach der Kontrolle von
641 elterlicher Ausbildung, eigener Berufstätig-
642 keit und Rauchen erhalten, verschwand je-
643 doch beim Herauspartialisieren der Reak-
644 tionsgeschwindigkeit, weshalb die Autoren
645 die Verbindung zwischen niedriger kogniti-
646 ver Fähigkeit und frühzeitigem Tod in einer
647 verminderten Effizienz der Informationsver-
648 arbeitung sehen.

Auch hier werden sozioökonomische Faktoren als irrelevant erklärt, wobei erneut auf statistische Verfahren verwiesen wird, die für Objektivität und Wissenschaftlichkeit stehen. Demnach scheinen weder die „*elterliche Ausbildung*“ (Z. 641), die als Indikator für die soziale Herkunft betrachtet werden kann, noch die „*eigene[] Berufstätigkeit*“ (Z. 641-642), die als Hinweis auf Bildung, Status und Einkommen betrachtet werden kann, einen Einfluss auf frühzeitige Mortalität zu haben. Die Lehrbuchautoren schaffen es also, innerhalb von 16 Zeilen sozioökonomische Faktoren als Einflussgrößen auf Marker sozialer Ungleichheit gleich dreimal auszuschließen und dies durch die vermeintliche Objektivität statistischer Analysen zu belegen. Als „*Verbindung zwischen niedriger kognitiver Fähigkeit*“ (Z. 645) und frühzeitigem Tod wird hier die „*verminderte Effizienz der Informationsverarbeitung*“ (Z. 647-648) benannt. Darin impliziert ist auch die Aussage, dass niedrige IQ-Werte, respektive „Intelligenz“ durch eine ineffiziente Informationsverarbeitung bedingt seien.

Es dürfte deutlich geworden sein, welcher Zusammenhang zwischen „*Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf*“ (Z. 482) hergestellt werden soll: Hohe IQ-Werte werden mit Allgemeiner Intelligenz gleichgesetzt und als „*bedeutender, wenn nicht der erklärungsmächtigste Prädiktor*“ (Z. 574-577) für den Erfolg in Schule, Beruf und Gesellschaft dargestellt. Voraussetzung dafür ist die Etablierung von Spearman's Theorie vom *g*-Faktor. Die Idee des *g*-Faktors impliziert nämlich eine (all)umfassende

Bedeutsamkeit und Aussagekraft eines IQ-Wertes „für die allermeisten Anforderungen des alltäglichen Lebens“ (Z. 446-447) und somit auch für alle Aspekte, die im aktuellen Kapitel angesprochen werden. Sozioökonomische Faktoren werden als irrelevante Einflussgrößen ausgeschlossen und folglich nicht weiter benannt. Dadurch erscheint der Zusammenhang zwischen IQ-Werten, respektive „Intelligenz“ und Erfolg als ein kausaler. Die Darstellung von Menschen mit hohem und niedrigem IQ lässt sich als eine Kontrastierung gegeneinander lesen: Armut, Schulabbruch, Empfang von Wohlfahrt, Kriminalität und vorzeitige Mortalität auf der einen Seite, Überlegenheit in der körperlichen Entwicklung, hinsichtlich psychischer Fähigkeiten; Erfolg, Geld und Prestige im Beruf sowie gesellschaftlicher Einfluss auf der anderen Seite. Indem diese Merkmale einzig in Bezug zur „Allgemeinen Intelligenz“ gesetzt werden, erscheint diese auch als einziger Einflussfaktor bei der Herausbildung von sozialen Unterschieden und der eigentliche Ursprungsgrund für soziale Ungleichheit. „Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf“ (Z. 670-671) sind dann nicht durch vorausgehende, äußere Faktoren mit bedingt, sondern Intelligenz geht dem Verhalten und Lebenslauf voraus und prägt diese als Haupteinflussfaktor. Wechselwirkungen zwischen mehreren Faktoren, die das Verhalten und den Lebenslauf beeinflussen oder gar determinieren, tauchen als Thema überhaupt nicht auf. Dementsprechend lässt sich das Kapitel als eine Legitimationsstrategie einer meritokratischen Sicht auf soziale Ungleichheit lesen. Privilegien bestimmter Gruppen sollen durch ihre Überlegenheit und „Intelligenz“ gerechtfertigt werden, wodurch sie auch besonders gut dazu geeignet scheinen, weitreichende gesellschaftspolitische Entscheidungen zu treffen, die Deutungshoheit über Kultur und Wissenschaft zu haben sowie einen Anspruch auf Anerkennung ob ihrer „imponierende(n) Bilanz“ (Z.751-752). Das Recht auf Meinungsäußerung und die Besetzung gesellschaftlich relevanter Sprecherpositionen wird ganz auf Seiten der „Begabten“ verortet. Die „andere“ Gruppe wiederum erscheint als eine Belastung für die Gesellschaft, unfähig zur Eigenverantwortung, weshalb sie auch keinesfalls als Trägerin von relevantem Wissen für Kultur und Wissenschaft erscheint, sondern mit dem Stigma der „Asozialität“ klein gehalten wird.

Da das Lehrbuch in einem akademischen Kontext steht und von Wissenschaftlern für angehende Psycholog*inne verfasst wurde, wird hier auch eine Art Selbstverortung von Autoren und Leserschaft hergestellt. Denn als Akademiker*innen gehören sie wohl eher zu der Gruppierung der „Begabten“, jedoch nicht zu denjenigen, die durch einen

niedrigen IQ charakterisiert werden. Was darin anklingt, ist also auch die Bildung einer Eigen- und Fremdgruppe, wobei die Eigengruppe mit allen ehrerbietenden Attributen ausgestattet wird sowie mit dem theoretischen und praktischen Rüstzeug, die Fremdgruppe herabzusetzen

Die Strategie, eine Hierarchisierung von Gruppen entlang von Identitätskategorien herzustellen, findet sich in weiteren Teilen des Buches. Auch in diesen Teilen werden soziale Einflussfaktoren geleugnet oder klein geredet. So finden sich in dem Lehrbuch Kapitel zu Ethnie, Geschlecht und dem sozioökonomischen Status, in welchen Personengruppen mithilfe des IQs miteinander verglichen werden. Mit Blick auf den Umfang der vorliegenden Arbeit muss von einer feinanalytischen Untersuchung dieser Kapitel abgesehen werden, obgleich sich aus diesen Kapiteln weitere Argumentations- Legitimations- und Prädikationsstrategien herausarbeiten ließen. Da ich aber denke, dass das bisher erarbeitete Material ausreicht, um Strategien der Hierarchisierung greifbar zu machen, soll eine Bezugnahme auf diese Kapitel lediglich im Ergebnisteil erfolgen.

Insgesamt können die drei feinanalytisch untersuchten Kapitel „Grundlagen“, „Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman“ sowie „Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf“ als logisch aufeinander aufbauende Argumentationsschritte betrachtet werden, durch die Vergleiche und eine Hierarchisierung von Bevölkerungsgruppen, aber auch die Legitimation von sozialer Ungleichheit unter dem Deckmantel der wertfreien Wissenschaftlichkeit plausibel gemacht werden kann. Im ersten untersuchten Kapitel musste hierfür zunächst die Vorstellung etabliert werden, dass interindividuelle Differenzen normalverteilt seien. Erst dadurch kann das Chaos der Empirie gebändigt wird, weil über die Unvergleichbarkeit von Talenten, Lösungswegen und Kompensationsstrategien hinsichtlich verschiedenster Aufgaben ein einheitliches Ordnungsschema der Hierarchisierung und vermeintlichen Vergleichbarkeit gelegt wird. Im zweiten von mir untersuchten Kapitel wird die argumentative Grundlage dafür gelegt, dass der IQ ein relevantes Maß zur Erfassung von Intelligenz sei, also die zuvor postulierte Messbarkeit, Vergleichbarkeit und Hierarchisierung durch den IQ bewerkstelligt werden kann, wobei der Intelligenzbegriff gleich doppelt besetzt wird: zum einen sei Intelligenz das, was durch Intelligenztests erfasst wird, zum anderen sei Intelligenz auch das, was „für die allermeisten Anforderungen des alltäglichen Lebens“ (Z. 633-634) überaus relevant sei. Darin klingt ein überaus profilierter

Kompetenzanspruch der Intelligenzforschung an: diese verfügt nicht nur über Werkzeuge zur Messung von Intelligenz, sie kann auf deren Grundlage sogar allgemeinen, allumfassenden „sozialen Erfolg“ vorhersagen und erklären.

Nachdem dies als fraglos und erwiesen dargestellt worden ist, unter gleichzeitigem Absehen von methodischen Restriktionen, kommt das Wissen im dritten von mir untersuchten Kapitel zur Anwendung: hier werden eine wertende Prädikation von Bevölkerungsgruppen sowie die Legitimation sozialer Unterschiede durch den eindimensionalen Verweis auf vermeintliche Intelligenzunterschiede vorgenommen.

8 Darstellung der Ergebnisse

In diesem Teil der Arbeit sollen die Ergebnisse der Struktur- und Feinanalyse zusammengefasst und interpretiert werden. Hierbei orientiere ich mich an einigen der von Jäger (2004) vorgeschlagenen Fragen zur Interpretation untersuchter Diskursfragmente. Dazu gehört die Frage, welche „Botschaft“ (Jäger, 2004, S. 185) ein Diskursfragment vermittelt. Hierbei spielt auch die Überlegung, durch welche „sprachlichen und sonstigen propagandistischen Mittel“ (ebd.) diese Botschaften vermittelt werden, eine Rolle. Jäger spricht in diesem Zusammenhang von „Routinen“ (ebd.) in der Darstellung und Argumentation. Auch die Wirkung des Textes auf „dominante [...] oder subalterne [...] Diskurse“ (ebd.) sowie die „spezifische Ideologie/Weltsicht“ (ebd.), in deren Rahmen Autor*innen stehen, sollen durch die Interpretation erarbeitet werden.

Die Aufbereitung und Interpretation der Ergebnisse erfolgt auch entlang der Forschungsfrage, die für diese Arbeit leitend waren: Welcher Begriff von Intelligenz wird plausibel gemacht? Wie wird anhand von Intelligenzforschung eine Hierarchisierung von Individuen entlang einer Rangreihung möglich? Welche politischen Implikationen, auch hinsichtlich der Erklärung von sozialer Ungleichheit, haben diese Ideen? Durch welche diskursiven Strategien werden diese Ideen vermittelt, während andere ausgeschlossen werden?

8.1 Zur Fassung individueller Differenzen entlang von Hierarchie, Norm und Abweichung

Dass es interindividuelle Unterschiede zwischen Menschen gibt, wird in jedem der von mir untersuchten Lehrbücher als Fundament der Differentiellen Psychologie ausgewiesen. Die „Beschreibung und Analyse“ (Stemmler et al., 2016, S. 20) dieser Differenzen stellen dabei die inhaltliche Ausrichtung der Differentiellen Psychologie dar. Hierbei ist es von besonderem Interesse, nach welchen Gesichtspunkten diese Beschreibung und Analyse erfolgt und durch welche Mittel sie plausibel gemacht wird.

Ein Charakteristikum der Beschäftigung mit Differenzen ist die Ausrichtung nach Quantifizierbarkeit, statistischer Normierung, Vergleichbarkeit und hierarchischer Anordnung von Merkmalen und ihren Ausprägungen. Dies gilt in Teilen für die Persönlichkeitspsychologie, in Gänze jedoch für die Intelligenzforschung. In diesem Teilbereich der Differentiellen Psychologie wird davon ausgegangen, dass „Intelligenz“ quantifiziert, durch eine oder mehrere Zahlen wiedergegeben und in Bezug zur „Intelligenz“ anderer Personen gebracht werden kann. Die erste grundlegende Setzung ist, dass Intelligenz *gemessen* werden kann. Die zweite, eng damit zusammenhängende Setzung ist, dass Intelligenz *normalverteilt* sei. Auch diese Annahme findet sich in jedem von mir untersuchten Lehrbuch wieder und stellt auch die Grundlage für die Konstruktion sämtlicher Intelligenztests dar. Die dritte Annahme ist, dass die Erfassung individueller Eigenschaften durch den Bezug zur Vergleichspopulation hinreichend gewährleistet wird. Der Einzelne wird also vor dem Hintergrund einer statistischen Norm gesehen und gemäß der Logik von Abweichung und Norm eingeordnet. Entgegen einem auf die Einzigartigkeit ausgerichteten ideographischen Zugang zum Individuum wird hier also ein nomothetischer Zugang zur Intelligenz des Individuums vermittelt, insofern allgemeingültige Gesetze zur Erfassung von Phänomenen formuliert werden sollen. Stemmler et al. (2016) schreiben hierzu:

„Die Besonderheit der Person findet in nomothetischen Beschreibungssystemen Berücksichtigung dadurch, dass der Vorrat an unterschiedlichen Plätzen für einzelne Personen extrem groß ist. Einem Beispiel von Hofstätter (1977) zufolge hält ein System von zehn unabhängigen Beschreibungsdimensionen (wie Autorität, Geiz, Aggressivität usw.), von denen jede 10-fach abgestuft ist, zehn Milliarden Plätze bereit, von denen alle eine unterschiedliche Konfiguration der zehn Beschreibungsdimensionen repräsentieren. Dies würde ausreichen, um der Gesamtheit der Menschheit individuelle Platzzuweisungen zu ermöglichen.“ (Stemmler et. al, 2016, S. 50)

Die Erfassung von Individualität als „Platzzuweisung“ (ebd.) innerhalb eines statistischen Kontinuums stellt einen sehr spezifischen Zugang zum individuellen Erleben und Verhalten von Menschen dar. Im obigen Zitat wird dieses Vorgehen dadurch gerechtfertigt, dass in entsprechenden Beschreibungssystemen für die Gesamtheit der Menschen ein je individueller Platz möglich sei, sie durch eine „Platzzuweisung“ darin also hinreichend in ihrer Individualität erfasst werden können. Doch nicht die erschöpfende Erfassbarkeit von Individuen durch „Beschreibungssysteme“ ist als Grund für deren Verwendung zu sehen. Die individuelle Platzzuweisung der Gesamtheit der Menschheit stellt viel mehr eine Zurichtung der Fremd- und Selbstwahrnehmung nach den Maßgaben des Beschreibungssystems dar. Die Wahl der Darstellung und Kategorisierung von Individualität geht nicht von dem Gegenstand selbst aus, sondern unterwirft diesen unter zuvor gefasste Kategorien.

In dieser Arbeit ging es unter anderem auch darum, ob und in wieweit Michel Foucaults Begriffe der Normalisierung und Bio-Macht als brauchbare Werkzeuge zur Analyse psychologischen Wissens, insbesondere der Intelligenzforschung, genutzt werden können. Im Rahmen der Struktur- und Feinanalyse wurde hierbei deutlich, dass die Intelligenzforschung im Anschluss an Foucault als eine „objektivierende Vergegenständlichung“ (Foucault, 2016, S. 238) gelesen werden kann, insofern sie „charakterisier[t], klassifizier[t], spezialisier[t]; sie [, die Intelligenzforschung, Anm. X.L.] verteil[t] Individuen entlang einer Skala, ordne[t] sie um eine Norm herum an, hierarchisier[t] sie untereinander“ (Foucault, 2016, S. 286). Der Vorgang des „Erkennens“ führt zur Bestimmung von individueller „Natur, Anlage, Niveau, Wert“ (Foucault, 2016, S. 234) des Einzelnen, und zwar nach Maßgabe der an ihn angelegten Kriterien. Neben der objektivierenden Vergegenständlichung lassen sich die Intelligenzforschung sowie die aus ihr hervorgegangenen Tests auch als „subjektivierende Unterwerfung“ (Foucault, 2016, S. 238) des Einzelnen unter die wissenschaftlichen Kriterien und Kategorien begreifen. Subjektivierend wirkt dieser Zweig der Psychologie insofern, weil er durch die Vermessung und Einordnung des Individuums dieses an seine von außen zugewiesene Identität bindet, so, dass es „durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet“ (Foucault, 2016, S. 246f) bleibt. Das Verständnis „der eigenen Identität als Stand“ (ebd.) wirkt hierbei auf zwei Ebenen: sie führt zur Einordnung der *eigenen Person* in das Schema der Normalverteilung, also innerhalb eines Rasters von Durchschnittsnorm, Über- und

Unterdurchschnittlichkeit. Sie prägt also das Bild von sich und den eigenen Fähigkeiten in Bezug auf äußere Kriterien. Sie vermittelt aber auch die ganz grundlegende Vorstellung, dass Menschen hinsichtlich bedeutsamer Merkmale verglichen und in eine hierarchische Ordnung gebracht werden können. Diese Objektivierung und Subjektivierung basiert auf der statistischen Normierung von Leistungen sowie der Schaffung eines „Code[s]“, (a.a.O., S. 244), durch den „individuelle Züge vereinheitlich[t]“ (ebd.) und verglichen werden können. Insofern zeigt die Intelligenzdiagnostik sämtliche Charakteristika, die Foucault den Humanwissenschaften zugeordnet hat. Im folgenden Teil sollen Aspekte, die der Normierung und Klassifizierung von Individuen durch Intelligenzdiagnostik zugrunde liegen, näher betrachtet werden. Zunächst soll auf den Aspekt der Vermessung psychologischer Eigenschaften eingegangen und dabei untersucht werden, wie und warum die Quantifizierbarkeit von individuellen Differenzen plausibel gemacht wird. Danach soll auf den Begriff der (statistischen) Norm sowie die Idee der Normalverteilung von Merkmalen näher eingegangen werden.

8.1.1 Zur Messbarkeit von Intelligenz

Die notwendige Bedingung für Intelligenzforschung und Testung in ihrer heutigen Form ist das Postulat der Quantifizierbarkeit von Intelligenz. Dass psychische Merkmale gemessen und durch eine bzw. mehrere Zahlen erschöpfend erfasst und abgebildet werden können, wird in sämtlichen von mir untersuchten Lehrbüchern nicht explizit erklärt und hinsichtlich der zugrundeliegenden theoretischen Annahmen sowie Vor- und Nachteile diskutiert, sondern schlichtweg vorausgesetzt. Die Plausibilisierung des messenden Zuganges wird über einen Analogieschluss hergestellt: so, wie sich physikalische Körper vermessen lassen, so lassen sich auch psychische Merkmale, Erlebens- und Verhaltensweisen durch Zahlen erfassen (vgl. Stemmler et al., 2016, S. 22f). Das Paradigma eines naturwissenschaftlichen Zugangs könne demnach sowohl physikalischen Körpern als auch der menschlichen Psyche gerecht werden, um deren spezifische Eigenschaften hinreichend erfassen zu können. Indem im Grundlagenkapitel bei Stemmler et al. (2016, S. 21-24) also auf manifeste, körperliche Differenzen zwischen Menschen eingegangen wird, wird der methodische Zugang zu

psychologischen Differenzen gleich auf die Fährte der Messbarkeit der Psyche in Analogie zur Messbarkeit des Körpers geleitet. Der Verweis auf alltagspraktisch gut zugängliche Erfahrungen mit interindividuellen Unterschieden hinsichtlich Körpergröße und Gewicht (Stemmler et al., 2016, S. 21ff) ist überaus gut dazu geeignet, bei Leser*innen eine Rahmung von Differenzen entlang des physikalischen Modelles vorzubereiten. Und so wird im thematischen Übergang von den manifesten, körperlichen Merkmalen zu den psychologischen erklärt:

„Wie bei anatomischen und physiologischen Merkmalen kann man auch für viele psychologische Merkmale wenigstens annähernd glockenförmige Verteilungen der individuell unterschiedlichen Ausprägungsgrade feststellen. Beispiele aus dem Leistungs-Persönlichkeits- und Einstellungsbereich mögen das belegen.“ (Stemmler et al., 2016, S. 22)

Während der Fokus auf die Plausibilisierung der Normalverteilung von psychologischen Merkmalen gelegt wird, kann das darin enthaltene Implikat, dass psychische Merkmale ja zunächst einmal quantifizierbar sein müssen, wenn man sie überhaupt innerhalb einer Normalverteilung einordnen möchte, in das Denken der Leser*innen eingeschleust werden. Damit muss dieses Implikat nicht mehr gerechtfertigt werden.. Das Denk- und Sagbarkeitsfeld der Kritik an quantifizierenden Zugängen zur menschlichen Psyche wird dadurch von vornherein geschlossen. Sie wird als „quasi-physikalischer“ Körper gedacht, dem mit der aus der Naturwissenschaft entliehenen Logik von Experiment, Messung und Naturgesetz begegnet werden kann, wodurch aber die fundamentale Tatsache ausgeblendet wird, dass die Psyche durch Bewusstsein, Intentionalität und eine Wahrnehmung von und Orientierung an Sinnkonstruktionen geprägt ist. „Meaning is a reference value that does not lie in the experienced object, but is endowed by consciousness. Moreover, meaning is always relational: something is being related to something else“ (Slunecko & Wieser, 2014). Sinn lässt sich dementsprechend nicht angemessen quantifizieren, sondern allenfalls verstehen. Dementsprechend müsste ein quantifizierender Zugang zur menschlichen Psyche sich der Frage stellen, ob er in seinen Methoden dem Gegenstand gerecht werden kann. Aber dies wird in Gänze ausgeblendet und es wird im Grunde behauptet, dass Intelligenz eine Art Substanz ist, die als Gegenstand im Individuum vorhanden sei, als eine Art „Reservoir von jeweils bestimmten Beträgen [...], die in uns existieren und an- oder abgeschaltet werden können“ (Lewontin, Rose & Kamin, 1984, S. 72). Die Fokussierung auf die Quantifizierbarkeit von psychischen Merkmalen wird nochmals untermauert, wenn im Grundlagenkapitel in den beispielhaft angeführten Grafiken zur Normalverteilung

(Abbildung 1.3 – 1.6, Stemmler et al., S. 22ff; siehe Anhang dieser Arbeit) psychologische Merkmale als quantitativ erfassbare Merkmale dargestellt werden. Sicherlich lässt sich auch menschliches Erleben und Verhalten durch Konstrukte sowie eine daran anschließende Operationalisierung derselben irgendwie in Zahlen „übersetzen“. Doch dieser Vorgang des Messens weicht von dem naturwissenschaftlichen Vorgehen eklatant ab, weil hier keine vorliegenden Gegenstände, sondern eben Abstraktionen und Konstrukte gemessen und klassifiziert werden und das eine Reihe von methodischen und inhaltlichen Beschränkungen mit sich bringt.

Dementsprechend lässt sich von einer „Ideologie, [sprechen, Anm. X.L.] den Fortschritt, ja die Geschichte der Psychologie [...] von der Objektivierbarkeit/Meßbarkeit (sic) psychologischer Merkmale abhängig zu machen“ (Walter, 1999, S. 123). Welche Konsequenzen ergeben sich aus dem starren Insistieren auf die Messbarkeit psychologischer Merkmale, bei gleichzeitigem Absehen von der Reflexion auf die zugrundeliegenden theoretischen Annahmen?

Als eine Konsequenz kann die Unterwerfung des Gegenstandes unter die Logik der Methoden betrachtet werden. Und da dem Vorgehen ein naturwissenschaftliches Paradigma unterlegt wird, erscheint der „Gegenstand“ Psyche nun einfach als vorliegendes, abgeschlossenes Objekt. Und da Intelligenz nicht so einfach zugänglich ist, wie manifeste, physische Körper, muss zunächst einiges unternommen werden, um sie „messbar“ zu machen. Dann muss die vielgestaltige Intelligenz zum Gegenstand gemacht werden, das in konstruierte Bestandteile zerlegt und mithilfe spezifischer Aufgaben in seinen vermeintlich vorliegenden Ausprägungsgraden sichtbar gemacht werden kann (vgl. die Kapitel zu Intelligenzmodellen in Gittler, 2017, S. 58-67; Stemmler et al., 2016, S. 156-176). Hierfür sind sehr viele Abstraktionsschritte nötig, durch die das „Objekt“ erfasst werden kann, wobei schnell aus dem Blick gerät, in welchem Verhältnis Konstrukt, Daten und das Forschungsobjekt am Ende zueinander stehen:

„Es wird auch kaum darüber nachgedacht, warum psychologischen Begriffen beim Meßvorgang (sic) gravierende semantische und pragmatische Einschränkungen und Verkürzungen widerfahren“ (Walter, 1999, S. 124).

„Semantische“ Verkürzungen lassen sich in Bezug auf Intelligenzkonstrukte nachweisen, wenn versucht wird, diese in vorgestellte, voneinander isolierte Bestandteile zu zerlegen. „Pragmatische“ Verkürzungen entstehen in der „Übersetzung“

dieser isoliert gedachten Fähigkeiten in Aufgabenstellungen und skalierte Werte, wobei behauptet wird, dass durch jede spezifische Aufgabe ein interessierender Intelligenzbestandteil geprüft werden und in seinem Ausprägungsgrad analog zu physischen Gegenständen durch eine Zahl widergegeben werden kann. Ob es überhaupt möglich ist, Intelligenz in Bestandteile aufzugliedern, und ob jeder Mensch jede Aufgabe auf dieselbe Weise, unter Verwendung derselben „Denkoperatoren“ und Faktoren löst, sei dahingestellt und lässt sich nur schwerlich prüfen. Auch das Problem der behaupteten Skalierbarkeit von Intelligenz lässt sich nicht auflösen. Die Annahme hierbei ist: „Wenn [geistige, Anm. X.L.] Prozesse wirklich Gegenstände und Merkmale von Individuen sind, die sich nach invarianten, objektiven Regeln messen lassen, dann muß es Skalen geben, auf denen sie zu lokalisieren sind. Die Skalen müssen in irgendeiner Form metrisch sein“ (Lewontin, Rose, Kamin, 1984, S. 73). Doch nur, weil durch einen Test Individuen Punktwerte zugewiesen und innerhalb einer metrischen Skala eingeordnet werden können, bedeutet dies noch nicht, dass das gemessene Merkmal „auch wirklich metrisch ist. Die Skala nährt eine Illusion“ (ebd.). Hier spielt die unausgesprochene Analogie zwischen physischem Körper und Psyche wieder hinein: Größe kann metrisch erfasst werden, doch bedeutet dies, dass auch Intelligenz metrisch sein muss? Heißt dies wirklich, dass jemand, der einen IQ von 120 erzielt, doppelt so intelligent ist wie jemand, der einen Wert von 60 hat? Die Skalierung von Größen in Meter und Zentimeter ist evident und lässt sich von einer Skala in die andere übersetzen, etwa von 100 Zentimetern in einen Meter, und die Skalen lassen sich hinsichtlich ihrer Übersetzbarkeit durch das Anlegen an einem manifesten Gegenstand, etwa dem Normal prüfen. Das Verhältnis zwischen Skala und Objekt kann also nachvollzogen werden. Doch die Wahl der Skalierung von Intelligenztests ist willkürlich und kann an keinem äußeren Gegenstand als Referenzmaterial kalibriert und genormt werden. Stattdessen wird dem Gegenstand „Intelligenz“ die willkürlich gewählte Skalierung einer Standardnormalverteilung übergestülpt.

Es wird in Kauf genommen, dass die untersuchten Sachverhalte im Rahmen von Konstruktbildung und Operationalisierung häufig unterkomplex, schematisch und starr werden, um sie überhaupt in Zahlen „abbilden“ zu können. Damit lässt sich in Bezug auf kognitive Leistungen zwar quantitativ erfassen, wie jemand in einer sehr spezifischen Aufgabe, etwa beim Memorieren von Zahlenreihen, abgeschnitten hat, und es mag sich daraus auch ein gewisser Zusammenhang zu weiteren Aufgabenstellungen

ableiten, die gute Merkfähigkeit erfordern. Aber die Aufgabenstellung ist so spezifisch und isoliert vom lebensweltlichen Kontext und der Wechselwirkung mit anderen Merkmalen, dass der Zusammenhang zwischen Testergebnis und den im Alltag gezeigten kognitiven Leistungen überaus fragwürdig bleibt:

„Je hochwertiger eine Messung, umso mehr entfernt sich in der Psychologie der Inhalt der untersuchten Variablen vom ursprünglichen und konventionellen Verständnis dieser psychologischen Größe außerhalb des Merkvorganges. D.h., es wird durch die Messung ein psychologisches Artefakt geschaffen, das in der phänomenalen Welt kein Pendant besitzt, es wird eine Scheinwelt konstruiert.“ (Walter, 1999, S. 124)

Die Messung von psychologischen Merkmalen darf nicht als „Abbildung“, als An-Licht-Bringen des zuvor Verborgenen betrachtet werden, sondern als Artefakt von Gegenstandskonstruktion und Messvorgang, der immer auf vereinfachender Schematisierung beruht. Das bedeutet nicht, dass Messungen grundsätzlich am Forschungsobjekt vorbeigehen und es niemals Berührungspunkte zwischen Objekt und quantitativer Erfassung geben kann. Jedoch bleibt das Problem der Schematisierung, Vereinfachung und fragwürdigen Rückübersetzung der Daten in lebensweltliche Zusammenhänge bestehen.

Die Auswirkung von Intelligenzkonstrukten, Skalierung und Operationalisierung, die Reflexion auf die Motive der Intelligenzmessung sowie ihrer Verwertung innerhalb lebensweltlicher Kontexte kann dadurch nicht mehr in den Blick genommen und kritisiert werden. Dies geht aber vollkommen verloren, wenn in sämtlichen Kapiteln zu *Korrelaten* von „Intelligenz“ (Stemmler et al., 2016, S. 195-222), *Umwelt- und genetischen Einflüssen* auf „Intelligenz“ (a.a.O., S. 525-529; S. 535-585) sowie Gruppenunterschieden (a.a.O., S. 590-611) die Testergebnisse spezifischer Intelligenztests kurzerhand mit „Intelligenz“ gleichgesetzt werden. Daraus entsteht eine fehlende Verantwortungsübernahme der Psychologie für die eigenen Wissenskategorien und deren Verstrickung in Herrschaftsverhältnisse. Wird eine an der Naturwissenschaft orientierte Praxis des Messens mit Objektivität und Neutralität der Forschung gleichgesetzt, kann keine Reflexion und Kritik der Forschungsintention, Kategorienbildung und Testpraxis erfolgen, sondern lediglich eine Verfeinerung der Messmethoden. Denn was eine auf das Messen spezialisierte Psychologie nicht in den Blick bekommen kann,

„ist die Anerkennung der Tatsache, daß (sic) soziale und psychologische Gegebenheiten – im Unterschied zu physikalischen – historischen und ökonomischen Bestimmungen und Entwicklungen unterliegen. Die szientistische Planung der Gesellschaft und damit die Glaubwürdigkeit der in ihrem Schoß entwickelten diagnostischen Methoden muß also

dort fehlschlagen bzw. Einbußen hinnehmen, wo sie die individual- und sozialgeschichtliche Dimension ihres Gegenstandes nicht erkennt oder leugnet.“ (Grubitzsch, 1999, S. 92)

Was übersehen wird, ist die „individual- und sozialgeschichtliche Dimension“ (ebd.) der untersuchten Wissenskategorien, z.B. der Intelligenz, aber auch die geschichtliche Dimension des einzelnen Individuums. Dann wird aus der „Evidenz der biologischen Individuierung“ (Bourdieu, 1993a, S. 28) fälschlicher Weise abgeleitet, dass der „Gegenstand“ Mensch als eine von der sozialen Umwelt abgetrennte Einheit betrachtet werden könnte, statt in ihm die Gesellschaft zu verorten, „die sich in erworbenen Dispositionen [zeigen sowie, Anm. X.L.] der dauerhaften Art von Sein und Handeln, die sich im Körper niederschlagen“ (ebd.).

Dass die spezifische Charakteristik des Messens hierbei in ihrer *individualisierenden* und *sozialkontrollierenden* Funktion liegt (vgl. Grubitzsch, 1999, S. 93), lässt sich nur schwerlich aus den Lehrbüchern herauslesen, weil diese auf eine sozialhistorische Kontextualisierung der Intelligenzforschung gänzlich verzichten und sie als Produkt eines Wissenszuwachses ausweisen. Doch erst der „sozialgeschichtlich-wissenschaftshistorische Rückblick“ (ebd.) ermöglicht eine Rückbindung fraglos gewordener Messgegenstände und Forschungsinteressen an soziale Bedingungen und lässt deutlich werden, dass die Herausbildung von „all jene[n] aufs Individuum gerichteten quantifizierenden Beschreibungsversuche[n] und -systeme[n] wie Reaktionszeitmessung, Testdatenerhebung, Verhaltensbeschreibung, phrenologische, daktyloskopische und anthropometrische Datenerhebung“ (ebd.) einzuordnen sind „als ins Individuum verlagerte Sozialstatistik“ (ebd.). Diese „Sozialstatistik“ kann als Grundlage eines „Handlungswissens für Herrschaftsträger“ (ebd.) begriffen werden, „um so die Möglichkeiten eines instrumentellen Zugriffs auf die gesellschaftlichen Prozesse zu verbessern“ (Bonß, 1982, S. 71, zit. nach Grubitzsch, 1999, S. 94). Denkt man an die Verknüpfung zwischen Eugenik und Intelligenzforschung bei Galton, an die politischen Ziele der frühen Intelligenztestbewegung in den USA, an Binets Bestrebung, durch Tests Kindern einen angemessenen Platz im Schulsystem zuzuweisen, wird deutlich, dass Intelligenzdiagnostik eine „steuernde und sozialkontrollierende Funktion“ (Grubitzsch, 1999, S. 93) erfüllt. Dementsprechend lässt sich mit Foucault von der Intelligenzdiagnostik als prototypischer „Prüfung“ der Disziplinarmacht sprechen: „Die Prüfung macht mit Hilfe ihrer Dokumentationstechniken aus jedem Individuum einen Fall: einen Fall, der sowohl Gegenstand für Erkenntnis wie auch Zielscheibe für eine

Macht ist“ (Foucault, 2016, S. 246). Doch indem die Prüfung den Fokus auf das einzelne Individuum richtet, verschleiert sie dadurch ihre sozialkontrollierende Funktion und leuchtet das Subjekt aus, das die an es angelegten Kriterien, Codes und Klassifikationen verinnerlicht (Foucault, 2016), womit der individualisierende Umschlag in die Inkorporation äußerer Macht vollzogen wird.

Das Vertrauen auf die Objektivität der Messung, die ja vorgibt, bloß aufzufinden, was zuvor bereits vorlag – in diesem Fall die Intelligenz, die durch Messung aus der „*black box*“ (Link, 1999, S. 321) des Gehirns an die Oberfläche gebracht wird – ermöglicht eine Entkontextualisierung von Wissenskonstruktion und Erkenntnisinteresse. Sie überdeckt den *objektkonstituierenden* Effekt von Messungen, durch den die vermessenen „Objekte“ sowie deren „Merkmale“ zunächst einmal überhaupt erst hinsichtlich der durch die Messung hervorgebrachten Kriterien geschaffen werden. Nur durch eine Operationalisierung von Intelligenz, die quantifizierend vorgeht und ein homogenes Feld von Testaufgaben zur Definition des Gegenstandes schafft, kann eine Vergleichbarkeit hinsichtlich dieses Merkmals *hergestellt* werden. Und das erst ermöglicht die Schaffung des Individuums als mess- und vergleichbares, hinsichtlich seiner kognitiven Leistungsfähigkeit mit anderen konkurrierendes Subjekt. Es sollte deutlich gemacht werden, dass ein solches Menschenbild nicht von der Psychologie selbst hervorgebracht, sondern in Reaktion auf bereits existierende gesamtgesellschaftliche Zwänge und Interessen aufgegriffen und in Messungen übersetzt wird. Dies hat aber den Effekt, „die (in diesem Kontext rein symbolische!) Konnotation von wissenschaftlicher Objektivität, die interdiskursiv mit mathematischer Formulierung als solcher verbunden ist“ (Link, 1999, S. 328) hervorzurufen. Sie ist dazu geeignet, einen religiösen Glauben an die Unvoreingenommenheit der Wissenschaft rhetorisch heraufzubeschwören und dem kritischen Denken vorzubeugen. Dann wird nämlich allenfalls diskutiert, welche Intelligenzfaktoren relevant sein könnten, um sie einer Messung zugänglich zu machen, nicht aber, worin die *gesellschaftliche Funktion des Messens* bestehen könnte.

„Demgegenüber drängt sich immer dann, wenn eine Fetischisierung (vermeintlicher) empirischer Erkenntnisse zum Signum des „Zeitgeistes“ wird, wenn Vermessungspraktiken Kultstatus annehmen und jenseits prinzipieller und methodenkritischer Bedenken das Legitimationsfundament für sozial folgenreiche Entscheidungen bereitstellen, der Verdacht auf, dass [wissenschaftliche, Anm. X.L.] Aufklärung in ihr Gegenteil umgeschlagen ist, problematische Optionen durch suggestive Plausibilitätsverheißungen gegen Kritik immunisiert und spezifische Macht- und Partialinteressen administrativ durchgesetzt werden sollen.“ (Weiß, 2010, S. 29)

8.1.2 Zur „Normalverteilung“ der Intelligenz

Als ein lehrbuchübergreifendes Phänomen kann die In-Eins-Setzung der Existenz interindividueller Differenzen mit der postulierten Normalverteilung dieser Differenzen betrachtet werden. Die Erfassung der Intelligenz durch die Einordnung innerhalb einer Normalverteilung ist so grundlegend, wird so flächendeckend in Lehrbüchern und Tests vertreten, dass sie kaum noch in Frage gestellt werden kann.

Gittler führt das Konzept der Normalverteilung in Zusammenhang mit den Anfängen der Intelligenzmessung ein und schreibt: „Da der IQ von vielen Faktoren (genetisch, umweltbedingt) abhängt, folgt aus dem zentralen Grenzwertsatz (Theorem der mathematischen Statistik), dass der IQ annähernd normalverteilt ist.“ (Gittler, 2017, S. 29) Dann wird noch allgemein zur Normalverteilung erklärt: „Viele „in der Natur gegebene“ (Anführungsstriche Gittler) Merkmale (z.B. die Körpergröße innerhalb einer Geschlechtergruppe) sind in der Population in Form einer sog. Glockenkurve verteilt“ (a.a.O., S. 30). Die Stützung auf die Fassung der Intelligenz mithilfe der Normalverteilung wird hier auf den zentralen Grenzwertsatz zurückgeführt. Keine Akteur*innen, sondern die Logik statistischer Wahrscheinlichkeitstheorien wird hier als maßgebliche Stichwortgeberin ausgewiesen. Dass die Formulierung „in der Natur gegebene“ Merkmale in Anführungsstriche gesetzt wird, erscheint etwas irritierend. Bedeutet dies ein Eingeständnis, dass Merkmale in einer menschlichen Gemeinschaft eigentlich nicht wirklich „in der Natur gegeben“, sondern kulturell beeinflusst sind, aber trotzdem so behandelt werden, als seien sie natürlich? Jedenfalls ist die Formulierung dazu geeignet, die Normalverteilung als Ausdruck und Produkt natürlicher Zusammenhänge zu sehen, und die Assoziation zur Naturgesetzlichkeit in der Schwebe zu lassen, ohne sie auszuschließen. Weber und Rammsayer (2012) stellen die Normalverteilung in Zusammenhang mit der Geschichte der Quantifizierung von Intelligenz. Hierbei wird der Verweis auf ein natürliches Auftreten von Merkmalsverteilungen in Form einer Normalverteilung unterlassen und es erfolgt keine Darstellung der Verteilung als einer Art Naturgesetz. Die Anwendung des Abweichungs-IQs wird eher im Kontext der historischen Entwicklung betrachtet, wobei

auf die Vorteile der Normalverteilungsannahme eingegangen wird. Neben der Möglichkeit, einzelne Personen anhand des Prozentranges in Relation zur Bezugsgruppe zu bringen, bestünde ein weiterer Vorteil „in der Möglichkeit, genaue Aussagen darüber zu treffen, wie viele Personen der Untersuchungspopulation bzw. der Bezugsgruppe in einen bestimmten Wertebereich fallen“ (Weber & Rammsayer, 2012, S. 206). Hier wird nicht klar formuliert, wie die Kausalität der Verteilung zu denken ist: liegt die Verteilung bereits in der Population so vor, oder wird sie erst aufgrund der theoretischen Annahme einer Normalverteilung und darauf basierender Testkonstruktion so hergestellt? Wenn dann im Präsens Indikativ folgendes geschrieben wird, sind Leser*innen dazu geneigt, die postulierte Verteilung nicht als konstruiert, sondern als real vorliegend zu betrachten:

„Bezogen auf IQ-Werte bedeutet dies, dass sich im Bereich zwischen 85 und 115 IQ-Punkten ca. 68 % aller Personen befinden; ca. weitere 13,6 % weisen jeweils Werte zwischen 70 und 85 bzw. 115 und 130 IQ-Punkten auf [...]“ (a.a.O., S. 207)

Auch im Lehrbuch von Neyer und Asendorpf (2018) wird kein Zweifel an der Sinnhaftigkeit einer hierarchisierenden Rangreihung individueller Leistungsfähigkeit geäußert:

„Wie andere Bereiche von Persönlichkeitseigenschaften auch lassen sich verwandte Fähigkeiten in Form einer Fähigkeitshierarchie ordnen [...] Je nach Anwendungsinteresse lassen sich zahllose Fähigkeitshierarchien konstruieren, z.B. für sportliche, musikalische, literarische, soziale oder intellektuelle Fähigkeiten.“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 149)

Hinsichtlich der Diskursbreite lässt sich also von einer allgemeinen Anerkennung der Normalverteilungsannahme von Intelligenz sprechen. Überall findet sich die Tendenz einer Naturalisierung der Normalverteilung mit unterschiedlichen Graden der Emphase in der Rahmung derselben als Naturgesetz, statt als theoretischem Konstrukt zur Ordnung empirischer Messungen. Dies spiegelt sich auch in der Konstruktion von Intelligenztests wieder, die Intelligenz allesamt anhand eines Abweichungs-IQs fassen, der auf der Normalverteilungsannahme beruht.

Die profilierteste Fürsprache bezüglich der Normalverteilung formulieren Stemmler et al. (2016), wobei der Fokus nicht bloß auf der Verteilung von Intelligenzausprägungen liegt, sondern auf der Ausweisung der Normalverteilung als allgemeingültigem Naturgesetz, das in aller Regel auf alle Merkmale zutrifft. In der thematischen Einführung der Normalverteilung werden empirische Beispiele aus dem Leistungsbereich, der Einstellungserfassung, sowie dem Persönlichkeitsbereich angeführt, die ein regelhaftes Vorliegen der Normalverteilung nachweisen sollen,

wodurch der generalisierte Eindruck erweckt wird, als lägen allen Merkmale in diesen Bereichen eine Normalverteilung zu Grunde. Und wenn dann im Ffolgenden Unterkapitel 1.2.2 *Zu interindividuellen Differenzen bei Tieren* erklärt wird, dass „[d]ie Ähnlichkeit der Verteilung mit den Verteilungen von Merkmalsausprägungen im Humanbereich [...] augenfällig“ (a.a.O., S. 26) sei, wird nicht nur deutlich, dass eine Normalverteilung hinsichtlich physiologischer und psychologischer Merkmale im Human- als auch im Tierbereich dominiere und einen Großteil der Merkmalsverteilung vorhersage. Es wird auch eine Parallelisierung zwischen Merkmalsverteilungen in der Natur und im Humanbereich hergestellt. Da Tieren in diesem Kontext keine Kultur zugesprochen wird und eine Parallelisierung zwischen menschlichen und tierischen Merkmalsverteilungen vorgenommen wird, wird der Eindruck eines Naturgesetzes nochmals verstärkt, die Denkrichtung auf eine naturalistische Biologisierung von Unterschieden zwischen Menschen verstärkt. Das aber führt zu einer Ausblendung systematisch wirkender sozialer Faktoren innerhalb menschlicher Gemeinschaften, die zu einer Ungleichheit zwischen „Teilpopulationen“ und einer Beeinflussung der Merkmalsverteilung innerhalb einer Population führen können. Dies alles ist dazu geeignet, interindividuelle Differenzen und Hierarchien als Ausdruck von Natur und Biologie zu rahmen, wohingegen die thematische Agenda sozialer Ursprünge von Ungleichheit gänzlich ausgespart wird, wenn man von dem Beispiel bezüglich „Konformitätsdruck und Normierungsvorschriften“ (Stemmler et al., 2016, S. 24; siehe Anhang dieser Arbeit, Abb. 1.7) einmal absieht.

Eine weitere Strategie der Naturalisierung der Normalverteilung ist das Kleinreden der *Produktion von normalverteilten Merkmalsausprägungen* durch die Testkonstruktion sowie eine *Verdrehung der Reihenfolge* von Testkonstruktion und gemessenen Merkmalsverteilungen. So soll anhand eines Beispiels, das das interessierende Merkmal der politischen Präferenz „ohne jeglichen Konstruktionsaufwand“ (a.a.O., S. 23) erfasst haben soll, gezeigt werden, dass auch ohne Testkonstruktion eine Normalverteilung vorgefunden werden könne, wodurch das zuvor geäußerte Eingeständnis, „dass diese glockenförmigen Verteilungen zum Teil ein angezieltes Ergebnis der Verfahrensentwicklung“ (ebd.) seien, sogleich entkräftet werden. Damit wird einfach darüber hinweggegangen, dass Normalverteilungen im Rahmen von Testnormierungen ganz offensichtlich aktiv hergestellt werden. Dass die der Intelligenzdiagnostik zugrundeliegende Annahme einer *Standardnormalverteilung* von Intelligenz noch viel

weitergeht als lediglich die Annahme einer Normalverteilung, wird dann schon überhaupt nicht mehr thematisiert. Denn bei einer Standardnormalverteilung geht man nicht nur davon aus, dass durchschnittliche Werte häufiger sind als extreme Werte. Es wird, wie bereits im obigen Zitat von Weber und Rammsayer (2012) angedeutet, davon ausgegangen, dass 68% der Population einen IQ zwischen 85 und 115 hätten, 13,6 % einen Wert zwischen 70 und 85, bzw. 115 und 130 erzielen würden, und 0,2 % Werte unterhalb von 55, bzw. über 145 aufweisen würden, dass es also keinerlei Schwankungen in Bezug auf die Höhe und Breite der Normalverteilung gebe und die Menschheit durch diese präkonfigurierte Ordnung bestimmt sei. Diese Vorstellung schient geradezu aus dem Reich der Fantastik oder des Ideenhimmels zu kommen und kann sich in ihrer Starrheit niemals mit den empirischen Daten decken. Doch genau dieser Eindruck wird im Grundlagenkapitel geweckt.

Der Flynn-Effekt kann als ein Beispiel dafür betrachtet werden, dass das rhetorisch, argumentativ und grafisch evozierte Bild der Naturgesetzlichkeit einer Standardnormalverteilung von Intelligenz offenbar durch die Empirie widerlegt wird. Dem wird dann einfach damit begegnet, dass regelmäßig neue Normierungen vorgenommen werden, wobei Rohwerte den jeweiligen Skalenwerten so zugeordnet werden, dass sich innerhalb einer Normierungsstichprobe dann wieder eine Standardnormalverteilung ergibt – aber eben nicht, weil sie so auch in der Empirie vorlag, sondern weil die empirisch vorgefundenen Daten nachträglich in das Schema der Standardnormalverteilung gepresst, oder wie man statistisch versiert ausdrücken würde, transformiert werden. Als ein weiteres gängiges Mittel zur Herstellung einer „normalverteilten Intelligenz“ kann die gezielte Auswahl von Testitems und deren Schwierigkeitsgrad betrachtet werden.

Das Grundlagen-Kapitel (Stemmler et al., 2016, S. 21-31) lässt sich geradezu als ein Paradebeispiel dafür lesen, wie spezifische Interessen, problematische Setzungen und die Gemachtheit von wissenschaftlichen Annahmen systematisch verschleiert werden, indem relevante Akteur*innen durch *Deagentialization* (van Leeuwen, 2008, S. 66) und *Impersonalisierungen* (a.a.O., S. 46) ausgespart werden und folgenreiche Annahmen im Lichte der Naturgesetzlichkeit oder als Produkte objektiver Messvorgänge präsentiert werden. Denn so muss auch nicht mehr erklärt werden, warum man die Normalverteilungsannahme als Ordnungsschema und Folie über interindividuelle Differenzen legen muss.

Als ein Grund ist sicherlich die Legitimation der sozialen Praxis der Intelligenzmessung zu nennen, die auf der Normalverteilungsannahme basiert. Eine kritische Distanz zu dieser Praxis würde den Zusammenbruch des Testfundamentes sowie Einbußen bezüglich der gesellschaftlichen Relevanz von psychologischem Wissen bedeuten. Dies kann auf keinen Fall in einem Lehrbuch für Psychologie ausgesprochen, sondern muss verdeckt werden.

Doch es ist nicht nur die Legitimation einer (äußerst lukrativen) Praxis der Intelligenzmessung, die hier zementiert wird, sondern einer ganz grundlegenden Ausrichtung der modernen Psychologie an den Koordinaten von Norm und Abweichung. Die Normalverteilung impliziert die Bestimmung einer statistischen Durchschnittsnorm und einer standardisierten Erfassung der Abweichungsgrade von dieser. Individualität wird insofern nicht in ihrer Eigengesetzlichkeit, sondern als eine Art relationaler Ort gedacht, der anhand der Orientierungspunkte von Norm und standardisierter Abweichung bestimmt werden kann. Das Schema der Normalverteilung liefert zu dieser grundlegenden Ausrichtung die statistischen Marker zur Einordnung, etwa durch Standardabweichungen und eine graduelle Bewertung als über- unter- oder durchschnittlich, als „Schwachsinn“ (Stemmler et al., S. 155) und „extrem hohe Intelligenz“ (ebd.). „Normalisiert“ werden dadurch mehrere Aspekte: die *Vergleichbarkeit* von Individuen durch den Bezug auf eine Norm, die wissenschaftliche *Hierarchisierbarkeit* der Individuen gemäß einer Logik von (statistischer) Norm und gradueller Abweichung, die individuelle Leistungsfähigkeit, die inner- oder außerhalb der Norm liegt sowie die gesellschaftliche Praxis einer sozialen Hierarchisierung.

Link (1999) spricht vom thematischen Komplex der Normalität und des „Normalisierens[s]“ (S. 15) als einer diskurstragenden Kategorie. „Diskurstragende Kategorien sind solche, durch deren Entfernung [...] der betreffende Diskurs nicht länger halten könnte und in sich zusammenbräche wie ein Kartenhaus“ (ebd.). Und dies trifft auf die Intelligenzdiagnostik ganz besonders zu, weil sie das „Phänomen“ Intelligenz offenbar nur vor dem Hintergrund einer Norm und einer *Normalverteilung* denken kann. Link grenzt die Orientierung an einer *Normalität* und Normalisierung von der Orientierung an einer *Normativität* ab. Während letztere auf fixierte kulturelle Werte, soziale Vorschriften und Gesetze als Referenzrahmen zur Beurteilung von Menschen und ihrem Verhalten rekurriert, verfährt die Normalität als *Ordnungsprinzip* anders. Sie basiere „auf der Einreihung eines Phänomens in ein Feld vergleichbarer

anderer Phänomene“ (a.a.O., S. 18) und dem graduellen Austarieren dieses Vergleichsfeldes in Bereiche der „undiskutable[n] Normalität ohne Handlungsbedarf“ und „indiskutabler Anormalität, Devianz, zweifelsfreiem Interventionsbedarf“ (S. 21) sowie der unscharfen und eventuell flexiblen Verläufe dazwischen.

„Während Normativität das Problem der Toleranz überhaupt und grundsätzlich aufwirft, arbeitet Normalität mit (quasi-technischen) Toleranzen. Normalität wäre demnach eine wesentlich graduelle Kategorie. Während die „normative Norm“ also auf einen Bereich qualitativer Werte (etwa Gerechtigkeit) verweist, erscheint das Normale in seiner alltäglichen Verwendung auf eine immanente Skala verschiedener Grade von Normalität bezogen, auf der wie auf einem *Thermostaten* eine Markierung herauf- oder heruntergefahren werden kann. Es geht also um eine Einstellung in einem quasi-technischen Sinne.“ (Link, 1999, S. 22)

Die Funktion dieser Normalisierung anhand der Schaffung und Skalierung von Vergleichsfeldern ist die graduelle Bestimmung von *Toleranzgrenzen* und der Festlegung eines *Handlungsbedarfes bei definitiver Abweichung*. Auch *Prognosen* bezüglich weiterer Entwicklungen können so möglich werden. Die Normalität und der „Normalismus“ (a.a.O., S. 341) als Ordnungsschema wird von Link als ein „soziokulturelles Phänomen“ und eine spezifische Erscheinung der Modernen begriffen, die eine „verdatete Gesellschaft“ (ebd.) sowie die „selektiv-strategische Benutzung von Statistik“ (ebd.) voraussetzt. Das „Kern-Dispositiv“ dieses soziokulturellen Phänomens sei hierbei die Vereinheitlichung von Phänomenen¹¹ in einem Feld, das durch „Homogenisierung, Kontinuierung und Eindimensionalisierung“ (a.a.O., S. 342) gekennzeichnet sei sowie eine „mathematische Taktik der Normalisierung mittels des Modells der gaußschen (bzw. gaußoiden) Normalverteilung“ (ebd.). Die Verwendung dieses Modells sei aber keine „objektive, rein deskriptive Wissenschaft“ (ebd.), sondern ein „durchaus aktivistisches Interventionsmodell für normalisierende Um-Verteilungen“ (ebd.), durch das Daten respektive dazugehörige Menschen um- und angeordnet werden innerhalb dieses Vergleichsfeldes der Normalverteilung. Dieses Vergleichsfeld hat eine „Signal-, Orientierungs- und Kontrollebene“ (a.a.O., S. 343): Ein Signal ist sie hinsichtlich der Vermittlung von Normalitätsgraden, eine Orientierung hinsichtlich der Einordnung von Individuen und eine Kontrolle zur Festlegung von Abweichungsgrenzen und entsprechenden Korrektur- und Kompensationsmaßnahmen.

Hier zeigt sich erneut die sozialkontrollierende Funktion der Normalverteilung hinsichtlich Identifikation und Zuordnung von Individuen zu statistischen Werten

¹¹ Diese wird innerhalb der Intelligenzdiagnostik durch die Bestimmung von Intelligenzkonstrukten und deren Operationalisierung hergestellt.

respektive sozialen Orten. Sie ist ein Ordnungsschema zur Kontrolle, Vorhersage und Planung menschlichen Verhaltens. So schreiben Fendler und Muzafer (2008) „from a representation of binomial probability, to a bearer of real things in nature, and finally to a set of expectations about how people should behave“ (Fendler & Muzaffar, 2008, S. 63) habe die Normalverteilung ihren Siegeszug angetreten, weil sie über das Chaos empirischer Vielfalt ein übersichtliches Ordnungsschema legt, durch das Individuen erfasst und reguliert werden sollen. „[T]he acceptance of bell-curve thinking [...] is part of a recursive project of governance and normalization“ (ebd.). Der Grund für die breite Akzeptanz der Normalverteilung innerhalb der Psychologie liegt nicht in ihrer angemessenen Darstellung realer Merkmalsverteilungen, sondern in ihrem Potential, Individuen anhand von „Merkmalen“ zu ordnen und sie dadurch besser verwalten und organisieren zu können. Für Galton erfüllte die Normalverteilungskurve noch die Funktion, Menschen zu identifizieren, deren Fortpflanzung gemäß seiner eugenischen Ideen gefördert oder unterbunden werden sollte. Doch auch heute werden zahlreiche sozialadministrative Aufgaben durch Intelligenzdiagnostik erfüllt: von der Diagnose einer geistigen Beeinträchtigung und Zuweisung zu einer Förderschule, bis zur Feststellung einer Hochbegabung, von der Berufseignungsberatung bis zur Bewerberauswahl, von der Einordnung einzelner Individuen bis zum Monitoring über ganze Generationen hinweg, erfüllt Intelligenzdiagnostik zahlreiche sozialadministrative Funktionen. Dabei ist die Orientierung an einem Normalitätsfeld keine selbstreferenzielle Praxis um der Normalisierung willen, sondern dockt hierbei an bestimmte gesellschaftliche Werte, Zwänge und Partialinteressen an. Die Darstellung von Intelligenz knüpft an einen gewissen Leistungsimperativ sowie eine gesellschaftliche Segregations- und Hierarchisierungspraxis an.

Dabei wird postuliert, dass die individuelle Leistungsfähigkeit das Kriterium für eine soziale Hierarchisierung darstelle. Hier dient die Normalverteilung mit ihrer Gliederung in Über-, Unter- und Durchschnittlichkeit als Analogie zu bekannten Unterteilungs- und Schichtungspraxen. Etwa, wenn leistungsbezogene Über-, Unter- und Durchschnittlichkeit mit der Unter-, Mittel- und Oberschicht (vgl. Stemmler et al, 2016, S. 218-221) assoziiert wird oder der bildungspolitischen Aufspaltung von Bildungswegen in Haupt- und Realschulen sowie Gymnasien. Und blickt man auf die Entstehungsgeschichte der Intelligenzdiagnostik, zeigt sich, dass Galtons Übertragung der Normalverteilungskurve aus dem Reich binomial verteilter Wahrscheinlichkeiten

auf psychologische Merkmale durch den Willen zur Analogie zwischen statistischer Rangreihung mit sozialer Rangreihung motiviert war. Und sie sollte nicht nur eine Rechtfertigung sozialer Ungleichheit durch eine Naturalisierung und Ineinssetzung von angeborener Intelligenz und ererbtem sozialen Status sein, sondern ein Instrument zur Bevölkerungsregulation und deren Optimierung. Was die Normalverteilung so attraktiv macht ist nicht nur ihre ideologische *Anschlussfähigkeit* an soziale Segregationspraxen, sondern deren Eignung zur Reproduktion dieser Praxen.

Und die Normalverteilung liefert die Kriterien von „Normalitätsgraden“ (Foucault, 2017, S. 172), die „klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken“ (ebd.). Bindet man diese Praxis an die Funktion von Wissenschaft innerhalb der Bio-Macht zurück, so wird deutlich, dass die Implementierung von Normen in den Subjekten zu einer besseren Regulierung der Individuen führt, so „daß (sic) das Gesetz immer mehr als Norm funktioniert“ (Foucault, 2017, S. 172). Normiert wird hierbei nicht so sehr die Leistungsfähigkeit, die nur in begrenztem Maße verändert und an ein Ideal angepasst werden kann, sondern die Akzeptanz des Leistungsanspruches, der durch die Testung formuliert wird und eine entsprechende Motivation zur Leistung hervorbringt sowie die Akzeptanz des sozialen Gesetzes einer klassifizierenden, hierarchischen Gesellschaftsordnung, die nunmehr zu Norm wird und innerhalb derer man sich selbst und andere verortet.

8.2 Zu Vereinnahmung und Gebrauch der Bezeichnung Intelligenz

Von der Feststellung, dass es bis zum heutigen Tag keine einheitliche Definition von Intelligenz gebe, hin zu der Behauptung, dass „[d]ie Differenz von ca. 15 IQ-Punkten zwischen Menschen europäischer und afrikanischer Herkunft in Allgemeiner Intelligenz [...] als empirisches Faktum“ (Stemmler et al., 2016, S. 603) betrachtet werde, ist es ein langer Weg. Was muss methodisch und rhetorisch passieren, damit aus der Unmöglichkeit, einen „Gegenstand“ zu definieren, das „empirische Faktum“ wird, einen Unterschied hinsichtlich dieses undefinierten, ominösen „Gegenstandes“ Intelligenz dann doch definitiv gemessen zu haben? Dieser Weg ist geprägt durch das Überspielen, Kleinreden und Vergessen von Widersprüchen sowie die rhetorische Vereinnahmung des Begriffes Intelligenz als Strategie der Deutungshoheit über Leistungsfähigkeit und Differenzen. Zunächst soll geklärt werden, wie Intelligenz definiert wird. Dabei ist es

auch wichtig herauszuarbeiten, welcher Umgang mit der fehlenden Einheitlichkeit der Definitionen gewählt wird. Anschließend soll aufgezeigt werden, wie und warum der *g*-Faktor in einigen der Lehrbücher als dominierendes Intelligenzmodell etabliert wird. Und anschließend soll verdeutlicht werden, wie und warum davon abweichende Intelligenzmodelle diskreditiert werden.

8.2.1 Zur Bedeutsamkeit von Intelligenz

Dass „Intelligenz“ eine große Bedeutung für jeden Menschen hat, wird in allen von mir untersuchten Lehrbüchern als nicht hinterfragbare Tatsache dargestellt. So wird geschrieben, dass „Intelligenz wahrscheinlich das bekannteste und populärste Persönlichkeitsmerkmal darstellt“ (Weber & Rammsayer, 2012, S. 176) und dass „es sich bei Intelligenz um ein besonders wichtiges Merkmal“ (Stemmler et al., 2016, S. 149) handelt. Süß & Beaducel (2011) schreiben, dass „Intelligenz [...] beträchtliche Bedeutung in Alltag und Beruf zugeschrieben [wird, Anm. X.L.] und entsprechend positiv wird ihre Wertigkeit beurteilt“ (S. 97). Damit wird Intelligenz von Anfang an als eine bedeutende Dimension der Persönlichkeit ausgewiesen, worin auch gleich anklingt, dass es für jeden Menschen erstrebenswert sein sollte, möglichst intelligent zu sein. Hierbei wird durch die jeweiligen Formulierungen in Form von Deagentialization (van Leeuwen, 2008, S. 66) und Impersonalisierung (a.a.O., S.46) so getan, als handle es sich bei der Konstatierung der Bedeutsamkeit nicht um eine Setzung, sondern um eine bloße Feststellung gesellschaftlicher Tatsachen. Intelligenz werde nun einmal überall und von allen wertgeschätzt und stelle ein relevantes Kriterium der Persönlichkeitserfassung dar. Damit wird auch den Leser*innen die Zustimmung zu dieser Aussage nahegelegt, erscheinen sie selbst doch auch als Teil dieser konstatierten Realität, die durch die Wertschätzung von Intelligenz geprägt sei. Ansatzweise relativierende Formulierungen, wie die von Neyer und Asendorpf (2018), dass „die sehr hohe soziale Erwünschtheit“ (S. 150) vor allem „in heutigen westlichen Kulturen“ (ebd.) auftrete, kann als Hinweis auf die Relativität der vermeintlich allgemeingültigen Wichtigkeit und Popularität von Intelligenz gelesen werden. Doch diese Relativierung wird nicht weiterverfolgt und es wird auch nicht nach dem Hintergrund dieser sozialen Erwünschtheit gerade in der westlichen Welt gefragt. Stattdessen wird durch diese Setzung eine Rollenzuweisung zwischen Differentieller Psychologie und

Rezipient*innen ausgemacht: alle Beteiligten erkennen die Bedeutsamkeit von Intelligenz an, während durch die Psychologie das Wissen darüber erforscht und vermittelt wird und Rezipient*innen dieses als für sich relevant erachten. So wird nicht nur die Legitimation für die Auseinandersetzung mit „Intelligenz“ in der Differentiellen Psychologie geschaffen, sondern auch eine Bereitschaft auf Seiten der Leserschaft, das Wissen auf sich selbst anzuwenden und für bedeutsam zu erachten. Es wird ein Machtverhältnis zwischen Wissensproduktion und den Objekten des Wissens etabliert, wobei Leser*innen gewissermaßen in Hab-Acht-Stellung gebracht werden, soll doch durch die Lehrbücher etwas vermittelt werden, das sie zutiefst betrifft und dabei überaus bedeutsam ist. Dabei wird außen vor gelassen, ob und warum die Bedeutsamkeit und Anwendung der Intelligenzdefinitionen tatsächlich so wichtig und bedeutsam für alle Leser*innen sein sollen, und ob sie sich nicht, wenn überhaupt, eher über andere Merkmale definieren wollen.

8.2.2 Zu Definition und Gebrauch des Begriffes Intelligenz

Wenn es darum geht, Intelligenz inhaltlich zu definieren, werden die Aussagen um einiges diffuser und widersprüchlicher und verlaufen schließlich im Sand, um dann in ihrer unaufgelösten Widersprüchlichkeit übergangen zu werden. Jedes Lehrbuch enthält ein einleitendes Kapitel, das sich auf verbale Definitionen von Intelligenz bezieht. Hierbei wird eingestanden, dass es keine einheitliche und allgemeingültige Definition für Intelligenz gibt, häufig unter Verweis auf die Kulturabhängigkeit der Wertschätzung verschiedener Fähigkeiten (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 150; Stemmler et al., 2016, S. 150; Süß & Beaducel, 2011, S. 101). Doch offenbar kann weder eine zeit- und kulturübergreifende Definition von Intelligenz gegeben werden, noch eine auf den eigenen Kulturkreis beschränkte.

Teils wird versucht, Intelligenz durch eine *Abgrenzung von verwandten Begriffen* zu umreißen, etwa, wenn Intelligenz von Begabung, Klugheit oder Weisheit unterschieden wird (vgl. Gittler, 2017, S. 53, Neyer & Asendorpf, 2018, S. 149). Dann wiederum wird Begabung von Stemmler et al. (2016, S. 219) aber geradezu als Synonym für hohe „allgemeine Intelligenz“ verwendet. Dementsprechend kann mit Blick auf die Diskursbreite keine einheitliche Strategie in Bezug auf die begriffliche Abgrenzung von Intelligenz ausgemacht werden.

Eine weitere Strategie zur Bestimmung des Begriffes Intelligenz stellt die Sammlung von zitierten *Definitionsversuchen* verschiedener Intelligenzforscher dar. Auch hier kann weder in Bezug auf die Definitionsversuche noch deren Einordnung und Bewertung innerhalb der Lehrbücher von einer einheitlichen Linie gesprochen werden. Während Stemmler et al. (2016) den Definitionsversuch von Hofstätter (1957, S. 173) affirmativ bejahen, wonach von Intelligenz „als den Fähigkeiten gesprochen [werden kann], die innerhalb einer bestimmten Kultur den Erfolgreichen gemeinsam sind“ (Stemmler et al, 2016, S. 150), kritisiert Gittler (2017) diesen Definitionsversuch mit dem Hinweis, „dass manch Erfolgreicher nicht unbedingt für übermäßig intelligent gehalten wird“ (S. 55). Zu den am häufigsten auftauchenden Definitionsversuchen gehört etwa der von Wechsler: „Intelligenz ist die Fähigkeit, zweckvoll zu handeln, vernünftig zu denken und sich mit seiner Umgebung wirkungsvoll auseinanderzusetzen“ (1964, S. 13, zit. nach Gittler, 2017, S. 55, siehe auch Stemmler et al., S. 150; Weber & Rammsayer, 2012, S. 177). Auch Stern wird mehrmals zitiert: „Intelligenz ist die allgemeine Fähigkeit des Individuums, sein Denken bewusst auf neue Forderungen einzustellen; sie ist die allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens“ (zit. nach Gittler, 2017, S. 55; siehe auch Stemmler et al., 2016, S. 150). Insgesamt stellen sich beim Lesen eine gewisse Verwirrung und das Gefühl der inhaltsleeren Beliebigkeit der Definitionsversuche ein. So schreiben etwa Gittler (2017, S. 55) und Stemmler et al. (2016), dass derartige verbale Definitionsversuche durch eine tautologische Ersetzung der Bezeichnung Intelligenz durch Adjektive wie „zweckvoll, vernünftig, produktiv, erfolgreich“ (Stemmler et al., 2016, S. 150) geprägt seien, aber zu keinem besseren Verständnis von Intelligenz beitragen würden. Die losen Enden werden letztendlich aber behelfsmäßig zusammengeführt, indem der Fokus auf die zweckgerichtete Fähigkeit Probleme zu lösen, gelegt wird. Es wird dann ganz allgemein von einer „Fähigkeit, Probleme durch Nachdenken mehr oder weniger gut lösen zu können“ (Stemmler, 2016, S. 151) gesprochen.¹² So wird zwar nicht abschließend geklärt, was Intelligenz genau ist, dafür aber erklärt, wozu sie genutzt werden und wie sie erfasst werden kann: durch die

¹² Ganz ähnlich formulieren es auch Süß und Beauducel (2011): „Intelligenz, so die relativ übereinstimmende Auffassung, soll Fähigkeiten beschreiben, die zur Lösung von unterschiedlichen kognitiven Aufgaben gebraucht werden.“ (S. 101)

Fähigkeit, Probleme kognitiv zu lösen.¹³ Die Fokussierung auf „die Lösung neuartiger Probleme, eine geistige Anpassungsfähigkeit“ (Süß & Beaducel, 2011, S. 101) und den „wirkungsvoller Umgang mit der Umwelt“ (ebd.) engt alle geistigen Prozesse, zu denen Menschen in der Lage sind auf diejenigen ein, die auf die zweckgerichtete Bewältigung von Problemen und Umweltanpassung ausgerichtet sind. Das aber ist eine immens verkürzte Sicht auf geistige Prozesse sowie gnadenlose Einspannung derselben in vorgegebene Zweck-Mittel-Relationen. Die Intelligenz wird also tendenziell ein Mittel zum Zweck der Problembewältigung, wobei vor allem die Bestimmung der *zu lösenden Probleme* das Bild von Intelligenz bestimmt. Und wenn man bedenkt, dass Intelligenzdiagnostik ursprünglich im schulischen Kontext entwickelt worden ist und die Bestimmung der externen Validität der Tests über deren Zusammenhang mit Schulnoten, Bildungsgrad und beruflichem Erfolg geprüft wird (vgl. Süß und Beaducel, 2011, S. 129 ; Lewontin, Kamin & Rose, 1984, S. 71; Neisser, 1976, S. 135), wird auch klar, durch welche Anforderungen Intelligenz bestimmt werden soll: sie wird als Fähigkeit bestimmt, vorgegebenen Anforderungen in Schule, Ausbildung und Beruf zu entsprechen. Lewontin, Rose und Kamin (1984) schreiben hierzu:

Intelligenztests sind [...] nicht aus den Prinzipien einer allgemeinen Theorie der Intelligenz konstruiert und nachfolgend als unabhängiger Prädiktor des sozialen Erfolgs erwiesen worden. Im Gegenteil, sie wurden empirisch angepaßt (sic) und standardisiert, um hohe Korrelationen mit dem Schulerfolg zu erreichen, wobei die Idee, daß sie „Intelligenz“ messen, aufgesattelt wird, ohne daß es eine unabhängige Begründung für ihre Gültigkeit gibt.“ (S. 71)

Dementsprechend wäre eine Umbenennung von Intelligenztests in gesellschaftliche Anforderungstests der Sache wohl angemessener.

Da bedeutet zum einen, dass Intelligenz tendenziell als reaktiver Umgang mit Umweltanforderungen gerahmt wird, wobei die Bestimmungskriterien für Intelligenz von außen vorgegeben werden. Es bedeutet aber auch, von der Innenperspektive, Intentionalität und Sinngebung der einzelnen Person abzusehen, um ihr stattdessen die von außen kommenden Kriterien für Intelligenz überzustülpen. Dadurch wird übersehen, dass jedes menschliche Erleben und Verhalten geprägt ist von Prozessen, die das im Wort Intelligenz enthaltenen „intelligere“ bezeichnet: erkennen, einsehen und verstehen. Nur wird, folgt man den äußeren Kriterien, nicht mehr versucht, diese

¹³ Es sei darauf hingewiesen, dass dies trotzdem keine präzise Definition, sondern eher eine Rahmung der intendierten Denkrichtung darstellt. Dies zeigt sich auch darin, dass aus der Definition keine einheitlichen Intelligenzkonstrukte und Operationalisierungen zur Messung von Intelligenz hervorgegangen sind.

Prozesse gemäß der ihnen inhärenten Logik nachzuvollziehen. Der in der Intelligenzdiagnostik unterschwellig formulierte Anspruch an das Individuum ist ein Leistungs- und Anpassungsimperativ in Schule und Beruf. Insofern stellt die (zugegebenermaßen diffuse) Definition von Intelligenz sowie die darauf fußende Entwicklung von Tests eine machtvolle Deutungshoheit sowie Unterwerfung der Menschen unter die zum absoluten Maßstab erhobenen Kriterien dar. Jeder Definitionsversuch stellt eine Vereinnahmung des Begriffes Intelligenz dar, die eine „Ermächtigung über ein Objekt“ (Walter, 1999, S. 126) ist. Und indem die Definition an eine hohe Wertschätzung der Intelligenz gekoppelt wird, ergibt sich daraus eine machtvolle Strategie zur Durchsetzung der in die Definition hineingelegten Wertungen sowie Anforderungen an alle potentiell testbaren Individuen. Sicherlich ist nicht die Psychologie selbst als „Täterin“ und „Inhaberin“ dieser Deutungsmacht zu betrachten. Vielmehr reagiert sie auf die zu einer bestimmten Zeit entstandenen Anforderungen und Zwänge innerhalb einer Gesellschaft, indem sie diese in Wissenskategorien übersetzt, operationalisiert und als alternativlose Wahrnehmungsschemata verankert.

Zwar folgen in den meisten Lehrbüchern auf das Kapitel mit den verbalen Definitionsversuchen weitere Kapitel, in denen verschiedene Modelle von Intelligenz vorgestellt werden. Hierbei wird von „Intelligenzmodelle[n] und Theorien“ (Gittler, 2017, S. 57) bzw. „Strukturmodelle[n]“ (Stemmler et al., 2017, S. 156) gesprochen, womit impliziert wird, dass es sich um Konstrukte, nicht um die Sache selbst handelt. Und es wird durchaus erklärt, dass unterschiedliche Modelle vorliegen, aus denen auch unterschiedliche Tests hervorgegangen sind. Dies lässt sich als Eingeständnis lesen, dass Definitionen und Operationalisierungen eben gemacht, kontingent und umstritten sind. Doch sogleich wird über diese fehlende Einheitlichkeit hinweggegangen, etwa mit dem Verweis, dass unterschiedliche Intelligenztests untereinander angeblich hohe Korrelationen aufweisen würden (Gittler, 2017, S. 57), was als Hinweis auf die Überlappung von Konstrukten gedeutet wird. Oder ein bzw. mehrere Modelle werden präferiert und als treffendes Abbild der Sache selbst ausgewiesen (Stemmler et al., 2016, S. 176f). Rammsayer und Weber (2012, S. 194ff) enthalten sich einer abschließenden Bewertung der unterschiedlichen Modelle und schreiben: „Obwohl Intelligenz als das am besten untersuchte Persönlichkeitsmerkmal gilt, findet sich bis heute keine allgemeingültige Definition für dieses Konstrukt“ (a.a.O., S. 196). Nun könnten sich Forscher*innen fragen, wie es möglich ist, etwas zu messen, über das

eigentlich kein Konsens besteht. Doch offenbar gibt es kein Interesse, die eigenen Wissenskategorien in Frage zu stellen, sondern den unbedingten Willen, sie anzuwenden und unter Ausblendung der epistemischen Restriktionen als legitim zu verbreiten. Dies zeigt sich in jenen Kapiteln, die sich mit Korrelaten von Intelligenz beschäftigen. Denn dort wird dann nicht mehr von Definitionsproblemen, unterschiedlichen Modellen und Theorien gesprochen, ebenso wenig wird genauer erklärt, welche Intelligenztests in Studien zum Einsatz kamen. Es wird lediglich über „die Intelligenz“ gesprochen, die nun scheinbar uneingeschränkt gemessen werden kann sowie deren Zusammenhang mit Beruf, Schulleistung, sozialer Herkunft, Geschlecht etc. Dass sich unter dem scheinbar eindeutigen Begriff Intelligenz ein Konglomerat an Ungereimtheiten, Widersprüchen und diffusen Vorstellungen verbirgt, die ihren gemeinsamen Nenner in einer Leistungs- und Anpassungsfähigkeit an schulische Anforderungen finden, wird dann ausgeblendet. Die häufig zitierte Äußerung von Boring (1923) „Intelligenz ist das, was der Intelligenztest misst“ (zit. nach Weber & Rammsayer, 2012, S.178, siehe auch Gittler, 2017, S. 55; Neyer & Asendorpf, 2018, S. 150; Stemmler et al., 2016, S. 149), wirkt dann auch nicht mehr als ironisches Eingeständnis der Zirkularität des eigenen Vorgehens. Sie lässt sich eher lesen als ein Insistieren auf die Relevanz und die Deutungshoheit der psychologischen Diagnostik, die nicht durch Genauigkeit, Überzeugungskraft und Argumente, sondern durch die Vereinnahmung und Pseudo-Auslegung von abstrakten Begriffen entsteht. Der Satz will darauf hinweisen, dass die Psychologie über Wissen und Methoden verfügt, um dieses überaus wichtige Persönlichkeitsmerkmal „Intelligenz“ zu erfassen, ungeachtet der Tatsache, ob dies der Fall ist oder nicht.

8.2.3 Zur Etablierung des *g*-Faktors

Fast alle von mir untersuchten Lehrbücher enthalten Kapitel über gängige Intelligenzmodelle. Eine Ausnahme stellt das Buch von Netter und Hennig (2005) dar, das als vertiefende Literatur über die biopsychologischen Grundlagen von Intelligenz diese Modelle als Grundlagenwissen voraussetzt. Bezüglich der Diskursbreite kann hierbei von keiner einheitlichen Linie, bzw. homogenen Haltung bezüglich der unterschiedlichen Modelle gesprochen werden. Insgesamt zeichnet sich jedoch die klare Tendenz ab, solche Modelle zu präferieren, die auf der Annahme des *g*-Faktors beruhen.

Die Diskussion der vorgestellten Modelle verläuft entlang der Frage, ob diese einen *g*-Faktor postulieren oder nicht. Während in dem Buch von Weber und Rammsayer (2012) keine abschließende Bewertung und Präferenz bezüglich eines bestimmten Modells ausgesprochen wird, beziehen die anderen Lehrbücher hingegen durchaus Stellung. Gittler schreibt, dass sich „in der Fachwelt die Ansicht durchzusetzen“ (2017, S. 57) scheint, dass Intelligenz am besten durch „eine hierarchische Struktur abgebildet werden [kann, Anm. X.L.]“ (ebd.). Hierarchische Modelle gehen von der Existenz mehrerer Intelligenzfaktoren aus, die aber untereinander korrelieren sollen, woraus die Existenz eines ihnen zugrundeliegenden Generalfaktors der Intelligenz abgeleitet wird. Weber und Rammsayer weisen kritisch darauf hin, dass die Verbreitung hierarchischer Modelle keine allgemeingültige Operationalisierung darstelle, weil „die hierarchischen Strukturmodelle hinsichtlich ihrer Annahmen in Bezug auf die Anzahl, inhaltliche Definition und hierarchische Organisation“ (Weber & Rammsayer, 2012, S. 196) keinesfalls homogen seien. Gittler (2017), Neyer und Asendorpf (2018), Stemmler et al. (2016) und Hennig und Netter (2005) hingegen genügt der Hinweis auf positive Korrelationen zwischen Untertests als Beweis für die Existenz eines Generalfaktors der Intelligenz sowie das geglückte Projekt einer Intelligenzstrukturbestimmung. Unterschiede liegen lediglich in der Akzentuierung der *g*- und *s*-Faktoren vor. Neyer und Asendorpf (2018) weisen darauf hin, dass Untertests miteinander korrelieren, „sodass sich auch in diesem Ansatz Spearmans *g*-Faktor ergibt, der durch den Gesamt-IQ repräsentiert ist“ (2018, S. 155). Sie schreiben aber auch, dass „[d]ie Interkorrelationen der Untertests [...] nicht so hoch sind, dass sie austauschbar wären“ (ebd.), weshalb auch die Ergebnisse der Untertests als *s*-Faktoren ausgegeben werden müssen. Hier klingt also sowohl die Akzeptanz einer Allgemeinen Intelligenz an, als auch der Versuch, damit einhergehenden Informationsverlust zu vermeiden.

Stemmler et al. (2016) stechen mit ihrer Lobpreisung des *g*-Faktors und der ihm zugewiesenen Aussagekraft deutlich hervor. Insofern kann nicht davon gesprochen werden, dass die heftige Unumwundenheit in der Parteinahme für den *g*-Faktor sowie eine Ausweitung seiner Geltungskraft auf „die allermeisten Anforderungen des alltäglichen Lebens“ (Stemmler et al., 2016, S. 158) für den gesamten Diskurs typisch ist. Der *g*-Faktor wird auch von den anderen Büchern als plausibel dargestellt. Doch das Lehrbuch von Stemmler et al. (2016) rezipiert und reproduziert den von Galton begründeten Zweig der Intelligenzforschung, die von den anderen Lehrbüchern

lediglich in ihrer entschärften Form aufgegriffen wird. Da dieses Lehrbuch an den Universitäten jedoch so weit verbreitet ist, kann davon ausgegangen werden, dass die darin vertretenen Positionen als tolerierte, wohlmöglich anerkannte Lehrmeinung bis heute Bestand innerhalb der Psychologie haben. Warum spielt die Diskussion des *g*-Faktors in den Lehrbüchern eine solch wichtige Rolle und warum wird er in dem Buch von Stemmler et al. (2016) so aufgebauscht und mit derartiger Bedeutung gefüllt?

Das Unterkapitel 4.3.1 *Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman* (Stemmler et al., 2016, S. 156-158) liest sich nicht als Darstellung und Diskussion von Spearmans Arbeit, sondern als unumwundene Apologetik und Lobpreisung seiner Intelligenztheorie und der damit verknüpften Ideologie der absoluten Hierarchisierung von Menschen anhand einer klassifizierenden Messung. Ziel ist die Vermittlung der als unbezweifelbar ausgewiesenen Wahrheit „that there really exists a *something* that we may provisionally term... a »General Intelligence«.“ (Spearman, 1904, S. 272; zit. nach Stemmler et al., 2016, S. 157). Es scheint, als sei der sagenumwobene Schatz, nachdem die Intelligenzforscher gegraben haben, durch Spearman endlich gehoben worden: die Essenz aller kognitiven Fähigkeiten, das, was das Wesen der Intelligenz maßgeblich ausmache und „eine erhebliche Bedeutung für die allermeisten Anforderungen des alltäglichen Lebens“ (a.a.O., S. 158) habe. Aus dem Ringen um Definition, Operationalisierung und Messbarkeit eines diffusen „Etwas“ kristallisiert sich nun ein klar umrissenes „Objekt“ heraus: die Intelligenz als Gegenstand, der sich in die als messbar dargestellten „Substanzkomponenten“ von *g*-Faktor und *s*-Faktoren aufspalten lässt.

Hergestellt wird die uneingeschränkte Wahrheit der Theorie durch die Kontrastierung zu Binets Theorie, die durch „begrenzten Erfolg“ (a.a.O., S. 156) charakterisiert und damit abgewertet wird. Auch die wiederholte Ausweisung von Spearmans Arbeit als „präzise Modellvorstellung“ (ebd.), „eine der bedeutendsten Einzelarbeiten unseres Faches“ (a.a.O., S. 157), und „bahnbrechend“ (ebd.) ist dazu geeignet, die Zwei-Faktoren-Theorie im ungetrübten Licht der objektiven Wissenschaftlichkeit und Wahrheit erstrahlen zu lassen. Auch die forcierte Gruppenidentifikation der Leserschaft mit Spearmans Arbeit, die Verwendung von Superlativen und die stete Wiederholung, dass es den *g*-Faktor nachweislich gebe, seine Plausibilität und Einfachheit überzeugen würden, dass „[e]indrucksvoll“ immer wieder bestätigt worden sei, dass die Theorie stimme, schließt den Raum für weitere Kritik. Insgesamt zeichnet sich ein auf

Emotionalisierung und Identifikation abzielendes Narrativ ab, das die Glaubwürdigkeit einer Idee mit der Größe einer historischen Person verbindet. Das ist um einiges überzeugender und lässt sich viel besser mit der Identität der Leser*innen verschalten, als die Nennung von Zahlen, Tabellen und Methoden. Und indem die glühende Ehrerbietung für Spearman und seine Theorie auf den Plan gerufen wird, erscheint es umso schwieriger, eine kühle Analyse der weitreichenden Postulate durchzuführen. Dann wird es umso unwahrscheinlicher, dass Leser*innen noch selber kritisch denken und sich an die Lehren aus allen einführenden Statistikvorlesungen erinnern: aus Korrelationen lassen sich keine Kausalitäten ableiten. Auf dieser unerlaubten Operation beruht aber die gesamte Überzeugungskraft von Spearmans Theorie und aller daran anschließenden Modelle, die auf der Annahme eines *g*-Faktors beruhen, wenn aus dem Vorliegen von Korrelationen zwischen verschiedenen Aufgaben sogleich auf die kausale Wirkung des *g*-Faktors rückgeschlossen wird. Und auch die Frage unterbleibt, weshalb ein einzelner Intelligenzwert, der so viel Informationsverlust über individuelle Stärken und Schwächen zur Folge haben könnte, dermaßen aufgebauscht wird und vielfach genutzt wird. Wäre es nicht im Interesse einer exakt messenden Wissenschaft, wenn sie sich nicht auf irgendwelche Durchschnittswerte einzelner Komponenten beziehen würde, sondern auf die genauen Einzelmessungen?

Als Grund für Spearmans Erfolg lässt sich die Kompatibilität mit den methodischen und theoretischen Implikaten der Psychologie nennen: Spearman bietet eine Theorie, die anschlussfähig ist an die vorausgesetzte Messbarkeit menschlicher Denkvorgänge in Analogie zu physischen Objekten. Er selbst nimmt eine „Vergegenständlichung“ und Übersetzung geistiger Vorgänge in physiologische vor, wenn das *g* der Intelligenz als eine „Energie“ oder „Kraft“ dargestellt wird „die allgemein der gesamten Großhirnrinde (oder möglicherweise sogar dem gesamten Nervensystem) zu Diensten steht“ (Spearman, 1923, S. 5, zit. nach Gould, 1983, S. 294). Die spezifischen *s*-Faktoren werden in spezialisierten Nervenzellen des Gehirnes verortet, die einem Motor gleich, in unterschiedlichem Ausmaß vom „Benzin“ des *g*-Faktors angetrieben würden. Das ist genau die Vorstellung, die eine nach naturwissenschaftlichen Methoden vorgehende, vergegenständlichende, messende Psychologie braucht, um Intelligenz „erforschen“ zu können.

Doch wie lassen sich die Emphase gegenüber dem *g*-Faktor, seine breite Anerkennung und die aus methodischer Sicht schlampige Beweisführung erklären? Sämtliche

Kritikpunkte, die auf die problematische, reflexartige Rückführung von Korrelationen auf einen *g*-Faktor abzielen, werden in allen Lehrbüchern unterschlagen, obgleich es auch innerhalb der Mainstreampsychologie durchaus Kritiker*innen des Modells gibt. Diese bemängeln eine fehlende Auseinandersetzung mit möglichen Scheinkorrelationen (Stankov, 2002), der Berücksichtigung möglicher moderierender und medierender Variablen (Berg & Klaczynski, 2002), der Homogenität von Testaufgaben und Testsetting, methodische Schwierigkeiten bei der Durchführung und Interpretation von Faktorenanalysen (Demetriou, 2002) und widersprechende Befunde der Verhaltensgenetik (Grigorenko, 2002). Der Grund lässt sich in einer weiteren methodischen und theoretischen Prämisse der Psychologie suchen, nämlich der behaupteten Normalverteilung von Merkmalen sowie der darauf beruhenden Hierarchisierung von Individuen. Nur mit dem *g*-Faktor kann eine einheitliche Ordnung in Bezug auf das vielbeschworene Objekt „Intelligenz“ hergestellt werden, was aber die Voraussetzung für eine Hierarchisierung von Individuen hinsichtlich ihrer „allgemeinen“ kognitiven Fähigkeiten ist. Bliebe man hingegen bei Intelligenzprofilen, die sich aus verschiedenen Leistungskomponenten zusammensetzen, könnte eine Person nicht eindeutig über- oder unter einer anderen stehen, sondern es ergäben sich vielfältige Konstellationen, die durch eine bloße Einteilung nach Über- und Unterdurchschnittlichkeit nicht erfasst werden könnte. Das eigentliche Ziel von Intelligenzdiagnostik seit Galtons Vereinnahmung der Normalverteilungskurve ist aber die Hierarchisierung, die eindeutige Einordnung innerhalb eines Ordnungsschemas und deshalb wird in nahezu allen Lehrbüchern (ausgenommen das Lehrbuch von Weber & Rammsayer, 2012) der *g*-Faktor affirmativ vertreten. Ohne diese Fürsprache verlören sämtliche Studien, die sich zum Vergleich, bzw. zur Ermittlung von Korrelationen lediglich auf den IQ beziehen, ihre Aussagekraft. Analogien zwischen gesellschaftlichen Hierarchien, wie etwa sozialen Schichten, Schulsystemen, oder Diskriminierungen hinsichtlich Ethnie oder Geschlecht ließen sich argumentativ nicht mehr so gut durch Intelligenztestwerte untermauern. Dass Modelle, die eine eindeutige Hierarchisierung gestatten, sogleich akzeptiert werden, obgleich sie als nicht eindeutig bewiesen gelten können, kann nur auf die von Anfang an implizierte Intention zur Hierarchisierung zurückgeführt werden. Die Frage nach dem *g*-Faktor lässt sich auch als Gretchenfrage der Intelligenzdiagnostik lesen, die lautet: Glaubst Du, dass Menschen aufgrund ihrer Fähigkeiten einander global über- oder unterlegen sein können? Und die

Antwort, die in den Lehrbüchern vermittelt wird, ist: Ja, denn es lässt sich ja ganz eindeutig messen! Dass die Konstruktionsprinzipien der Tests aber von vornherein so festgelegt worden sind, dass sich eine Hierarchie ergibt, dass also lediglich „aufgefunden“ wird, was man zuvor „hineingelegt“ hat, wird einfach übergangen.

8.2.4 Zur Diskreditierung anderer Intelligenzmodelle

Neben der eindeutigen Affirmation des *g*-Faktors dient die Abgrenzung gegen und Diskreditierung von abweichenden Modellen der Etablierung eines einheitlichen, Hierarchisierung ermöglichenden Intelligenzmodells. Hierbei steht Binets Ablehnung gegen die Vorstellung einer Messbarkeit von „der Intelligenz“ ebenso in der Kritik (Stemmler et al., 2016, S. 156), wie Thurstones Theorie unabhängiger Primärfaktoren (a.a.O., S.160-165) oder Gardners Theorie Multipler Intelligenzen. Binets Annahme unabhängiger Intelligenzkomponenten sowie sein Ziel, „allgemeine intellektuelle Leistungsfähigkeit“ (a.a.O., S. 156) verbessern zu wollen, werden durch einen begrenzten Erfolg charakterisiert und damit unglaublich gemacht. Seine Ablehnung der Interpretation von Testwerten als Messung der „Intelligenz“ wird übergangen und die Ausgabe eines einzigen Wertes im Simon-Binet-Test als früher Beweis für die Sinnhaftigkeit des *g*-Faktors umgedeutet und vereinnahmt (ebd.). Thurstones anfängliche Annahme, dass Intelligenz aus mehreren, voneinander unabhängigen Faktoren bestünde, wird als „Folge der angewendeten Analyseverfahren“ (Stemmler et al., 2016, S. 165) angeführt, die „überwunden“ (a.a.O., S. 164) und zu einem hierarchischen Modell inklusive *g*-Faktor transformiert worden sei.

Am heftigsten unter Beschuss steht jedoch Gardners Theorie Multipler Intelligenzen. Diese Theorie umfasst viel mehr Intelligenzkomponenten als die „Klassischen Theorien“, die sich mit ihrem Fokus auf logisch-naturwissenschaftliche Fähigkeiten eher an der Testung schulassoziierter Fähigkeiten orientieren und dabei nach einer zweiwertigen Logik von richtiger und falscher Lösung verfahren. In Gardners Theorie hingegen tauchen etwa sozial-interpersonale und -intrapersonale Intelligenz, körperlich-kinästhetische Intelligenz sowie musikalische Intelligenz auf und es wird auch kurz eingeräumt, dass diese Faktoren in psychometrischen Tests nicht gemessen werden, weil sie „mit Hilfe von Papier-und-Bleistift-Tests nicht gut erfasst werden können“ (ebd., S. 226). Hier öffnet sich der Raum zur Kritik an der Unterwerfung des

Gegenstandes unter die Methoden: nicht, weil Intelligenz bloß aus den gängigen „Komponenten“ besteht, die in Intelligenztests gemessen werden, wird diese erschöpfend erfasst, sondern weil sich bestimmte Aspekte von menschlicher Intelligenz durch psychometrische Tests messen lassen, werden sie als Intelligenz definiert. Andere relevante Komponenten, die sich nur unzureichend durch standardisierte Messungen erfassen lassen, werden einfach außen vorgelassen werden. Dieses Eingeständnis würde auch die sehr umfassende Behauptung widerlegen, wonach immer wieder „bestätigt worden“ (a.a.O., S. 158) sei, dass „alle geistigen Leistungen, wie verschieden sie auch sein mögen, miteinander positiv korrelieren“ (ebd.). Gardners Theorie Multipler Intelligenzen legt den Finger auf die Wunde und zeigt, dass das eine leere Behauptung ist, weil vielfältige Aspekte von Intelligenz schlichtweg niemals berücksichtigt, geschweige denn gemessen und miteinander in einen korrelativen Zusammenhang gebracht worden sind. Stattdessen stellte die Konzentration auf schulassoziierte Aufgaben, und die nachträgliche Definition darauf basierender Tests als Intelligenztests eine einseitige Vereinnahmung des Begriffes Intelligenz dar. Ließe man sich auf Gardners erweitertes Modell ein, so müsste man die auch zugleich einräumen.

Die Darstellungsweise von Gardners Theorie ist durch eine kaum verhohlene emotional aufgeladene Abwertung charakterisiert. So wird aus dem Umstand, dass er ebenso wie andere Autoren auch, sprachliche, logisch-mathematische und räumliche Intelligenz als Komponenten in seinem Konstrukt integrierte, geschlussfolgert, dass „folglich der Neuigkeitswert der TMI (Theorie Multipler Intelligenzen, Anm. X.L) praktisch null“ (a.a.O., S. 226) sei. Dass andere Intelligenztheoretiker eigentlich nichts Anderes tun, als zuvor schon durch andere Forscher bestimmte Komponenten (inklusive der soeben genannten) aufzugreifen und umzugruppieren wird aber nicht moniert. Und der Neuigkeitswert der Theorie von Gardner besteht gerade in der *Erweiterung* dieser Komponenten, nicht der bloßen Reproduktion der selbigen. Des Weiteren wird beanstandet, dass die Kriterien zur Auswahl der Intelligenzen „willkürlich“ (ebd.) und weder „zwingend, noch notwendig“ (ebd.) seien, wogegen sich einwenden ließe, ob die Auswahl der Intelligenzkomponenten bei anerkannten Tests nicht ebenfalls eine willkürliche Auswahl ohne zwingende Notwendigkeit darstellt. Man kann sich fragen, weshalb hier offenbar mit zweierlei Maß gemessen und in einem solch persönlichen Ton angegriffen wird. Das kann daran liegen, dass Gardner „eine Unabhängigkeit der multiplen Intelligenzen“ postuliert (ebd.) und dann auch noch „die Vorstellung einer

Allgemeinen Intelligenz im Sinne von *g* ab[lehnt], da ein solcher allgemeinere Intelligenzfaktor nur wenig über den Erfolg einer Person [...] vorhersage“ (ebd.), obwohl es doch, so die Autoren (Stemmler et al., 2016) eine „enorme Befundmasse“ (ebd.) gebe, die dies widerlege. Und dann habe er „keine Diagnostik entwickelt, mit der man multiple Intelligenzen messen könnte und die den klassischen Gütekriterien (Objektivität, Reliabilität, Validität) standhalten“ (ebd.) So wird deutlich, dass Gardner offenbar als Antagonist im Kampf um die Deutungshoheit betrachtet wird. Und er hat Regeln, die alle anderen Forscher zuvor befolgt haben, gleich in dreifacher Hinsicht gebrochen: er lehnt eine eindeutige Hierarchisierung von Menschen anhand einer „Allgemeinen Intelligenz“ ab, er lehnt den verengten, auf Erfolg und Anpassung, naturwissenschaftlich-logisches, reaktives und nach zweiwertiger Logik verfahrenes Denken ab. Und er will seine Theorie auch nicht in Form einer Diagnostik messbar und verwertbar machen. Diese Regelbrüche sind offenbar unverzeihlich und werden mit dem Ausschluss aus der „richtigen“ Wissenschaftsgemeinschaft quittiert, wenn dann mit kaum verhohlener Herablassung geschrieben wird: „Insofern besteht der Verdacht, dass Gardners Weiterentwicklung der TMI nichts anderes als pseudowissenschaftlicher Hokusfokus ist“ (a.a.O., S.227). Leser*innen werden nach einer derartigen Abfertigung wohl kaum geneigt sein, weiter über Gardners Modell nachdenken zu wollen. Eine ganz offene Abwertung kritischer Theorien, die sich gegen den *g*-Faktor, und damit gegen die hierarchische Anordnung von Menschen aussprechen, erfolgt meistens durch das Argument der Unwissenschaftlichkeit (ebd.) und empirischen Widerlegung (a.a.O., S. 156; S. 164-165) abweichender Ideen und Modelle. So wird kein Diskussionsraum über widerstreitende Modelle und Theorien geöffnet, sondern verschlossen, woraus sich eine eindeutige Fürsprache in Bezug auf den *g*-Faktor respektive eine klare hierarchische Ordnung zwischen Individuen ergibt.

8.3 Zur Hierarchisierung von Individuen und Gruppen durch Intelligenzdiagnostik

Intelligenzdiagnostik setzt immer beim Individuum an und nimmt dieses in den Fokus. Wie zuvor gezeigt wurde, ist sie darauf ausgelegt, Unterschiede zwischen Individuen in Form einer hierarchischen Rangreihung und Verortung innerhalb dieser Hierarchie zu erfassen. Dieses Prinzip bietet sich auch zur Rangreihung von sozialen Gruppen an,

indem Durchschnittswerte von Gruppen miteinander verglichen werden können. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Lehrbücher der Intelligenzdiagnostik dazu beitragen, soziale Ungleichheit zwischen Bevölkerungsgruppen als Folge von Intelligenzunterschieden zu rahmen und dadurch zu legitimieren. Hierbei soll darauf eingegangen werden, wie der einseitige Fokus auf individuelle „Intelligenz“ zu einem Absehen von sozialen Einflussfaktoren führt und die Konstruktion von Intelligenzunterschieden als Anfangsgrund sozialer Unterschiede zu einer ideologischen Rechtfertigung sozialer Ungleichheit als Ausdruck unterschiedlicher Begabungsgrade führt. Im Anschluss soll anhand der Kategorien Geschlecht, Ethnie und sozioökonomischer Status aufgezeigt werden, wie diese zunächst naturalisiert werden, um anschließend den ungleichen Zugang zu Ressourcen, Anerkennung und Macht aufgrund dieser Kategorien auf Intelligenzunterschiede zurückzuführen. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf dem Lehrbuch von Stemmler, Hagemann, Amelang und Spinath (2016), welches das umfangreichste Material und die weitreichendsten Aussagen zu diesem Thema enthält.

8.3.1 Zur Blicklenkung auf das Individuum und zum Absehen von sozialen Einflussfaktoren

Indem der Fokus psychologischer Forschung auf die Messung von Erlebens- und Verhaltensweisen von Individuen gelegt wird, entsteht die Tendenz, eine individualisierende psychologische Sicht auf Menschen zu entwickeln. Diese führt dann dazu, den einzelnen als Ursprungsort seines Erlebens und Verhaltens zu betrachten, statt ihn immer im Kontext der sozialen Bedingungen sowie kulturell geprägter Sinnbezüge zu sehen. Dementsprechend mager fallen auch die Sozialisations- und Vergesellschaftungstheorien aus, die sich der Frage stellen, wie ein Mensch in der und durch die Kultur werden kann. Dies ist auch wichtig für das Thema Intelligenz, weil berechtigter Weise angenommen werden kann, dass gerade Umweltfaktoren die Herausbildung spezifischer kognitiver Fähigkeiten prägen und darüber entscheiden, welche Fähigkeiten in welchem Ausmaß und zu welchem Zweck ausgebildet werden, bzw. in ihrer Entwicklung unterbunden werden. Doch indem die meisten Studien, die in

den Lehrbüchern aufgeführt werden, einzig auf das Individuum fokussieren, geraten diese Prozesse vollkommen aus dem Blick:

Ihrer Eigenschaft der Individualisierung oder Ontologisierung gesellschaftlicher Anforderungen wegen eignen sich psychologische Tests nun hervorragend als ordnungsstiftende Instrumente. Der einzelne, nicht die Gesellschaft, muß nachweisen, ob die abverlangten Leistungen und Verhaltensweisen vorhanden sind bzw. gezeigt werden können und warum nicht. Daß (sic) die sozialen, politischen oder allgemeinen Lebensumstände für das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein der erwarteten Fähigkeiten oder Kompetenzen mindestens ebenso verantwortlich sind, wird abgedeckt, ignoriert oder in Abrede gestellt, entgegen tatsächlichen Gegebenheiten.“ (Grubitzsch, 1999, S. 237)

Die Fixierung auf das Individuum sowie das Verständnis von Intelligenz als Ausdruck internaler Prozesse spiegelt sich in einem großen Umfang an Textmaterial und Studien wieder, die auf das von seiner Umwelt isolierte Individuum fokussieren, etwa wenn ganze Unterkapitel auf „Neurale Korrelate von Intelligenz“ (Stemmler et al., 2016, S. 205.208; Gittler, 2017, S. 76-78; Netter & Hennig, 2005, S. 155-187) abzielen, oder auf kognitionspsychologische Experimente, die „Intelligenz“ in Prozesse hinsichtlich Reaktionszeiten, Reizverarbeitung und Arbeitsgedächtnis zu zerlegen versuchen (Stemmler et al., S. 195-204). Auch die Nutzung eines Lehrbuches als Prüfungsstoff, das sich in Gänze auf die „Biopsychologischen[n] Grundlagen der Persönlichkeit“ (Hennig & Netter, 2005) bezieht, spricht für einen starken universitären Fokus auf ein biologisches Paradigma zur Erklärung von Intelligenz. Dabei wird die Vorstellung formuliert, dass Intelligenztests den *Ausprägungsgrad* von Intelligenz messen, wohingegen kognitive Prozesse, und ihnen zugrundeliegende neuronale Vorgänge als „*Kausalursachen* [Kursivsetzung X.L.] für individuelle Unterschiede“ (Stemmler et al., 2016, S. 195) aufzufassen seien. So wird beispielweise erklärt, kognitionspsychologische Experimente

„legen es nahe, Intelligenz als Eigenschaft des zentralen Nervensystems aufzufassen, Informationen schnell und fehlerfrei bearbeiten zu können. Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zu einer biologischen Fundierung von Intelligenz“ (Stemmler et al., 2016, S. 205).

Auch Gittler (2017, S. 74) sowie Hennig und Netter (2005, S. 155) schließen sich dieser Einschätzung an. Als vielversprechende Theorien zur Erklärung von „hoher Intelligenz“ werden dabei die Myelinierungshypothese (Gittler, 2017, S. 78), die neurale Plastizitätshypothese (ebd.) sowie die Neural Pruning Hypothese (Stemmler et al. 2016, S. 207) angeführt. An dieser Stelle soll nicht geleugnet werden, dass kognitive Prozesse auch im Gehirn stattfinden und sich zu jeder geistigen Tätigkeit ein neuronales Korrelat nachweisen lässt. Aber die geistige Tätigkeit lässt sich nicht auf die physiologischen

Prozesse reduzieren, sich erschöpfend durch diese erklären oder als deren „Kausalursache“ begreifen. Die Verlockung, die von einem reduktionistischen Modell ausgeht, ist das Absehen und Übersehen der Einbettung von neuronalen Prozessen in die Umwelt, die konstitutive Interaktion zwischen Nervensystem und Umwelt sowie die Bedeutungs- und Erlebnisebene neuraler Korrelate, die nicht durch bildgebende Verfahren, sondern nur durch den Kontext und Sinnbezug erfasst werden können. Indem aber nur auf internale, neuronale Prozesse geblickt wird, entsteht der Eindruck, als seien die Ursprünge individueller Unterschiede einzig auf die Beschaffenheit des Gehirns, nicht auf dessen Einbettung innerhalb und Interaktion mit seiner Umwelt zurückzuführen.

Die tendenziöse Fixierung auf vorrangig biologische Ursprünge von Intelligenz spiegelt sich auch in dem Kapitel *Genetische Faktoren* bei Stemmler et al. (2016, S. 515-529) wieder, wo durch eine Aufzählung von diversen Studien über die Intelligenz „getrennt aufgewachsener Zwillinge“ (a.a.O., S. 525) konsequent vermittelt wird, dass die „Intraklassenkorrelation von getrennt aufgewachsenen Zwillingen über sämtliche Studien hinweg bei ca. 0,7 läge“ (Stemmler et al., 2016, S.525). Da dies eine hohe Korrelation ist, die eineiigen Zwillinge jedoch in getrennten Umwelten aufgewachsen seien, müsse diese auf die identischen Gene zurückzuführen sein. Dabei wird von etwaigen Restriktionen und Unzulänglichkeiten dieser Studien gänzlich abgesehen, wodurch suggeriert wird, dass „Intelligenz“ nachweislich zu einem Großteil durch Gene bedingt sei. Dass die aufgeführten Studien zahlreiche Limitationen aufweisen, angefangen bei kleinen Stichproben, der Voreingenommenheit von Testleitern*Innen, die zu einer tendenziösen Verfälschung von Testergebnissen führten bis hin zu dem Umstand, dass die vermeintlich „getrennt“ aufgewachsenen Zwillinge in der Regel sehr wohl die selbe Umwelt teilten, wird einfach übergangen. Eine detaillierte Auseinandersetzung mit Limitationen von Zwillingsstudien, die vermeintlich getrennt aufgewachsen sind, findet sich bei Kamin (1979), Lewontin, Rose und Kamin (1984) sowie Joseph (2018). Dass sich im Lehrbuch von Stemmler et al. (2016) jedoch kein Interesse an einer kritischen Auseinandersetzung mit der Aussagekraft von solchen Studien findet, zeigt sich auch in der Tatsache, dass selbst die Fälschung von Cyril Burts Daten seiner Zwillingsforschung in Frage gestellt und diese unter der Hand wieder legitimiert werden. So wird geschrieben, dass Burt mit seinen Resultaten zur Zwillingsforschung ganz auf derselben Linie lag, wonach Intelligenz zu 70 % erblich

sei, „aber Zweifel an der sorgfältigen Berechnung der Kennwerte bestehen“ (Stemmler et al., 2016, S. 526) und „sogar Zweifel bestehen, ob überhaupt Erhebungen stattgefunden hatten“ (ebd.) weshalb das „besagte Material hier außer Acht gelassen werden [soll]“ (ebd.). Und in einem Literaturverweis wird in Bezug auf die Anschuldigungen gegen Burt dann noch geschrieben: „eine gedrängte Darstellung der Anschuldigungen und *Entlastungen* [Kursivsetzung X.L.] findet sich bei Green, 1992“ (ebd.). Damit wird Burts Material aber überhaupt nicht außer Acht gelassen, sondern zur Untermauerung des zuvor behaupteten genutzt. Und dann wird auch noch suggeriert, dass eine Entlastung Burts zumindest diskutabel sei. Dies kann als ein Beispiel dafür gelesen werden, dass eine Lüge länger lebt als ihre Widerlegung, insofern sie eine gewünschte Behauptung vermittelt.

Und dass das Postulat einer überwiegend genetischen Verursachung von Intelligenzunterschieden überaus erwünscht zu sein scheint, kann in Bezug auf das Buch von Stemmler et al. (2016) kaum in Zweifel gezogen werden. Die logische Konsequenz aus der methodischen Fokussierung auf das Individuum und der Rahmung seiner Intelligenz als zu einem Großteil biologisch determiniert, ist die Leugnung sozialer Einflussfaktoren. Und darin liegt auch der politische Impetus, der sich durch nahezu alle Kapitel des Buches zieht, die sich mit dem Thema Intelligenz beschäftigen. Im Vorfeld wurde bereits behauptet, dass „Allgemeine Intelligenz“ respektive der IQ einen weitreichenden Einfluss auf zahlreiche Belange des Lebens habe, wie „Gesundheitsverhalten, Kriminalität und individuelle [...] Finanzplanung“ (ebd., S. 158), außerdem auf das *Lernen* (a.a.O., S. 213), den *Schulerfolg* (a.a.O., S. 214), *Berufstätigkeit* (ebd.) sowie ganz allgemein auf das *Verhalten*, den *Lebenslauf* und den *gesellschaftlichen Erfolg* (a.a.O., S. 218ff). Hierbei wird behauptet, dass

„Allgemeine Intelligenz für sich ein sehr bedeutender, wenn nicht der erklärungsmächtigste Prädiktor späteren relativen Erfolgs in schulischen und beruflichen Belangen sowie Situationen des Alltagslebens ist.“ (a.a.O., S219)

Oder um alle diese Faktoren zusammenzufassen: soziale Ungleichheit zwischen Individuen sowie Gruppen sind überwiegen oder bis zur Gänze durch Intelligenzunterschiede bedingt. Und da diese durch interne kognitive Prozesse, respektive neuronale Korrelate, respektive genetische Veranlagung kausal verursacht seien, müssen sie als Ausdruck und Folge natürlicher Unterschiede betrachtet werden. Was also vermittelt werden soll, ist die ideologische Entsorgung von Fragen nach gesellschaftlicher Gerechtigkeit, Privilegierung sowie struktureller Benachteiligung von

Bevölkerungsgruppen. Hier wird ein Angebot an privilegierte Gruppen gemacht, die eigene Bevorteilung nicht in Frage zu stellen, sondern als Ausdruck ihrer Überlegenheit anzusehen. Es ist eine klassische meritokratische Erklärung sozialer Unterschiede, wonach alle dieselben Chancen bekämen und sich diejenigen durchsetzen, die die besten Fähigkeiten mitbringen. Diese Argumentation beruht auf einer Naturalisierung in zweifacher Hinsicht: sie beruht auf der Betonung eines biologischen Determinismus, bzw. der Leugnung sozialer Einflussfaktoren auf die Entwicklung von Individuen sowie der Naturalisierung einer Gesellschaft, die wesentlich auf Ungleichheit beruht:

„Anscheinend ist die schlichte Behauptung, daß (sic) es ererbte individuelle Unterschiede in Fähigkeiten gibt, nicht ausreichend, um den Fortbestand einer hierarchischen Gesellschaft zu rechtfertigen. Es muß darüber hinaus gefordert werden, daß die erblichen Unterschiede notweniger- und gerechterweise zu einer Gesellschaft mit Unterschieden in Macht und Honorierung führen. [...] Zusätzlich zu den biologischen Unterschieden, die zwischen Individuen oder Gruppen existieren, wird unterstellt, daß es biologische Tendenzen gibt, die allen Menschen und ihren Gesellschaften gemeinsam sind, und daß diese Tendenzen zu hierarchisch organisierten Gesellschaften führen, in denen Individuen um die begrenzten Ressourcen konkurrieren, die ihrem Rollensektor zugeteilt sind. Die besten und aktivsten Rollenspieler erreichen für gewöhnlich einen überproportional hohen Anteil an den Belohnungen, während die am wenigsten Erfolgreichen an andere, weniger begehrte Positionen verdrängt werden.“ (Lewontin, Rose, Kamin, 1984, S. 58)

Die Rahmung individueller Unterschiede als biologische Unterschiede, verschränkt mit der Rechtfertigung sozialer Ungleichheit wird auf eine brachial plakative, zuweilen zynische Weise vertreten. Die gängige Argumentationsstruktur, die hierbei immer wieder zum Einsatz kommt, ist die Interpretation von Korrelationen als Kausalursachen, wobei als Ursache – als Anfangsgrund von quasi allem – immer der IQ ausgewiesen wird. So wird aus der Korrelation zwischen hohem IQ und guter körperlicher, emotionaler und motivationaler Entwicklung, Schulerfolg, allgemeinem Erfolg in Beruf, in Wissenschaft und Kultur etc. geschlussfolgert, dass diese auf die „Allgemeine Intelligenz“ zurückzuführen seien (vgl. Stemmler et al., 2016, S. 218.219). Nach demselben Prinzip wird dann auch „Armut, Schulabbruch, Empfang von Wohlfahrt, uneheliche [...] Elternschaft oder Kontakt mit den Justizbehörden“ (a.a.O., S. 220) sowie „frühzeitiger Tod“ (ebd.) kausal auf einen niedrigen IQ zurückgeführt, weil hohe Korrelationen zwischen „Allgemeiner Intelligenz“ und den zuvor genannten Merkmalen gefunden worden seien. Und indem immer wieder behauptet wird, dass der Einfluss sozioökonomischer Faktoren statistisch geprüft und als irrelevant Einflussfaktor nachgewiesen worden sei, wird sogleich der unzulässige Schluss gezogen, dass eben die individuelle niedrige Intelligenz zu Armut, Kriminalität und frühzeitigem Tod führe. Neben der voreiligen Interpretation von Korrelationen als Kausalitäten dient also die

wiederholte Berufung auf statistische Untersuchungen als Mittel der Wahl, um soziale Faktoren als Ursachen von sozialer Benachteiligung und einem niedrigeren IQ, wie auch von sozialem Erfolg und einem höheren IQ zu leugnen. Hierbei fällt auf, dass die Wissenschaftler*innen, auf die sich die Autoren berufen, allesamt zu den „üblichen Verdächtigen“ gehören, die für einen nativistischen Strang der Intelligenzforschung stehen und etwa den „Intelligenzunterschied“ zwischen Weißen und Afroamerikaner*innen immer wieder betont haben: Artikel und Monographien von Arthur Jensen, Richard Herrnstein & Charles Murray, Richard Lynn, John Philippe Rushton und Linda Gottfredson werden von Stemmler et al. (2016) immer wieder und unwidersprochen zitiert, um die Behauptung zu belegen, dass soziale Ursachen für IQ-Unterschiede oder soziale Ungleichheit ausgeschlossen werden können.

Nun könnte man einräumen, dass es sich hierbei um anerkannte Wissenschaftler*innen innerhalb der Psychologie handelt und der Verzicht auf ihre Arbeiten einer Zensur gleichkäme.¹⁴ Doch blieben alle diese Autoren, nicht zuletzt aufgrund methodischer Fehler, auch innerhalb der Mainstreampsychologie nicht unwidersprochen. Davon erfährt man in dem Lehrbuch aber nichts, sondern wird einzig anhand der affirmativ vorgetragenen Befunde dieser umstrittenen Autor*innen in das Fach eingeführt und weiß nach der Lektüre nichts über mögliche Kritikpunkte und Gegenpositionen. Man muss einfach sagen, dass die Darstellung des Themenkomplexes Intelligenz und soziale Ungleichheit in dem Lehrbuch von Stemmler et al. (2016) absolut tendenziös ist und keinerlei Neigung erkennen lässt, eine differenzierte und ausgewogene Darstellung sowie Diskussion aktueller Studien zu bieten, sondern eine ideologische Grundlage zur Biologisierung von sozialen Unterschieden über das Konstrukt der angeborenen Intelligenz. Dies zeigt sich zum Beispiel auch in der tendenziösen Bewertung sozialer Bildungsprogramme in den USA, durch die sozial benachteiligte Kinder eine Frühförderung erhalten, wobei „mittlerweile Kosten in Höhe von mehreren Milliarden US-Dollar verursacht“ (Stemmler et al., 2016, S. 186) worden seien. Der Fördereffekt sei jedoch „verpufft“ (a.a.O., S. 187). Und auch zwei weitere Projekte, bei denen durchaus eine IQ-Zunahme gegenüber der Kontrollgruppe verzeichnet worden ist, erfahren eine vernichtende Kritik:

¹⁴ Was wohl weniger für die gute Reputation dieser Wissenschaftler*Innen spricht, als für die überaus zweifelhafte Anschlussfähigkeit ihrer Ideen an den Mainstream der Psychologie.

„[Die, Anmerkung X.L.] Beobachtungen sprechen gegen eine echte Intelligenzerhöhung trotz intensivster Frühförderung. Möglicherweise haben die Kinder des Milwaukee-Projekts lediglich im Laufe der Studien immer besser gelernt, Intelligenztestaufgaben zu beantworten (Jensen, 1989; Locurto, 1991 a). Eine kritische Bestandsaufnahme von »Head Start« [dem Förderprojekt, Anm. X.L.] findet sich in Jensen (1998).“ (Stemmler et al., 2016, S. 187)

Die politische Intention, gegen Förderprogramme für soziale Benachteiligte zu intervenieren, lässt sich wohl kaum übersehen. Eine weitere Strategie, um soziale Einflussfaktoren kleinzureden, besteht neben der Berufung auf „statistische Nachweise“ im Verschweigen von relevanten, dem Grundtenor des Buchs jedoch widersprechenden Studien. So wird beispielweise geschrieben, dass der IQ und spätere sozioökonomische Status (SÖS) von Schüler*innen mit dem IQ und SÖS ihrer Eltern korreliere. Um klären zu können, welcher der beiden Faktoren, also IQ oder sozialer Hintergrund und damit zusammenhängende „soziale Vor- und Nachteile“ (a.a.O., S. 611), zur Reproduktion des SÖS beitragen, müsste beides statistisch kontrolliert werden:

„Aufschlussreich wären Ansätze, in denen nach dem Stellenwert von solchen SÖS-Maßen gefragt wird, aus denen der Anteil der Intelligenz herausgerechnet ist. Erstaunlicherweise ist dieses Problem bisher nicht angegangen worden. Nur dessen Bearbeitung kann eine verbindliche Antwort darauf geben, ob SÖS substantiell mehr ist als »the old workhorse«: Intelligenz.“ (Stemmler et al., 2016, S. 611)

Untersuchungen dieser Art liegen aber sehr wohl vor und sie werden vielleicht deshalb nicht genannt, weil sie zu Ergebnissen kommen, die den postulierten Einfluss „Allgemeiner Intelligenz“ auf nahezu alles deutlich in Frage stellen, den Einfluss der sozialen Herkunft auf den IQ und den späteren Status aber durchaus plausibel machen (vgl. Gintis & Bowles, 2002; Papageron & Thom, 2018; Makharia, Nagarajan, Mishra et al., 2016). So schreiben Bowles und Nelson (1974) in einer Studie zur familiären „Vererbung“ des sozialen Status, bei der sowohl der IQ, als auch ökonomischer sowie beruflicher Status statistisch kontrolliert worden sind:

„Evidently, the genetic inheritance of IQ is not the mechanism which reproduces the structure of social status and economic privilege from generation to generation. Though our estimates provide no alternative explanation, they do suggest that an explanation of intergenerational immobility may well be found in aspects of family life related to socio-economic status and in the effects of socio-economic background operating both directly on economic success, and indirectly via the medium of inequalities in educational attainments“ (Bowles & Nelson, 1974, S. 48)

Was systematisch ausgeblendet wird, sind nicht nur soziale Einflüsse, die die Höhe des IQs und den sozialen Status einer Person beeinflussen können, sondern auch die Mechanismen, über die sie ihren Einfluss entfalten. Was also fehlt, ist eine Auseinandersetzung mit den psychischen Folgen von Diskriminierung, Armut, Flucht, Migration und Benachteiligung, wie etwa Selbststigmatisierung (Clark & Clark, 1947;

Goldberg 1968) und Bedrohung durch Stereotype (Aronson, Wilson & Akert, 2008, S. 442-443; Steele, 1997) sowie mit *soziologischen Theorien* zur Reproduktion sozialer Klassen durch die Weitergabe von kulturellem, symbolischem, sozialem, und ökonomischen Kapital (Bourdieu, 1992), der Ungleichheit reproduzierenden Wirkung des Schulsystems (Bourdieu, 1972; Oberwimmer, Vogtenhuber, Lassnigg und Schreiner, 2019) und der intersektionalen Überschneidung von Diskriminierungsformen aufgrund mehrerer Identitätskategorien (Crenshaw, 1991).

Dass benachteiligte, unterdrückte und diskriminierte Gruppen im Schnitt niedrigere IQ-Werte erzielen und dies tatsächlich als Ausdruck für geringere Intelligenz gedeutet wird, kann als Triumph der IQ-Ideologie (Lewontin, Rose, Kamin, 1984, S.66) gedeutet werden: diese bewirkte eine Konstruktion von „Intelligenzunterschieden“ als Anfangsgrund aller sozialen Differenzen. So schreiben Neyer und Asendorpf (2018): „Intelligenz ist die Fähigkeit zu hoher Bildung“ (S. 157). Es bliebe aber zu fragen, ob nicht die Sozialisation eine hohe Bildungsfähigkeit im Sinne des westlichen Schulsystems fördert, die dann als Intelligenz ausgezeichnet wird. Und es kann als erwiesen gelten, dass Kinder der Ober- und Mittelschicht aufgrund größerer finanzieller- und Bildungsressourcen besser auf eine gewisse „Bildungsfähigkeit“ vorbereitet werden als andere Kinder (Bourdieu, 1974). Dass privilegierte Kinder im Schnitt höhere IQ-Werte erzielen wird dann wiederum als Beweis dafür gewertet, dass ihnen aufgrund ihrer „höheren Intelligenz“ später auch mehr Macht, Geld und Einfluss zustehen.

Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von einem „Rassismus der Intelligenz“ (1993b, S. 252), der als ein Rassismus der herrschenden Klasse“ (ebd.) begriffen werden kann, deren Reproduktion zum Teil von der Weitergabe des kulturellen Kapitals abhängig ist“ (ebd.). Dieses kulturelle Kapital in Form von Bildung, Bildungstiteln und Habitus sei „inkorporiert“, also im Laufe der Sozialisation nahtlos mit den Vertretern einer bestimmten Klasse verwachsen, und weil dieses kulturelle Kapital als so natürlich und selbstverständlich erlebt werde, könne es als angeboren ausgegeben werden. Dieser Rassismus der Intelligenz „ist das, was den Herrschenden das Gefühl gibt, in ihrer Existenz als Herrschende gerechtfertigt zu sein; das Gefühl *Wesen höherer Art* (Kursivsetzung durch Autor) zu sein“ (ebd.). Und weil „die groben, brutalen Ausdrucksformen des Rassismus inzwischen einer schärferen Zensur unterliegen“ (a.a.O., S. 253), sei der gängige „Euphemisierungsmodus“ rassistischer Ideologie

„ganz klar die Scheinverwissenschaftlichung des Diskurses. Der wissenschaftliche Diskurs wird zur Rechtfertigung des Rassismus der Intelligenz nicht nur deshalb herangezogen, weil die Wissenschaft die herrschende Form des legitimen Diskurses darstellt: sondern auch und vor allem deshalb, weil eine Macht, die meint, sie habe eine wissenschaftliche Grundlage, von der Wissenschaft natürlich verlangt, daß sie dieser Macht die Grundlage liefert [...]“ (ebd.)

Bourdieu betont die Funktion des Schulsystems in der Reproduktion sozialer Ungleichheit, wobei „die Klassifizierung durch die Schule eine euphemisierte, also naturalisierte und verabsolutierte soziale Klassifizierung, [...] eine Alchimie, eine Umwandlung, die auf die Umwandlung von Klassenunterschieden in Intelligenz- oder Begabungsunterschiede hinausläuft“ (a.a.O., S. 254) darstelle. Und die Psychologie als „Produkt der sozialen Bedingungen, die auch den Rassismus der Intelligenz hervorbringen“ (ebd.) legitimiere den schulischen Ausleseprozess und dessen Klassifikation, indem sie nach der Logik verfare, dass Intelligenz das sei, was Intelligenztests messen, „das heißt, was das Bildungssystem mißt (sic)“ (ebd.).

Demgegenüber sei es vonnöten,

„wenn einmal die Rolle der Mediziner bei der Medizinisierung, das heißt der Naturalisierung der sozialen Unterschiede [...] untersucht würde, und auch die Rolle der Psychologen, Psychiater und Psychoanalytiker bei der Produktion jener Euphemismen, mit denen man Kinder von Subproletariern oder Ausländern so charakterisieren kann, daß soziale Fälle zu psychologischen Fällen werden, soziale Defizite zu mentalen Defiziten usw. Es wären, mit anderen Worten, all die Formen der Legitimierung zweiten Grades zu analysieren, die die schulische Legitimierung als die legitime Diskriminierung wiederholen und verstärken, und dabei nicht die scheinwissenschaftlichen Diskurse und den psychologischen Diskurs und auch nicht die Reden zu vergessen, die wir selber im Munde führen.“ (a.a.O., S. 256)

8.3.2 Klasse, Ethnie, Geschlecht

Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe aufgrund einer oder mehrerer Identitätskategorien hat Auswirkungen auf soziale Teilhabe, Bildung, das Einkommen, den Berufsstatus und Diskriminierungserfahrungen. Hierbei spielen die Kategorien Klasse, Ethnie und Geschlecht eine entscheidende Rolle. In dem Buch von Stemmler et al. (2016) wird gemäß der zuvor beschriebenen Logik der Individualisierung zunächst eine Naturalisierung der Identitätskategorien vorgenommen. Eine Naturalisierung erfolgt in dem Sinne, dass Ethnie als biologische Rasse, Klasse tendenziell als Folge selektiver Prozesse nach dem Prinzip des Survival of the Fittest und Geschlecht vornehmlich als Ausdruck biologischer Unterschiede gefasst werden. Damit wird verschleiert, dass die immense Bedeutung dieser Kategorien die Folge von Zuschreibungen und sozialen

Praktiken ist, aus denen sich diese Merkmale zu sozial relevanten Identitätskategorien entwickeln können. In einem zweiten Schritt erfolgt in dem Buch von Stemmler et al. (2016) eine Assoziation der Identitätskategorien mit unterschiedlichen Intelligenzrängen, die als Ursache von sozialen Unterschieden ausgewiesen werden.

Klasse, Ethnie und Geschlecht werden jeweils im einzelnen Unterkapiteln explizit als eigenes Thema behandelt, wobei die Kategorie soziale Klasse auch immer dort anklingt, wo es zudem um Beruf (a.a.O., S. 214ff), und allgemeinen Erfolg (a.a.O., S. 218ff) geht.

Stemmler et al. (2016) widersprechen der Feststellung, dass Angehörige der „untersten Schicht“ (Stemmler et al, 2016, S. 608) auch als die „Sozial Verachteten“ (a.a.O., S. 609) gelten, denn „[i]m Wissenschaftsprozess spielen solche Etikettierungen praktisch keine Rolle“ (ebd.). Sie beanspruchen also eine der Wissenschaft eigene wertfreie Haltung der reinen Erkenntnis, unternehmen aber einiges dafür, dass eine ganze Bevölkerungsgruppe eben doch mit dem Etikett der „Sozial Verachteten“ versehen wird, indem bezüglich dieser Gruppe wissenschaftlich anmutende Zuschreibungen gemacht werden, die herabsetzend und beschuldigend sind. Die Darstellung sozialer Schichten ist voller Wertungen und Hierarchisierungen, die bei der „Allgemeinen Intelligenz“ als Ursache von Unterschieden ansetzen, wobei Klassenunterschiede einzig als Folge dieses Intelligenzmerkmals verhandelt werden (Stemmler et al., S. 219). Die polarisierende Beschreibung der Erfolgreichen respektive der gehobenen Mittel- und Oberschicht als „überlegen“ (ebd.) „erfolgreich“ (ebd.) und „begabt“ (ebd.) steht in einem erheblichen Kontrast zu der Unterschicht, die als arm, kriminell, unterdurchschnittlich intelligent und von frühzeitigem Tod durch schlechte Informationsverarbeitung betroffen (a.a.O., S. 220) dargestellt wird. Der Hinweis auf erhöhte Kriminalität in Folge niedriger Intelligenz (ebd.) lässt die Sympathie für diese Gruppe weiter sinken, wohingegen die Oberschicht als gesamtgesellschaftliche Bereicherung dargestellt wird, die in wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen zum Ausdruck käme (a.a.O., S. 220). In einem separaten Kapitel zu Umwelt- und Geneinflüssen auf Intelligenz und sozioökonomischen Status wird dann, wie bereits in Kapitel 8.3.1 erwähnt, behauptet, es gäbe keine Studien, die den Einfluss von sozialem Status und IQ unabhängig voneinander untersuchen, weshalb keine abschließenden Einschätzungen hinsichtlich dieser Faktoren gegeben werden könnten. Es wird also einerseits in der Schwebe gelassen, ob soziale Faktoren oder individuelle Intelligenz der ausschlaggebende Faktor in der transgenerationalen Vererbung von

Klassenzugehörigkeit sind. Andererseits wird an anderer Stelle aber suggeriert, dass bereits nachgewiesen sei, dass „*Allgemeine Intelligenz für sich ein bedeutender, wenn nicht der erklärungsmächtigste Prädiktor späteren realtiven Erfolgs in schulischen und beruflichen Belangen sowie Situationen des Alltagslebens ist*“ (Stemmler et al., 2016, S.219).

Hinsichtlich der Kategorie Ethnie wird eine noch deutlichere Naturalisierung sowie eindeutige biologische Fundierung formuliert. So wird zu Beginn des Kapitels über Intelligenz und Ethnie (Stemmler et al., 2016, S. 602-609) geschrieben:

„Dem von Rushton (1990) gesammelten Material zufolge bestehen systematische Unterschiede in der Größe und dem Gewicht des Gehirns zwischen den drei großen Ethnien Mongoloiden (»Gelben«: Herkunft hauptsächlich aus Ostasien), Caucasoiden (»Weißen«: meist aus Europa) und Negroiden (»Schwarzen«: afrikanische Herkunft). Im Mittel verschiedener Stichproben unterschiedlichen Alters und aus verschiedenen zeitlichen Perioden beträgt das Hirnvolumen 1448, 1408 und 1334 cm, das Gehirngewicht 1351, 1336 und 1286 Gramm, und zwar jeweils für Mongoloide, Caucasoide und Afroamerikaner in den USA.“ (Stemmler et al., 2016, S. 602)

Parallel zu diesen Größen- und Gewichtsunterschieden werden anschließend Unterschiede hinsichtlich der Anzahl der Neurone, des „mittleren IQ (107, 100, 85)“ (ebd.) und „Mittelwertsunterschiede in Persönlichkeitsdimensionen wie Aktivität, Impulsivität und Soziabilität“ (ebd.) behauptet. Hier werden Gruppen als solche geschaffen und als vermeintliche Eindeutigkeit affirmiert, wobei die Einordnung in „»Weiße[]«“ (ebd.), „»Gelbe[]«“ (ebd.) oder „»Schwarze[]«“ (ebd.) zugleich mit einer Hierarchisierung dieser Gruppen nach dem Prinzip der Mittel-, Über-, und Unterdurchschnittlichkeit versehen wird. So hat man in einem Schritt drei Aspekte zusammengebracht: es bestehen Unterschiede zwischen Ethnien die biologischer Natur sind, diese Unterschiede können durch eine hierarchische Reihung der Gruppen erfasst werden und aus diesen biologischen Unterschieden folgen psychologische Unterschiede hinsichtlich Intelligenz und Persönlichkeitsmerkmalen.

Und dann wird mehrmals darauf hingewiesen: „Die Differenz von ca. 15 IQ-Punkten zwischen Menschen europäischer und afrikanischer Herkunft in Allgemeiner Intelligenz ist als empirisches Faktum auch in der Gegenwart unumstritten“ (Stemmler et al., 2106, S. 603). Der Einfluss von sozioökonomischen Faktoren wird in diesem Kapitel immer wieder unter Verweis auf Studien von Herrnstein & Murray sowie Jensen geleugnet (a.a.O., S. 603ff), oder als unentscheidbar in der Schwebe gelassen, um dann zum Ende des Kapitels hin eine umfassende Leugnung von Unterschieden hinsichtlich der Lebensumstände von Weißen und Afroamerikanern vorzunehmen:

„Auf empirische Weise haben Rowe et al. (1994) die Prozesse untersucht, die der Entwicklung oder Ausbildung der unterschiedlichen Produkte“ (Schulleistung, Delinquenz u. Ä.) in verschiedenen ethnischen Gruppen zugrunde liegen. Als Prozessvariablen standen häusliche Faktoren, das Verhalten von Gleichaltrigen, Selbstwertgefühle, Verhaltenskontrolle u.a. zur Verfügung. Das bemerkenswerte Resultat ging dahin, dass die Interkorrelationsmatrizen dieser Variablen nicht voneinander abwichen, d.h., die Entwicklungsprozesse von Amerikanern europäischer, afrikanischer und lateinamerikanischer Herkunft folgen denselben Prinzipien (sic!). Die unterschiedlichen Produkte oder Endwerte müssen somit als Folge unterschiedlicher Ausgangsbedingungen verstanden werden – für die kulturelle Elemente Beispiele sein können.“ (a.a.O., S. 608)

Die Darstellung der Kategorie Geschlecht erfolgt etwas differenzierter, und stellt heraus, dass die Ursachen für Geschlechtsunterschiede ungeklärt seien. So wird neben chromosomalen Einflüssen die hormonelle Prägung des Gehirns während „prä- und postnataler Zeitabschnitte“ (Stemmler et al., 2016, S. 593) diskutiert, wobei eine erhöhte Ausschüttung von Testosteron dazu führt, dass „das Gehirn der männlichen Föten [...] maskulinisiert“ (a.a.O., S. 595) werde. Weiterhin wird erklärt, dass ein „Geschlechtsunterschied in grobanatomischer Weise“ (a.a.O., S. 596) nicht fassbar sei, sondern „recht subtil, auch wenn der kleine Unterschied gravierende Konsequenzen für das Verhalten haben kann“ (ebd.). Anatomische Unterschiede hinsichtlich der Größe des Gehirns, des Hippocampus, des Hypothalamus und des Corpus callosum (a.a.O., S. 596f) werden dann folglich in Zusammenhang mit hormonellen Unterschieden gebracht. Es werden aber auch soziale Geschlechtsrollen, wie auch Erziehungsfaktoren als Einflussgrößen diskutiert, wobei der Schwerpunkt hinsichtlich Zeilenumfang und Detailschärfe der Argumentation auf den biologischen Faktoren liegt und die Wirkungsweise von sozialen Faktoren nicht weiter beleuchtet wird. Hinsichtlich der Intelligenzunterschiede wird behauptet, dass Mittelwerte der Intelligenztestwerte bei Jungen und Männern gegenüber denen von Mädchen und Frauen „mit zunehmendem Alter immer größer“ (Stemmler et al., S. 191) würden. Außerdem gebe es mehr männliche als weibliche Hochbegabte, wobei „auf ein Mädchen mit einem IQ von 145 [...] mehr als acht Jungen mit derselben Intelligenz kommen“ (a.a.O., S. 192), was sich auch in diversen Hochbegabtenstudien widerspiegele, in denen Männer durchweg stärker vertreten seien. Hier wird das Bild vom männlichen Genie reproduziert und nicht weiter untersucht, welche sozialisationsbedingten Faktoren dabei eine Rolle spielen könnten. Abschließend wird noch auf die „spezifischen Funktionsbereiche“ von Intelligenz eingegangen, wobei Frauen Männern „im verbalen Bereich“ (a.a.O., S. 193) überlegen seien, Männer hingegen „Vorteile im räumlichen Vorstellen und damit zusammenhängend im technischen Verständnis“ (ebd.) hätten.

Insgesamt klingen hier zahlreiche Geschlechterstereotype an. Dies zeigt sich bereits bei der klaren Orientierung an der Logik einer Zweigeschlechtlichkeit und der rein biologischen Fundierung der Kategorien Mann und Frau und setzt sich fort in stereotypen Zuweisungen von Fähigkeitsbereichen, während nicht weiter untersucht wird, inwieweit soziale Stereotype einen Einfluss auf die Ausbildung von Fähigkeiten haben können.

8.3.3 *Zur vermeintlichen Neutralität der Psychologie*

Der Diskurs der Intelligenzdiagnostik lässt sich ganz hervorragend dazu nutzen, soziale Ungleichheit als Folge natürlicher Intelligenzunterschiede darzustellen und offenbart darin seinen hochpolitischen Charakter und seine willfährige Verstrickung in Herrschaftsverhältnisse. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema erhält vor allem in dem Lehrbuch von Stemmler et al. (2016) viel Raum und ist dabei sehr einseitig und tendenziös, weder um eine Prüfung der eigenen Aussagen bemüht, noch um eine Metareflexion darüber, warum es so wichtig ist, die IQs unterschiedlicher Gruppierungen zu vergleichen. Der Grund liegt natürlich in der implizit anklingenden Rechtfertigung einer Gesellschaft, die Ungleichheit produziert und in ihrer Gestaltung ganz wesentlich darauf beruht, dass nicht alle Menschen denselben Zugang zu Ressourcen und Lebensmöglichkeiten haben. Indem Ungleichheit aber nicht als sozialpolitisches Produkt, sondern primär als biologisches Phänomen unterschiedlicher Intelligenzausprägungen dargestellt wird, trägt dies zu einer Legitimation der Ungleichheit bei. Insofern steht die Psychologie hier ganz auf der Seite derjenigen, die von den herrschenden Strukturen profitieren und ein Interesse haben, diese zu erhalten. Sie liefert bereitwillig Wissensordnungen, Methoden und Werkzeuge, die im Dienste bestehender Verhältnisse stehen. So schreiben Stemmler et al. (2016) ganz zu Beginn ihres Buches:

„Konstitutiver Bestandteil der Leistungsgesellschaft ist ein Bildungssystem, das eine unterschiedliche Lernfähigkeit und Schulbarkeit seiner Bürger unterstellt und für diese von Sonderschulen bis zu Universitäten zahlreiche Bildungseinrichtungen bereithält.“
(Stemmler, 2016, S. 20)

Zu den Ursachen und Partialinteressen, die zu dieser „unterschiedliche[n] Lernfähigkeit und Schulbarkeit“ (ebd.) beitragen, hat sie aber nichts zu sagen. Und sie bezieht erst recht keine Stellung *gegen* die sozialpolitischen Ursachen von Ungleichheit, ergreift gar

Partei für diejenigen, die das Nachsehen haben oder lenkt den Diskurs auf die Diskussion über herrschende Verhältnisse.

Gerade das Postulat einer neutralen, von persönlichen Interessen und subjektiven Eindrücken unabhängigen Wissenschaft lässt eine Parteinahme der Psychologie für herrschende Verhältnisse unreflektiert wuchern. Wer meint, keine Stellung zu bestehenden Verhältnissen beziehen zu müssen, affirmiert diese. Doch die Psychologie geht noch weiter, indem sie einen Pakt mit den Verhältnissen eingeht, um sich möglichst gewinnbringend darin einzunisten und Wissenschaft zu benutzen, um politische Strategien und Partialinteressen als objektive Wahrheiten auszugeben. Und so kann der reflexartige Verweis auf Daten und Statistiken nicht mehr als Parteinahme (etwa *gegen* die Förderung sozial benachteiligter Kinder und *für* die Erhaltung von Klassenunterschieden) erkannt werden und evoziert die Illusion der redlichen Wissenschaft, obwohl hier selbst die Prinzipien der Falsifikation und einem selbstkritischen Streben nach Hypothesen- und Wahrheitsprüfung schon längst nicht mehr verfolgt und eingelöst werden, sondern zur kaschierenden Rhetorik verkommen. Dies muss überhaupt nicht als Absicht oder Berechnung einzelner Protagonist*innen verstanden werden, und schon gar nicht als die Absicht derer, die durch Studium und Ausbildung gezwungen sind, als Psycholog*innen mit Begriffen und Werkzeugen zu hantieren, die ihnen zur Bewältigung ihrer Arbeit an die Hand gegeben worden sind.

Doch die Psychologie, wie sie im Intelligenzdiskurs zum Ausdruck kommt, kann bezüglich der Ideologie einer meritokratischen Gesellschaftsordnung niemals eine „störende und verstörende Wissenschaft sein“ (Bourdieu, 1993, S. 19), sondern eine, aus deren vermeintlicher Interesselosigkeit eine uneingeschränkte Dienstbarkeit gegenüber denjenigen erwächst, die ein Interesse daran haben, die meritokratische Erzählung aufrecht zu erhalten. Hierbei dient die Berufung auf eine neutrale Wissenschaft und deren von Perspektivität bereinigte Forschungsinstrumente geradezu als Bollwerk gegen Reflexion und Selbstkritik.

So lässt sich erklären, dass in einem Lehrbuch von 2016 (Stemmler et al.) kaum verhohlene, anachronistisch anmutende Biologismen und Rassismen platziert werden können (Stemmler, 2016, S. 602-612), die in Alltags-, Inter-, und Fachdiskurs anderer Disziplinen mittlerweile als unsagbar gelten, wenngleich sie unter der Hand durchaus Bestand haben. Doch in der Psychologie scheinen sich reaktionäre Tendenzen ungewöhnlich lange halten zu können, weil sich blanke Ideologie unter dem bequemen

Mantel der Wissenschaftlichkeit verstecken kann, während Forschende, Lehrende und Studierende keinerlei Werkzeuge haben, dies einzuordnen, sofern sie nur das Hypothesentesten als legitimes Mittel der Erkenntnis und Kritik kennen. Um diese Einschränkung und Starrheit des Denkens aufheben zu können, wäre es wichtig zu berücksichtigen, „was in der Sicht des Objektes sich auf den Standpunkt des Sehens zurückführen lässt, das heißt auf die im sozialen Raum und im wissenschaftlichen Feld eingenommene Position“ (Bourdieu, 1993, S. 22). Es würde bedeuten, die eigene Standpunktlosigkeit als perspektivische Positionierung zu entschleiern und sich einzugestehen, dass durchaus Interessen und eingeschränkte Blickfelder zur Formung eines wissenschaftlichen Gegenstandes beitragen. Hinsichtlich der eigenen Position „im sozialen Raum“ müsste eingestanden werden, dass Psycholog*innen als Akademiker*innen mit einem gewissen Sozial- und Bildungsstatus eine überaus privilegierte, tendenziell homogenen Gruppe darstellen, in der die Erfahrung, wie soziale Benachteiligung wirkt, vielfach nicht vertreten ist und sie deshalb auch eher dazu geneigt und verführt ist, die Folgen ihrer Privilegien einzig auf ihre eigenen Fähigkeiten und Verdienste zu beziehen und von daher auch ein Interesse hat, eine Wissenschaft auszuformulieren, die genau das zum Ausdruck bringt. Und hinsichtlich der Position „im wissenschaftlichen Feld“ müsste eingestanden werden, dass dieses Feld ebenso wenig neutral ist, sondern von Anfang an dazu bestimmt, Wissen zu schaffen, das dazu geeignet ist, Menschen zum Zweck einer besseren Verwaltbarkeit innerhalb bestehender Strukturen zu klassifizieren und zu normieren. Doch ein Eingeständnis dieser Verstrickung in Macht- und Herrschaftsverhältnisse wäre der Beginn des Verlustes einer reibungslosen und profitablen Dienstbarkeit und nach Jahrzehnten einer Rhetorik, die Objektivität und Neutralität beschwört, scheint ein Einlenken unwahrscheinlich.

8.4 Zum Umgang mit der Geschichte der Intelligenzdiagnostik

Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Intelligenzdiagnostik lässt sich durch alle Lehrbücher hinweg eine ähnliche Haltung ausmachen. Eine Aufarbeitung der Anfangsgründe dieser Forschung, die in einer eugenischen und sozialadministrativen Intention, sowie der Biologisierung von Intelligenz und sozialen Klassen lag, findet so gut wie überhaupt nicht statt. Die Rekonstruktion der Geschichte

erfolgt bei Gittler und Stemmler et al. über den Verweis auf die Evolutionstheorie Darwins, die frühe genetische Forschung Mendels sowie auf Francis Galtons frühe Arbeiten zur differentiellen Psychologie (Gittler, 2017, S. 22-25; Stemmler et al., 2016, S. 27-29). Damit werden Protagonisten angesprochen, die sich allesamt auf biologische und genetische Ursprünge interindividueller Differenzen beziehen, wodurch sich bereits in der geschichtlichen Bezugnahme andeutet, dass ein überwiegend biologisch fundierter Begriff von Differenzen plausibel gemacht werden soll. Eine Reflexion auf die zeithistorischen Bedingungen, die sich auf die Forschung der letztgenannten Protagonisten ausgewirkt hat, findet nicht statt. In den anderen Lehrbüchern wird Francis Galton als Ahnherr der Intelligenzforschung genannt, wobei seine Rolle als Eugeniker in nahezu allen Lehrbüchern unerwähnt bleibt (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 33; Stemmler et al. 2016, S. 29; Weber & Rammsayer, 2012, S. 176), und folglich eine Auseinandersetzung mit den Verstrickungen zwischen eugenischen Ideen und Konzepten der Intelligenzforschung nicht erfolgt. Häufig erfährt Galton eine große Ehrerbietung, etwa, wenn er als „einer der brilliantesten Wissenschaftler der 19. Jahrhunderts“ (Stemmler et al., S. 29) bezeichnet wird, oder als wichtiger Protagonist der Psychologiegeschichte mit einem Portrait abgebildet wird (Weber & Rammsayer, 2012, S. 176). Einzig in dem Vorlesungsskript von Gittler (2017) wird auf Galtons Rolle als Eugeniker eingegangen:

„Galton prägte auch den Begriff der „Eugenik“ und beschäftigte sich in seinen letzten Lebensjahren mit deren wissenschaftlichen Ausgestaltung. Wenige Jahre vor seinem Tod gründete Galton die internationale Gesellschaft Eugenics Education Society (1907), die 1926 in die Eugenics Society umbenannt wurde. [...] Ziel der Eugenik war es, theoretische Konzepte auf die Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik anzuwenden, die die Vererbung positiv bewerteter Merkmale fördern und die Vererbung negativ bewerteter Merkmale hemmen sollten.“ (Gittler, 2017, S. 25)

Hinsichtlich einer feanalytischen Untersuchung lassen sich hier Strategien der Abschwächung und Verschleierung von Galtons politischen Intentionen bei oberflächlicher Einräumung derselben ausmachen: der Verweis auf „die wissenschaftliche Ausgestaltung“ der Eugenik evoziert ein Bild von Neutralität und Sauberkeit, das zugleich überdeckt, was diese „Ausgestaltung“ eigentlich beinhaltete. Und die Beschreibung der eugenischen Zielsetzung, „Merkmale“ zu fördern bzw. zu hemmen ist dazu geeignet, darüber hinwegzutäuschen, dass nicht Merkmale, sondern Menschen hinsichtlich ihrer Fortpflanzung kontrolliert werden sollten. Merkmale zu „fördern“, bzw. zu „hemmen“ klingt in diesem Zusammenhang euphemistisch und lässt eher an Fördermaßnahmen im Bildungsbereich denken. Weiter wird geschrieben:

„Die Eugenik nahm bald nach Galtons Tod im Jahre 1911 eine massiv negative Entwicklung: In zahlreichen Ländern kam es im Namen der Eugenik zu menschenverachtenden Gesetzen und Maßnahmen, die im europäischen Raum in den Massenmord des nationalsozialistischen Regimes kulminierten. Inwieweit dies dem Vermächtnis Galtons anzulasten ist, ist bis heute Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses.“ (ebd.)

Hier wird erneut versucht, den politisch brisanten Gehalt der Eugenik von Galtons Person abzuziehen, indem behauptet wird, dass diese erst nach seinem Tod eine massiv negative Entwicklung genommen habe. So muss nicht mehr erwähnt werden, was genau Galton bereits gedacht und intendiert hat. Zudem wird durch den Verweis auf die menschenverachtenden Gesetze „im Namen der Eugenik“ der Fokus auf die Eugenik gelegt und damit unterschlagen, dass die Intelligenzforschung ein Werkzeug zur ideologischen Untermauerung und Durchführung dieser eugenischen Gesetze war. So wird auf elegante Art darüber hinweggegangen, dass in der frühen Intelligenztestbewegung in den USA eine jahrzehntelange Verschwisterung zwischen Intelligenzdiagnostik und Eugenik entstanden war, in der lediglich umgesetzt wurde, wovon Galton geträumt hatte. Doch wenn man das offen aussprechen würde, müsste man nicht nur untersuchen, worin Galtons Intentionen lagen, man müsste auch die gesamte Intelligenzdiagnostik in den Blick nehmen und untersuchen, inwiefern sie mit der Eugenik zusammenhängt. Weiter wird dann erklärt:

„Nicht alle teilen die Einschätzung des Biologen Nicholas Gillham in seiner Galton-Biografie (2001, S. 357): „He [Galton, Anm. Gittler] would have been horrified had he known that within little more than 20 years of his death forcible sterilization and murder would be carried out in the name of eugenics, for Galton was not a mean or vindictive man.“ (ebd.)

Hier wird über den „Umweg“ eines Zitates Stellung zu Galtons Verantwortung für die Eugenik genommen. Indem die Aussage eines Wissenschaftlers direkt zitiert wird, erhält der darin transportierte „Freispruch“ von aller Verantwortlichkeit einen prominenten Platz, ohne dass der Lehrbuchautor selbst als stellungnehmende Instanz auftauchen muss. So erhält die Einschätzung, dass Galton kein gemeiner und rachsüchtiger Mensch war, woraus die Schlussfolgerung gezogen wird, dass er Zwangssterilisationen und Morde niemals gebilligt hätte, einen viel größeren Raum, als die Anmerkung, dass nicht alle diese Sicht teilen. Die Kategorien, innerhalb derer Galton eingeordnet wird, sind charakterbezogene Merkmale wie Gemeinheit oder Rachsucht, wodurch seine politische Einstellung zu einer Frage der persönlichen Psychologie wird. Dann wird noch erklärt:

„Unabhängig von der persönlichen Bewertung Gillhams, soll diese Diskussion um Galtons „persönliche Schuld“ (Anführungsstriche Gittler) für uns als gewichtiger Anstoß zur Reflexion dienen, dass Wissenschaft und ihre Erkenntnisse niemals nur „im luftleeren Raum“ (Anführungsstriche Hitler) bestehen, sondern das Potential zur Instrumentalisierung und gesellschaftspolitischen Vereinnahmung beinhalten.“ (ebd.)

Hier ist die Verwendung des Adjektivs „persönlich“ interessant, weil sowohl die *Bewertung* von Galtons Arbeit, als auch dessen Schuld zu etwas Persönlichem und Privatem werden, was in Kontrast zur objektiven Wissenschaftlichkeit gesetzt werden kann. Darin klingt an, dass eine fundierte und nachvollziehbare Stellungnahme nicht möglich sei und deshalb auch nicht mehr als Angelegenheit der Psychologie betrachtet werden könne. Und schließlich erfolgt dann ein Hinweis auf die mögliche „Instrumentalisierung und gesellschaftspolitische [...] Vereinnahmung“ (ebd.) von Wissenschaft und ihren Erkenntnissen, wobei die Wissenschaft hier als passives Opfer erscheint, das durch wissenschaftsexterne Kräfte instrumentalisiert wird. Damit wird aber weiterhin auf einer schematischen Trennung zwischen einer an sich objektiven und unpolitischen, respektive unschuldigen Wissenschaft sowie der wissenschaftsexternen Politik festgehalten, wodurch in Bezug auf Galtons Eugenik und die darin verstrickte Intelligenzforschung übergangen wird, dass Wissenschaft *genuin politisch ist*, statt bloß zu politischen Zwecken missbraucht werden zu können. Insofern ist der Verweis auf Galtons Rolle als Gründer der Eugenik in dem Vorlesungsskriptum (Gittler, 2017, S. 24-25) keine Reflexion auf die Verschränkung von Eugenik und Intelligenzforschung, sondern eine Strategie, um den offensichtlichen Zusammenhang einerseits zu erwähnen, ihn aber sogleich auch wieder kleinzureden, Galton zu entlasten und die kategorische Verschränkung von Intelligenzforschung und sozialdarwinistischen sowie eugenischen Ideen zu verschleiern.

Was ist von dem Umstand zu halten, dass Galton einerseits als Gründungsfigur der Psychologie ausgewiesen, ja vielfach verehrt wird, während seine politische Rolle ausgeblendet und damit auch als für die Psychologie irrelevant abgetan wird? Wie kann eine derartig offensichtliche Verschränkung von wissenschaftlichen Begriffen mit politischen Intentionen unterschlagen werden? Auch hier lässt sich die Vorstellung, eine neutrale Wissenschaft zu sein, als Ursache für fehlende Selbstreflexion und Kritik anführen. Das Geschichtsbild, das durch Poppers Prinzip der Falsifikation bemüht wird, ist ja, dass man im Laufe der Zeit „zumarschiert auf Wahrheit“ (Slunecko, 2008, S. 191). Dieses allmähliche Voranschreiten soll durch die Prinzipien des Hypothesentestens und der Falsifikation sichergestellt werden soll. Die Zeit bzw. die

falsifizierende Wissenschaftler*innengemeinschaft sichert den Fortschritt der Erkenntnis, durch die das Wissensobjekt immer besser herausgeschält werden kann. Folgt man einem solchem Geschichtsverständnis, lässt sich aber nicht mehr begreifen, dass jeweils gültige Wissensformen innerhalb sozialer, historischer und ökonomischer Bedingungen entstehen und dabei auch bestimmte Funktionen innerhalb dieser Kontexte erfüllen (Foucault, 1992). Innerhalb eines linearen Geschichtsverständnisses und einer behaupteten Neutralität und Positionslosigkeit der Wissenschaft wird eine Kontextanalyse und Ursachenforschung des gültigen Wissens unnötig, was sich in den Lehrbüchern als ein Unvermögen zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte zeigt. Geschichte dient hier lediglich als identifikationsstiftendes Narrativ anhand der Benennung und Ehrung von Gründerfiguren (Weber & Rammsayer, 2012, S. 176; Stemmler et al. 2016, S. 26-29), sowie der Evokation eines Entwicklungsoptimismus und der Legitimation des aktuellen Wissens als der größten Wissensakkumulation, die es im Laufe der Geschichte je gab (Stemmler et al, 2016, S. 28).

Doch eine verweigerte Geschichtsaufarbeitung birgt die Gefahr einer Wiederholung der Vergangenheit. Die oberflächliche Angleichung der Intelligenzforschung an die im zeitgenössischen politischen Diskurs herrschenden Regeln bedeutet keinen Bruch oder die Überwindung der Vergangenheit, sondern ermöglicht ein untergründiges Fortbestehen von Ideen, die mit der Eugenik verbunden sind. Natürlich ist die Forderung nach Zwangssterilisationen und Geburtenkontrolle bestimmter Bevölkerungsgruppen heute so nicht mehr sagbar. Zudem findet sich in einigen der Bücher eine Auseinandersetzung mit Umwelt- und Geneinflüssen sowie deren Wechselwirkung wieder, die um ein vielfaches komplexer ist, als die simple Behauptung der frühen Eugenik, dass es ein Gen gebe, durch das Intelligenz determiniert sei (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 62-68). Aber bei all den Veränderungen und Erweiterungen zeigt sich dennoch eine Kontinuität hinsichtlich bestimmter Ideen sowie der Funktion von Intelligenzdiagnostik, die bereits Galton ihr zugewiesen hat: sie dient als Instrumentarium zur Zeichnung einer Hierarchie, als eine Anleitung zur sozialadministrativen Zuweisung von Individuen zu sozialen Orten gemäß segregierenden Praktiken in Schule, Ausbildung und Beruf sowie als eine wissenschaftliche Legitimation sozialer Ungleichheit. Dass durchaus Überschneidungen zwischen den Ideen der frühen und der heutigen Intelligenzforschung bestehen, lässt

sich an einem Zitat von Goddard, einem Protagonisten der frühen Intelligenztestung, illustrieren. Dieser schrieb bezüglich eines möglichen Intelligenzmodelles:

„In ihrer kühnsten Form lautet unsere These, daß (sic) der Hauptbestimmungsfaktor des menschlichen Verhaltens ein einheitlicher Geistesprozeß ist, den wir als Intelligenz bezeichnen: daß dieser Prozeß durch einen angeborenen Nervenmechanismus bedingt ist: daß der von diesem Nervenmechanismus erreichbare Wirksamkeitsgrad und das daraus folgende intellektuelle oder geistige Niveau jedes Menschen durch die Chromosomen bestimmt wird, die bei der Vereinigung der Eizellen zusammenkommen: daß durch spätere Einflüsse nur wenig verändert wird.“ (Goddard, 1920, zit. nach Gould, 1983, S. 174)

Dieses historische Zitat lässt sich durchaus zum heutigen Intelligenzdiskurs parallelisieren. Hinsichtlich der Idee, dass Intelligenz als „Hauptbestimmungsfaktor des menschlichen Verhaltens“ (ebd.) betrachtet werden könne, lässt sich auch über den heutigen Diskurs sagen, dass die Möglichkeit, sämtliche Lebensumstände auf den Einfluss der „Allgemeinen Intelligenz“ zurückzuführen, auch heute noch durchaus sagbar ist. Dies spiegelt sich etwa in der Fürsprache für den *g*-Faktor und einer Ausweitung seines Geltungseinflusses auf Schule, Beruf, Einkommen, Gesundheit, Kriminalität etc. wieder. Die Vorstellung, dass dieser Hauptbestimmungsfaktor durch einen „Nervenmechanismus bedingt“ (ebd.) sei, findet sich auch in den neurowissenschaftlichen Studien wieder, die von der Vorstellung geleitet sind, „dass Intelligenz [...] als eine Eigenschaft des zentralen Nervensystems aufgefasst werden soll“ (Gittler, 2017, S. 76), wodurch „eine biologische Fundierung der Intelligenz“ (ebd.) möglich wird. Die simple Vorstellung, dass das aus dem Nervenmechanismus hervorgehende „intellektuelle und geistige Niveau durch die Chromosomen bestimmt wird, die bei der Vereinigung der Eizellen zusammenkommen“ (Goddard, 1920, zit. nach Gould, 1983, S. 174) ist einerseits komplexer geworden, findet sich aber andererseits dennoch auch heute als Idee wieder (Stemmler et al., 2016, S. 187, S. 525, S. 602-608). Kontinuitäten innerhalb der Geschichte der Intelligenzdiagnostik lassen sich hinsichtlich einer fortgesetzten Schwerpunktsetzung auf biologische Erklärungen von Intelligenz über das Nervensystem und die Gene ausmachen, bei gleichzeitigem Absehen von sozialen Faktoren. Außerdem zeigt sich eine weitere Kontinuität in der beharrlichen Fassung von Intelligenzunterschieden als hierarchischen Unterschieden bei gleichzeitigem Ausblenden von intellektuellen Fähigkeiten, die sich nur schwer messen und eindeutig hierarchisieren lassen.

Die Hierarchisierung war von Galton von Anfang an erwünscht und ist bis heute als Kategorie zur Fassung von Unterschieden kaum überwunden. Auch die tendenziöse und

herabsetzende Darstellung von benachteiligten Gruppierungen als moralisch verkommenen, unterlegenen Individuen, deren Lebenssituation unveränderlich und selbstverschuldet ist, weil sie auf deren geringe Intelligenz zurückführbar sei, ist leider keine singuläre Entgleisung der frühen Intelligenzforschung (siehe Kapitel 4.5 in dieser Arbeit), sondern als Argument auch heute noch durchaus sagbar (Stemmler et al, S. 156-158, S. 218-220). Hier zeigt sich, dass Intelligenzdiagnostik nach wie vor als ein Vehikel zur gruppenbezogenen Diskriminierung eingesetzt werden kann, um diesen Gruppen gleiche Rechte vorenthalten zu können. Und wenn dann anhand von Studien gezeigt werden soll, dass ein hoher sozialer Status oder Schul- und Berufserfolg durch einen hohen IQ verursacht seien, während systematisch unterschlagen wird, wodurch ein hoher IQ entstehen kann und welche anderen Faktoren zu Erfolg führen (Stemmler et al., S. 220), zeigt sich ein unterschwelliger Sozialdarwinismus, wie er bereits in der ersten Stunde der Intelligenzforschung vorhanden war. Galton ging im Grunde genommen von einem statischen Gesellschaftsmodell aus, in dem soziale Mobilität undenkbar war und der soziale Rang als Anpassungsleistung an gesellschaftliche Anforderungen gemäß den individuellen Fähigkeiten ausgelegt wurde. Und genau diese Vorstellung findet sich in all jenen Studien wieder, die klar dafür argumentieren, bzw. mit dieser Idee spielen, dass die ungleiche Verteilung von Bildung, Geld, Macht und Einfluss als Ausdruck eines Survival of the Fittest im Kampf um knappe Ressourcen zu betrachten sei, wobei Fitness und IQ gleichgesetzt werden.

8.5 Zusammenfassung

Ausgangspunkt dieser Arbeit war eine Irritation über die gängige Praxis der Intelligenzdiagnostik im Bereich der klinischen Psychologie für Kinder und Jugendliche. Ausgehend von der Beobachtung, dass Intelligenzdiagnostik ein negatives Selbstbild bei getesteten Personen verfestigen kann und dem Testverfahren ein Machtgefälle zwischen Psycholog*innen und Testpersonen inhärent ist, erschien mir diese Testpraxis und die darin transportierte Behauptung, „Intelligenz“ messen und innerhalb einer Normalverteilungskurve verorten zu können, immer fragwürdiger.

Zunächst habe ich mich dem Thema der Intelligenzdiagnostik aus einer theoretischen Perspektive genährt und diese über das Werk von Michel Foucault in den Blick genommen. Anhand der foucaultschen Begriffe von Disziplinar- und

Normalisierungsmacht wurde ein Machtbegriff herausgearbeitet, der nicht auf Repression von Individuen, sondern auf die Verinnerlichung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen innerhalb der Subjekte abzielt. Diese Verinnerlichung wird durch eine Disziplinierung der Individuen mittels Überwachung, normierender Sanktion und der Prüfung erreicht, die letztlich auf eine Durchsetzung und Inkorporation von Verhaltensnormen abzielt und Menschen in ihrem Denken dazu bringt, sich und andere immer vor dem Hintergrund dieser Normen zu betrachten und auszurichten. Die Psychologie bildet sich neben weiteren Humanwissenschaften laut Foucault in einer Zeit heraus, die genau dieses Prinzip der Normalisierung als Werkzeug der besseren Regierbarmachung der Individuen hervorbringt und steuert mittels Techniken der Prüfung, Datensammlung, Codierung und darauf basierender Klassifikation von Individuen das Wissen bei, um Normalität und Abweichung zu definieren und als Wissenskategorien zu vermitteln. Ihre Funktion liegt dabei nicht nur in der Bereitstellung von klassifikatorischen Normen und deren Verinnerlichung innerhalb der Subjekte, sondern auch einer besseren Verwaltbarkeit von Subjekten für den Staat, die nun hinsichtlich ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten erfasst und reguliert werden können.

Auf die theoretische Rahmung psychologischen Wissens folgte ein historischer Nachvollzug der Entstehungsgeschichte der Intelligenzforschung und -testung. Der Schwerpunkt lag hierbei auf der Verschränkung von sozialhistorischen mit wissenschaftlichen Entwicklungen und einer Kontextualisierung der Intelligenzforschung als Reaktion und ideologische Bewältigung massiver sozialer und ökonomischer Umbrüche im Zuge der Industrialisierung und Herausbildung sozialer Klassen. Die durch Vermögensakkumulation, industrielle Warenproduktion und nationalstaatliche Konkurrenz entstandene Notwendigkeit einer optimierten Staatsführung, Pflege und Integration der Bevölkerung machte eine differentialpsychologische Wissenschaft denkbar, die das Individuum vor dem Hintergrund einer Norm erfassen und so im institutionellen Rahmen einordnen konnte. Innerhalb dieser Gemengelage aus sozialer Segregation und einem wachsenden Bewusstsein für die nationalstaatliche Notwendigkeit einer optimierten Menschenverwaltung trat Francis Galton als früher Protagonist der differentiellen Psychologie auf. Dieser verknüpfte mit seiner Eugenik, der Einführung der Normalverteilung in die Psychologie und seinen ersten Testversuchen eine

Rechtfertigung sozialer Schichtung als Ausdruck der Natur mit dem Versprechen einer Erfassung, Klassifikation und Optimierung der Bevölkerung gemäß der hierarchischen Logik einer Normalverteilung. Die in Galtons Tradition stehende Intelligenzforschung in den USA basierte auf einem sozialdarwinistischen Narrativ, demzufolge soziale Hierarchien Folge angeborener natürlicher Intelligenzunterschiede seien. Als ein Ergebnis der geschichtlichen Rekonstruktion lässt sich die Kontinuität frühen eugenischen Gedankengutes bis in die heutige Zeit nennen, die von natürlichen Rangunterschieden zwischen Individuen und einer Analogie zwischen genetischem Wert und sozialem Status ausgeht. Kontinuitäten liegen des Weiteren hinsichtlich einer Fixierung auf die Biologie und der Leugnung sozialer Einflüsse vor sowie einer kaum verhohlenen Verachtung für diejenigen, die in der sozialen Hierarchie respektive ihrer „geistigen Leistungsfähigkeit“ ganz unten stehen.

Auf den geschichtlichen Teil folgte eine Diskursanalyse von aktuellen Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie. Leitende Fragen der Diskursanalyse waren hierbei: Wie wird Intelligenzmessung plausibel gemacht? Welcher Begriff von Intelligenz wird vertreten? Wie wird durch Intelligenztestung eine Hierarchisierung von Individuen möglich? Inwiefern kann Intelligenzdiagnostik zur Rechtfertigung sozialer Unterschiede eingesetzt werden? Durch welche diskursiven Strategien werden diese Ideen vermittelt, während andere ausgeschlossen werden?

Hinsichtlich der wichtigsten Ergebnisse lassen sich mehrere Punkte benennen. Hierzu gehört die Unterwerfung und Angleichung des polyvalenten Begriffes Intelligenz unter die Logik einer an die Naturwissenschaften angelehnten messenden Wissenschaft, die geistige Fähigkeiten in Analogie zu einem physikalischen Körper erfasst. Hierbei wird anhand von Intelligenzkonstrukt und Operationalisierung zunächst einmal „das Objekt Intelligenz“ als ein messbarer und anhand der Quantifizierung vergleichbarer „Gegenstand“ hervorgebracht – aber nicht, wie er in den Tiefen der „black box“ (Link, 1999, S. 321) in aller Unschuld vorlag und durch die wissenschaftliche Erkenntnis aufgefunden worden ist, sondern eben gemäß der bereits vorgelagerten Logik von Verobjektivierung, Vergleichbarkeit und Hierarchie als normalverteilte Intelligenz konstruiert worden ist. Die willkürliche und nicht abschließend geklärte Definition von Intelligenz, die im Groben um schulbezogenen Fähigkeiten kreist, stellt eine Verengung und Vereinnahmung eines zuvor mit Wichtigkeit aufgeblähten Begriffes dar. Damit kann Intelligenzforschung eine machtvolle Deutungshoheit und Unterwerfung von

Individuen unter die eigenen Kriterien zugeschrieben werden. Insofern verfährt die Psychologie hier als genuin normende Wissenschaft, die Individuen in ihrer Eigenheit nicht zu verstehen versucht, sondern diese unter ihre eigenen Kategorien und ihr klassifikatorisches System gemäß einer statistischen Über-, Unter- und Durchschnittlichkeit einordnet und ihre Identität primär über ihre Klassifikation innerhalb dieses Systems erfasst. Dabei funktioniert sie wesentlich nach der Logik von Norm, Abweichung und Abweichungsgraden. Der Sinn eines solchen Vorgehens besteht nicht so sehr in der erschöpfenden Erfassung der Individualität einer Person, sondern ihrer Einordnung gemäß äußerer Kriterien, wodurch sie auch besser „verwaltet“ werden kann, etwa in schulischen und beruflichen Kontexten sowie der klinischen Diagnosestellung. Als weiterer Hauptpunkt lässt sich die Fokussierung der zeitgenössischen Intelligenzforschung auf hierarchische Intelligenzkonstrukte und den darin implizierten Generalfaktor der Intelligenz nennen. Dessen Existenz wird aus der Korrelation der Werte unterschiedlicher Intelligenztestaufgaben abgeleitet, wobei postuliert wird, dass der Korrelation eine allgemeine, allen kognitiven Tätigkeiten zugrundeliegenden Intelligenz zukäme. Die Eindeutigkeit dieses Befundes kann nur unter Ausblendung methodischer Beschränkungen und Gegenargumente erfolgen und basiert auf der Deutung von Korrelationen als Kausalitäten. Der Sinn dieser einseitigen Parteinahme für den Generalfaktor lässt sich anhand eines weiteren Hauptbefundes dieser Arbeit ableiten: Der Generalfaktor erlaubt die globale Hierarchisierung von Individuen anhand eines einzigen Wertes, der dann als „Allgemeine Intelligenz“ ausgegeben werden kann. Und genau darin besteht die Grundintention der Intelligenzdiagnostik seit Galtons frühen Bestrebungen. Intelligenzforschung will keine chaotischen Vergleiche von Teilfähigkeiten, die keine eindeutige Rangordnung der Individuen zulassen, sondern eine klare Struktur gemäß einer Hierarchie, weil diese Art der Darstellung überaus anschlussfähig ist an soziale Praktiken der Hierarchisierung und Segregation, wie sie etwa in der Aufteilung in verschiedene Schulformen und Bildungswege entspricht, oder der Herausbildung von sozialen Schichten. Hier tritt eine weitere postulierte Analogie zutage, die bereits Galton vertreten hatte: die Analogie zwischen Intelligenzwert und sozialem Rang. Die Vorstellung, wonach Intelligenz als Ursache und Anfangsgrund aller sozialen Differenzen betrachtet werden könne, kommt am deutlichsten im Buch von Stemmler et al (2016) zum Ausdruck. Wenngleich die starke Fürsprache in Bezug auf sozialdarwinistische, rassistische und klassistische Ideen

als ein Alleinstellungsmerkmal innerhalb des untersuchten Materialkorpus betrachtet werden kann, darf die weite Verbreitung und Anerkennung des Buches als Standardwerk nicht vergessen werden. Dies lässt sich als Hinweis darauf lesen, dass die darin vertretenen Ideen an den Universitäten durchaus toleriert und Studierenden zugemutet werden. Die in diesem Buch angestregten Bemühungen, soziale Ungleichheit als Folge von Intelligenzunterschieden darzustellen basiert auf der Fokussierung auf Individuen, ihren Gehirnen und kognitiven Prozessen und einer Ausblendung und Leugnung sozialer Einflüsse auf die Herausbildung kognitiver Fähigkeiten und weiterer Faktoren, die zur Segregation beitragen, dabei aber nichts mit der individuellen kognitiven Leistung einer Person zu tun haben. Insofern erweist sich die psychologische Intelligenzforschung als überaus gut geeignet, sich in den Dienst einer meritokratisch argumentierenden Ideologie zu stellen, die behauptet, dass alle Menschen dieselbe Freiheit hätten, sich gemäß ihren Fähigkeiten zu entfalten und am Ende den Verdienst erhielten, der ihren Leistungen und Fähigkeiten entspräche. Hierin zeigt sich eine ausgeprägte Dienstbarkeit der Psychologie gegenüber all jenen, die dieses Narrativ zur Verschleierung ihrer eigenen Bevorteilung und Privilegierung brauchen, also all jenen, die ihre Vormachtstellung als verdient und alternativlos darstellen wollen, wohingegen sie niemals Partei ergreift für jene, die benachteiligt und unterdrückt werden. Diese willfährige Anschlussfähigkeit der Psychologie an herrschende Machtverhältnisse offenbart, wie verfehlt ihr Selbstbild als neutrale, objektive, bloß der Wahrheit verpflichtete Wissenschaft eigentlich ist.

9 Literaturverzeichnis

- Aronson, E., Wilson, T. D. & Akert, M. R. (2008). *Sozialpsychologie* (6. Aufl.). Halbergmoos: Pearson.
- Blanqui, A. (1971). *Geschichte der politischen Ökonomie in Europa*. Zweiter Band. Glashütten im Taunus: Verlag Detlev Auvermann KG.
- Bleuel, N., Heinen, N. & Stelzer, T. (28. März 2019). Wir waren mal schlauer, *Die Zeit*, Nr. 14, S. 13-15.
- Bourdieu, P. (1992). Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In Pierre P. Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen der Macht* (S. 49-81). Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, P. (1993a). Eine störende und verstörende Wissenschaft. In Pierre Bourdieu, *Soziologische Fragen* (S. 19-36). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu P. (1993). Der Rassismus der Intelligenz. In Pierre Bourdieu, *Soziologische Fragen* (252-256). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bowles, S. & Nelson, V.I. (1974). The “Inheritance of IQ” and the Intergenerational Reproduction of Economic Inequality. *The Review of Economics and Statistics*, 56 (1), 39-51. doi: 10.2307/1927525
- Bowles, S.; Gintis, H. (2002). The Inheritance of Inequality. *Journal of Economic Perspectives*, 16 (3), 3-30. doi: 10.1257/089533002760278686
- Bublitz, H. (2008). Subjekt. In Clemens Kammler, Rolf Parr & Ulrich J. Schneider (Hrsg.), *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (S. 293-296). Stuttgart: Metzler Verlag.
- Butler, Judith (2001). What is Critique? An Essay on Foucault’s Virtue. *European Institute for Progressive Cultural Policies Publications*. Zugriff am 14.05.2019 unter <http://eipcp.net/transversal/0806/butler/en>
- Carlson, Elof A. (2011). The Hoosier Connection: Compulsory Sterilization as Moral Hygiene. In P. A. Lombard (Hrsg.), *A Century of Eugenics in America : From the Indiana Experiment to the Human Genome Era*. Bloomington: Indiana University Press.
- Chorover, S. L. (1982). *Die Zurichtung des Menschen: von der Verhaltenssteuerung durch die Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Clark, K. & Clark, M. (1947). Racial identification and preference in negro children. In T. M. Newcomb & E. I. Hartley (Hrsg.), *Readings in Social Psychology* (169-178). New York: Holt.
- Crenshaw, K. (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, *Stanford Law Review*, 43 (6), 1241–1299.
- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M.H. (2010). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) Klinisch-diagnostische Leitlinien*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Döring, Nicola & Bortz, Jürgen (2016). *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften* (5., vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage). Berlin: Springer.

- Dreyfus, H. & L., Rabinow, P. (1994). *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik* (2. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Etzemüller, T. (2012). Die Angst vor dem Abstieg – Malthus, Burgdörfer, Sarrazin: eine Ahnenreihe mit immer derselben Botschaft. In M. Haller, M. Niggeschmidt (Hrsg.), *Der Mythos vom Niedergang der Intelligenz*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fancher, R. E. (1985). *The Intelligence Man: Makers of the IQ Controversy*. New York: W.W. Norton & Company.
- Fendler, L, Muzaffar, I. (2008). The History of the Bell Curve: Sorting and the Idea of Normal, *Educational Theory*, 58 (1), 63-82.
- Flynn, J.R. (1984). The mean IQ of Americans: Massive gains 1932 to 1987. *Psychological Bulletin*, 95, 29-51.
- Flynn, J. R. (1991). Searching for justice: The discovery of IQ gains over time. *American Psychologist*, 54, 5-20.
- Foucault, M. (1973). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (1978). Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino. In Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit* (S. 21-54). Berlin: Merve.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1992). *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, M. (1994). Warum ich die Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In H. L. Dreyfus & P. Rabinow (Hrsg.), *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. (S. 243-250). Weinheim: Athenäum.
- Foucault, M. (2013). *Schriften zur Medientheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2015). *Wahnsinn und Gesellschaft: eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (21. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (2016). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (16. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (2017). *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit. Band 1* (21. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Galton, F. (1865). Hereditary talent and character. *Macmillan's Magazine*, 12, 157-166. Zugriff am 14.05.2019 unter <http://www.galton.org/essays/1860-1869/galton-1865-macmillan-hereditary-talent.html>
- Gardner, H. (1991). *Abschied vom IQ. Die Rahmen-Theorie der vielfachen Intelligenzen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gittler, G. (2017). *Differentielle Psychologie* (WS 2017/18, 4. Auflage). Vorlesungsskript. Wien: facultas.
- Goldberg, P. (1968). Are women prejudiced against women? *Trans-action*, 5 (5). 28-30.
- Gould, S. J. (1983). *Der falsch vermessene Mensch*. Basel: Birkhäuser.

- Grubitzsch, S. (1999). Wissenschaftshistorische Herausbildung psychologischer Testverfahren. In S. Grubitzsch (Hrsg.), *Testtheorie – Testpraxis. Psychologische Tests und Prüfverfahren im kritischen Überblick* (S. 65-96), Frankfurt am Main: Verlag Dietmar Klotz.
- Grünwald, H. (1980). *Die Sozialen Ursprünge Psychologischer Diagnostik. Zur Genese, Struktur und Konkurrenz von Konzeptionen der Intelligenzdiagnostik*. Darmstadt: Dr. Dietrich Steinkopff Verlag.
- Guilford, J. P. (1971). *The nature of human intelligence*. New York: McGraw-Hill.
- Günzel, S. (2008). Wahrheit. In C. Kammler, R. Parr & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (S. 298-301). Stuttgart: J.B. Metzler Verlag.
- Hennig, J., Netter, P. (2005). *Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit*. München: Elsevier.
- Herrnstein, R. & Murray C. (1994). *The Bell Curve - Intelligence and Class Structure in America*, New York: Freepress.
- Hull, D. L. (2005). Deconstructing Darwin. Evolutionary Theory in Context. *Journal of the History of Biology*, 38 (1), 137-152.
- Jäger, S. (2004). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung* (4., unveränderte Auflage). Münster: UNRAST-Verlag.
- Jensen, A. R. (1969). How Much Can We Boost IQ and Scholastic Achievement? *Harvard Educational Review*. 39 (1), 1–123.
- Jospeh, J. (2018). Twenty-Two Invalidating Aspects of the Minnesota Study of Twins Reared Apart (MISTRA). Full Version. Zugriff am 14.05.2019 unter <https://www.madinamerica.com/wp-content/uploads/2018/11/Twenty-Two-Invalidating-Aspects-of-the-MISTRA-by-Jay-Joseph-Abridged-Version-1.pdf>
- Kamin, L. (1979). *Der Intelligenz-Quotient in Wissenschaft und Politik*. Darmstadt: Dr. Dietrich Steinkopff Verlag.
- Keller, R. (2011). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen* (4. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag.
- Kühl, S. (1997). *Die Internationale der Rassisten: Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- Krais, B. (2008). Zur Funktionsweise von Herrschaft in der Moderne: Soziale Ordnungen, symbolische Gewalt, gesellschaftliche Kontrolle. In R. Schmidt (Hrsg.), *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. (S. 45-58). Konstanz: UVK-Verlag.
- Lenzen, M. (2003). *Evolutionstheorien in den Natur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Lewontin, R. C., Rose, S., Kamin, L.J. (1984). *Die Gene sind nicht...Biologie, Ideologie und menschliche Natur*. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Link, J. (1999). *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird* (2., aktualisierte und erweiterte Aufl.). Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- Link, J. (2008.). Disziplinartechnologien/Normalität/Normalisierung. In C. Kammler, R. Parr & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. (S. 242-246). Stuttgart: J. B. Metzler Verlag.
- Long, J. (2005). Rural-Urban Migration and Socioeconomic Mobility in Victorian Britain. *The Journal of Economic History*, 65(1), 1-35.
- Makharia, A., Nagarajan, A., Mishra, A., Peddisetty, S., Chahal, D., Singh, Y. (2016). Effect of environmental factors on intelligence quotient of children. *Industrial Psychiatry Journal*, 25 (2), 189-194.
- McKenzie, D. (1976). Eugenics in Britain. *Social Studies of Science*, 6 (3/4), 499-532.
- McKenzie, D. (1978). Statistical Theory and Social Interests: A case-study. *Social Studies of Science*, 8 (1), 35-83.
- McKenzie, D. (1979). Karl Pearson and the professional middle class. *Anal. of Science*, 36 (2), 125-143.
- Mehler, B. (1997). Beyondism: Raymond B. Cattell and the New Eugenics. *Genetica*, 99, 153-163.
- Mensh, E & Mensh, H. (1991). *The IQ Mythology: Class, Race, Gender and Inequality*. Carbondale: Southern Illinois University Press.
- Neisser, U. (1976). General, academic, and artificial intelligence. In L. Resnick (Hrsg.), *The nature of intelligence* (S. 135-144). Hillsdale: Erlbaum.
- Neyer, F. J. & Asendorpf, J. B. (2018). *Psychologie der Persönlichkeit* (6. vollständig überarbeitete Auflage). Berlin: Springer.
- Oberwimmer, K., Vogtenhuber, S., Lassnigg, L. & Schreiner, C. (2019). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2018, Band 1 Das Schulsystem im Spiegel von Daten und Indikatoren. Graz: Leykam, doi: <http://doi.org/10.17888/nbb2018-1.4>
- Parr, R. (2008). Diskurs. In C. Kammler & R. Parr, U. S. Schneider (Hrsg.), *Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung* (S.233-237). Stuttgart: J.B. Metzler.
- Plomin, R. (2018). *Blueprint: How DNA Makes Us Who We Are*, London: Penguin Books Ltd.
- Quitow, W. (1990). Intelligenz - Erbe oder Umwelt? Wissenschaftliche und politische Kontroversen seit der Jahrhundertwende. Stuttgart: Metzler.
- Reisigl, M. & Wodak, R. (2001). Discourse and Discrimination. Rhetorics of racism and antisemitism. London: Routledge.
- Rheindorf, M. (2006). Modalität. In H. Gruber, M. Rheindorf, K. Wetschanow, M. Reisigl, P. Muntigl & C. Czinglar (Hrsg.) *Genre, Habitus und wissenschaftliches Schreiben. Eine empirische Untersuchung studentischer Texte. Wissenschaftlich Schreiben. Analyse und Methode. Bd. 1* (S. 205-233). Wien: LIT Verlag.
- Rose, N. (1979). The psychological complex: mental measurement and social administration. *Ideology and Consciousness*, 5, 5-68.
London: LSEResearchOnline. Abgerufen am 14.05.2019 unter:
<https://nikolasrose.com/wp-content/uploads/2013/07/Rose-1979-Psychological-Complex-IC.pdf>
- Rott, V. (2014). Wahrheitsspiele der Pathologisierung im klinisch-psychologischen und psychiatrischen Diskurs über die sogenannte Geschlechtsidentitätsstörung. Eine

- kritische Diskursanalyse von Lerhbchtexten. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Ruck, N., Slunecko, T. & Riegler, J. (2010). Kritik und Psychologie – ein verschlungenes Verhältnis. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 33/34 (4/1), 45-67.
- Ruck, Nora (2014). *Schönheit als Zeugnis. Evolutionspsychologische Schönheitsforschung und Geschlechterungleichheit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Sarasin, P. (2005). *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Sarazin, T. (2010). *Deutschland schafft sich ab*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schimak, A. (2011). *Über die Schamesröte einer jungen Turnusärztin. Die Darstellung der Psychosomatik in Lehrbüchern der Medizin. Eine kritische Diskursanalyse*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Slunecko, T. (2008). *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution. Beobachtungen auf der eigenen Spur* (2., überarbeitete Auflage). Wien: WUV- Univ.-Verlag.
- Slunecko, T., Wieser, M. (2104). Cultural Psychology. In Teo T. (Hersg.) *Encyclopedia of Critical Psychology*. New York: Springer.
- Steele, C.M. (1997). A threat in the air: How Stereotypes shape the intellectual identities and performance. *American Psychologist*, 52, 613-629.
- Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M. & Spinath, F. M. (2016). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (8. überarbeitete Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Stern, A. M. (2011). From Legislation to Lived Experience: Eugenic Sterilization in California and Indiana, 1907–79. In P. A. Lombardo (Hrsg.), *A century of eugenics in America: from the Indiana experiment to the human genome era* (S. 95-117). Bloomington: Indiana University Press.
- Süß, H-M, Beauducel, A. (2011). Intelligenztests und ihre Bezüge zu Intelligenztheorien. In L. F. Hornke, M. Amelang, M. Kersting (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B: Methodologie und Methoden Serie II Psychologische Diagnostik, Band 3: Leistungs-, Intelligenz- und Verhaltensdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Terman, L. M. (1925). *Genetic studies of genius. Volume 1. Mental and physical traits of a thousand gifted children*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Terman, L. M. & Oden, M. H. (1959). *The gifted group at mid-life*. Standorf, CA: Stanford University Press.
- Thurstone, L. L. (1947). *Multiple factor analysis*. Chicago: University of Chicago Press.
- Van Leeuwen, T. (2008). *Discourse and Practice. New Tools for Critical Discourse Analysis*. New York: Oxford University Press.
- Walter, W. (1983). *Der Geist der Eugenik. Francis Galtons Wissenschaftsreligion in kultursoziologischer Perspektive*. Bielefeld: Kleine.
- Young, R. (1969). Malthus and the Evolutionists. The Common Context of Biological and Social Theory. *Past & Present*, 43, 109-145.

10 Anhang

10.1 Untersuchte Lehrbücher

1. Gittler, G (2017). *Differentielle Psychologie* (4. Auflage, WS 2017/18). Vorlesungsskript. Wien: facultas.
2. Hennig, J. & Netter, P. (2005). *Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit*. München: Elsevier Spektrum Akademischer Verlag.
3. Süß, H-M, Beauducel, A. (2011). Intelligenztests und ihre Bezüge zu Intelligenztheorien. In L. F. Hornke, M. Amelang, M. Kersting (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B: Methodologie und Methoden Serie II Psychologische Diagnostik, Band 3: Leistungs-, Intelligenz- und Verhaltensdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
4. Neyer, F. J., Asendorpf, J. B. (2018). *Psychologie der Persönlichkeit* (6., vollständig überarbeitete Auflage). Berlin: Springer.
5. Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M., Spinath, F. M. (2016). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (8., überarbeitete Auflage). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
6. Weber, H., Rammsayer, T. (2012). *Differentielle Psychologie – Persönlichkeitsforschung*. Göttingen: Hogrefe.

10.2 Textgrundlage der Feinanalyse

Auszüge aus:

Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M., Spinath, F. M. (2016). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (8., überarbeitete Auflage). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Kapitel 1 Grundlagen

1 1.2 Zur Universalität interindividueller Differenzen

2

3 Interindividuelle

4 Differenzen

5 Beim Menschen

6

7 Das Wissen um Unterschiede zwischen Indi-

8 viduen im Humanbereich stellt seit jeher eine

9 Selbstverständlichkeit dar. Zu allen Zeiten

10 hat es Personen gegeben, die sich in Bezug auf

11 einzelne Merkmale oder deren Kombination
12 von ihren Mitmenschen deutlich abhoben.
13 Die Variabilität von Merkmalen stellt aller-
14 dings ein allgemeines Phänomen dar: So
15 weisen etwa Größe, Gewicht und Konsti-
16 tution des Körpers deutliche Verschieden-
17 heiten auf. Untersuchungen etwa der Kör-
18 pergröße haben das folgende Bild ergeben
19 (→ **Abb.1.1**).

20 Analoge Unterschiede treten auch in den
21 Einzelorganen des Körpers auf. So zeigen die
22 Größe und Form von Magen und Herz
23 deutliche Variabilität. Unterschiede gibt es
24 auch in der chemischen Zusammensetzung
25 der verschiedenen Körperflüssigkeiten,
26 wie beispielweise der Menge von Harnstoff im
27 Blut, der Konzentration von Natriumionen
28 oder derjenigen von Eisen. Jede Person scheint
29 eine für sie einzigartige Kombination der
30 einzelnen Bestandteile des Sekretsystems auf-
31 zuweisen. Die annähernd glockenförmige
32 Häufigkeitsverteilung bzw. Normalvertei-
33 lung von Messwerten ist nicht nur für Merk-
34 male wie die Körpergröße, sondern auch für
35 einige physiologische zu beobachten.
36 Dies ist zum Beispielt bei Messungen der
37 Vitalkapazität (nach Wechsler, 1952), d.h.
38 der Differenz des Luftvolumens zwischen
39 maximalen Ein- und Ausatmen, erkennbar
40 (→ **Abb. 1.2**)

41 Die Normalverteilung stellt eine wahr-
42 scheinlichkeitstheoretische Zufallsverteilung
43 dar. Sie wird wegen ihrer Bedeutung für die
44 Differentielle Psychologie hier näher bespro-
45 chen. Die erkennbare Asymmetrie in **Abbil-**
46 **dung 1.2** geht vor allem auf eine Überbeset-
47 zung der Maßzahlkasse 3,2 bis 3,5 zurück.
48 Solche und ähnliche Abweichungen von
49 der symmetrischen Normalverteilungsform
50 scheinen bei komplexeren Merkmalen gerin-
51 ger zu werden.

52 Wie bei anatomischen und physiologi-
53 schen Merkmalen kann man auch für viele

54 psychologische Maße wenigstens annähernd
55 glockenförmige Verteilungen der individuell
56 unterschiedlichen Ausprägungsgrade fest-
57 stellen. Beispiele aus dem Leistungs-, Persön-
58 lichkeits- und Einstellungsbereich mögen das
59 belegen.

60

61 Im Jahr 2004 verteilte sich die Leistung der 219
62 826 Abiturienten, ausgedrückt durch die über alle
63 Fächer gemittelten Abiturnoten, wie in **Abbi-
64 ldung 1.3** dargestellt. Die Gedächtnisleistung von
65 Studierenden verschiedener Fachrichtungen wur-
66 de von Amelang erfasst. Die Probanden mussten
67 zunächst eine Minute lang einen sinnvollen Text
68 lesen. Nach einem Intervall von 10 Minuten wur-
69 de sodann nach spezifischen Passagen des Inhalts
70 gefragt und die Anzahl richtig erinnelter Details
71 als Gedächtnismaß verwendet (→ **Abb. 1.4**)

72

73 Nicht viel anders sieht es aus, wenn Personen
74 hinsichtlich eines oder mehrerer Persönlich-
75 keitsmerkmale von Freunden oder Bekann-
76 ten eingeschätzt werden oder die Betreffen-
77 den sich in Persönlichkeitsfragebogen selbst
78 beurteilen. Im Zuge der Entwicklung eines
79 solchen Verfahrens zur Erfassung von Ex-
80 traversion, d.h. der Tendenz, mehr auf die
81 Außenwelt als auf die eigene Person gerichtet,
82 lieber in Gesellschaft als alleine zu sein, ab-
83 wechslungsreiche Lebensbedingungen gleich-
84 förmigen vorzuziehen and anderes mehr,
85 stellte Eysenck (1947) die in **Abbildung 1.5**
86 dargestellte Verteilung fest.

87 Andere Merkmale wie Ängstlichkeit, Dog-
88 matismus oder Gefühlsbetontheit zeigen
89 ebenfalls solche eingipfeligen, wenigstens
90 annähernd symmetrischen Verteilungen. Ge-
91 wiss sind diese glockenförmigen Verteilungen
92 zum Teil ein angezieltes Ergebnis der Verfahrens-
93 entwicklung. Aber auch ohne jeglichen
94 Konstruktionsaufwand stellen sich häufig
95 annähernd normalverteilte Merkmale ein.

96

97 Beispielweise ließen Klingemann und Pappi
98 (1972) 962 Personen eines repräsentativen Be-
99 völkerungsschnitts auf einer 10-stufigen Skala
100 eine Selbsteinschätzung danach vornehmen, ob sie
101 politisch mehr rechts oder mehr links stünden,
102 wobei völlig offengelassen wurde, was genau
103 darunter zu verstehen sei. Die Verteilung der
104 Einstellungen zeigte wiederum das typische Häu-
105 figkeitsmaximum im Mittelbereich mit einer Ab-
106 nahme der Häufigkeiten zu den Endpunkten des
107 Kontinuums hin (→ **Abb 1.6**) – woraus die Autoren
108 im Übrigen den Schluss zogen, dass das Wähler-
109 potential für radikale Parteien relativ klein sei.

110

111 Die angeführten Beispiele mögen genügen,
112 um die Feststellung zu rechtfertigen, dass in
113 körperlichen, physiologischen und psycholog-
114 ischen Merkmalen Unterschiede bestehen.
115 Die Merkmalsverteilung folgt oft annähernd
116 einer Gauß'schen Normalverteilung. Die
117 grundlegende Annahme ist dabei, dass solche
118 Verteilungen immer dann entstehen, wenn
119 eine Vielzahl von Faktoren in zufälliger
120 Kombination zusammenwirkt. Sofern die
121 Zufälligkeit der Kombination nicht gewehr-
122 leistet ist, kommt es zu mehr oder weniger
123 gravierenden Abweichungen von der Nor-
124 malverteilung.

125

126 So finden sich bei Hofstätter (1973, S. 67) die in
127 **Abbildung 1.7** wiedergegebenen Resultate aus
128 einer Untersuchung zur Pünktlichkeit am
129 Arbeitsplatz. Wie aus dieser sog. J- oder L-Ver-
130 teilung der Werte ersichtlich ist, erschienen den
131 2545 Messungen zufolge die allermeisten Arbeit-
132 nehmer rechtzeitig, und immer weniger Personen
133 wiesen eine zunehmend längere Verspätung auf.
134 Ganz ähnliche Verhältnisse wurden beim Zu-
135 spätkommen in der Kirche beobachtet und beim
136 Verhalten von Autofahrern bei Rotlicht an Kreuz-
137 ungen.

138

139 Das gemeinsame Element hinter solchen

140 Beobachtungen sind Konformitätsdruck und
141 Normierungsvorschriften, die eine freie
142 (zufällige) Kombination der Einflussfaktoren
143 nicht gewährleisten. (S. 21-24)

144 1.2.2 Interindividuelle

145 Differenzen bei Tieren

146

147 Was für die interindividuellen Unterschiede
148 zwischen Menschen gilt, trifft auch für ande-
149 re Tiere und Pflanzen zu. Auch bei ihnen
150 gibt es keine zwei Artvertreter, die einander
151 völlig gleichen. (S. 25)

152 In anderem Kontext konnte Hirsch (1959)
153 Verhaltensunterschiede an der Drosophila
154 melanogaster (Tafelie) feststellen. Er beob-
155 achtete die Tiere in einem Labyrinth, in dem
156 sie sich an den Entscheidungspunkten für ein
157 Ausweichen nach oben (gegen die Gravita-
158 tion) oder nach unten (im Sinne der Gravi-
159 tation) entscheiden mussten. Ausgewertet
160 wurde für jedes Tier die Anzahl seiner Ent-
161 scheidungen, nach oben, gegen die Gravita-
162 tion, auszuweichen. Die so erhaltenen »geo-
163 taktischen Reaktionswerte« von vielen Tie-
164 ren zeigten die Häufigkeitsverteilung in **Ab-**
165 **bildung 1.8**. Die Ähnlichkeit der Verteilungen
166 mit den Verteilungen von Merkmalsausprä-
167 gungen im Humanbereich ist augenfällig.
168 Selbst auf dem Organisationsniveau von
169 Einzellern lassen sich charakteristische
170 Unterschiede finden. Diese beziehen sich
171 zum Beispiel bei Paramecien (Pantoffeltier-
172 chen) nicht nur auf deren Längenwachstum
173 (→ **Abb. 1.9**), sondern auch auf ihr Sozialver-
174 halten (French, 1940), sich nämlich allein
175 oder in Körperkontakt mit ihresgleichen
176 durch Nährflüssigkeiten zu bewegen.
177 Die Liste derartiger Beispiele könnte nahe-
178 zu beliebig fortgesetzt werden. Das referierte
179 Material reicht jedoch völlig aus, um die

180 generelle Gestalt- und Verhaltensdifferenzie-
181 rung auch im Bereich tierischen Lebens zu
182 illustrieren und damit die eingangs formu-
183 lierte These zu belegen, dass Verschiedenheit
184 und Individualität grundlegende Fakten allen
185 Lebens sind. (S. 26-27)

186 **Anfänge der Messung interindividueller Differenzen**

187 **1.3.1 Antike und Judentum**

188 In alten Texten finden sich nur sporadische
189 Hinweise auf die Bedeutung, die zwischen-
190 menschlichen Unterschieden beigemessen
191 wird. (S. 27)

192 **1.3.2 Mittelalter und Neuzeit**

193 Die genannten Ansätze aus der Antike schei-
194 nen später nicht weiterentwickelt worden zu
195 sein; vielmehr ist während der Scholastik im
196 Mittelalter ein ausgesprochenes Desinteresse
197 an empirisch festgestellten individuellen
198 Differenzen zu vermerken. Allenfalls fanden
199 Besonderheiten der religiösen und morali-
200 schen Haltung eine gewisse Aufmerksamkeit. (S. 28)

201 Aus der Retrospektive kann festgestellt
202 werden, dass die entscheidenden Impulse
203 und grundlegenden Ideen für die wissenschaft-
204 liche Beschäftigung mit individuellen Diffe-
205 renzen aus der Biologie kamen. Charles
206 Darwin (1809-1882), Sir Francis Galton
207 (1822-1911) sowie Gregor Mendel (1822-
208 1881) sind die bedeutendsten Namen in
209 diesem Zusammenhang.

210 Mit der Veröffentlichung seines Buches
211 »The origin of species by means of natural
212 selection« und der darin formulierten Evo-
213 lutionstheorie widersprach Charles Darwin
214 (1859) dem bis dahin verbreiteten Artbegriff,
215 dem zufolge die wesentlichen Merkmale des

216 Individuums durch Artmerkmale bestimmt
217 und Abweichungen des Einzelnen davon nur
218 zufällig seien. Darwin bestritt die Unverän-
219 derlichkeit der Art und postulierte die Ent-
220 wicklung der Arten durch natürliche Aus-
221 wahl der im Kampf um das Überleben bes-
222 tangepassten Individuen. Durch diese Überle-
223 gungen wurden individuelle Differenzen zu
224 grundlegenden Bestandteilen eines theoreti-
225 schen Systems. Die Abweichungen vom
226 Durchschnitt erklärten sich nunmehr aus
227 dem Zusammenwirken zahlreicher Bedin-
228 gungen, die ihren Ursprung im Genotyp und
229 in der Umwelt haben.

230 Auch der Augustinermönch Gregor Men-
231 del, der Kreuzungsversuche mit Pflanzen
232 durchführte (Mendel, 1866), überwand mit
233 seinem experimentellen Vorgehen die Vor-
234 stellung von einer gottgewollten Entwick-
235 lung zu bestimmten Arten. Stattdessen er-
236 klärte Mendel die angeborene Eigenart des
237 Individuums kausal durch die zufällige Kom-
238 bination von Erbanalgen. Damit war zumin-
239 dest ein Teil der von Darwin noch offenge-
240 lassenen Wirkungsfaktoren auf empirische
241 Weise spezifiziert worden.

242 Bekanntlich blieben die Gesetze Mendels
243 lange Zeit unbeachtet. Mit deren Wiederent-
244 deckung durch Correll, Tschermak und
245 deVries um die Jahrhundertwende setzte
246 jedoch eine intensive Erforschung der
247 Erbllichkeit von körperlichen und später auch
248 psychologischen Merkmalen ein. Es wurden
249 Konzepte und Modelle entwickelt, die auch
250 heute noch Gegenstand aktueller Untersu-
251 chungen sind.

252 Wesentliche Impulse in dieser Richtung
253 waren zuvor bereits von Francis Galton,
254 einem Vetter Darwins, ausgegangen. Als
255 Biologe, Geograph, Statistiker, Metereologe
256 und Weltreisender war Galton einer der
257 vielseitigsten und brilliantesten Wissenschaft-
258 ler des 19. Jahrhunderts und einer der Be-

259 gründer der wissenschaftlichen Untersu-
260 chung individueller Differenzen.
261 Hauptsächlich an der Vererbung interes-
262 siert, übertrug er den Gedanken der Erblich-
263 keit physischer auf psychische Merkmale,
264 vor allem auf den Bereich der Intelligenz. In
265 seinem Buch »Hereditary genius« zeigte er
266 unter Anwendung der Stammbaummethode
267 die Ballung spezifischer Begabungen in ein-
268 zeln Familien auf (Galton, 1869).
269 Um differenzierte Daten über Begabungs-
270 unterschiede zu erhalten, waren an zahlrei-
271 chen Personen objektive Messungen zu erhe-
272 ben. Dafür mussten spezielle Tests konstruiert
273 und eingesetzt werden. Aber welche Merk-
274 malsbereiche sollten geprüft werden? Galton
275 war stark vom Empirizismus John Lockes
276 beeinflusst, dem zufolge jedes neugeborene
277 Kind zunächst einer »tabula rasa«, einem
278 unbeschriebenen Blatt, gleicht. Erst die
279 Sinneseindrücke im Laufe der Entwicklung
280 liefern die Grundlage für komplexere psychi-
281 sche Prozesse wie Denken und Urteilen:

282 »Die einige Information über äußere Ereignisse,
283 die uns erreicht, scheint den Weg über unsere Sinne
284 zu nehmen; je empfänglicher die Sinne für Unter-
285 schiede sind, desto größer ist die Grundlage, auf
286 der unser Urteilsvermögen und unsere Intelligenz
287 agieren können« (Galton, 1883, S. 27, Überset-
288 zung von den Verfassern).

289 Entprechend versuchte er, das Auflösungs-
290 vermögen und die Abbildungsschärfe der
291 Sinne zu prüfen. So entwickelte er Testver-
292 fahren für das Farbensehen sowie für das
293 Unterscheidungsvermögen im visuellen,
294 akustischen und kinästhetischen Bereich.
295 Die berühmte Galton-Pfeife zur Prüfung der
296 Hörschwelle für hohe Töne ist ein bekanntes
297 Beispiel. Er führte aber auch Gedächtnisprü-
298 fungen, Assoziationsversuche und erste Fra-
299 gebogenerhebungen durch.

300 Um Messwerte von möglichst vielen Individuen zu
301 erhalten, richtete Galton 1885 auf der »International Health Exhibition« in London ein anthropometrisches Laboratorium ein, in dem jeder
302 Besucher gegen Entrichtung von threepence »get himself and his children weighed, measured and
303 rightly photographed, and have their bodily
304 faculties tested by the methods known to modern
305 science« (Galton, 1883). Über die Resultate bekam
306 man ein Messblatt ausgehändigt (→ **Kasten 1.1**).

310 Galton beschäftigte sich in diesem Zusammenhang auch mit der Analyse der Verteilungsform von psychischen Variablen.
311 Grundlage dafür war die von Gauß (1809)
312 mathematisch hergeleitete Normalverteilung, deren wahrscheinlichkeitstheoretische
313 Grundlage Galton mit Hilfe des nach ihm
314 benannten Galton-Brettes veranschaulichen
315 konnte. Ebenso wie physische Maße sollten
316 sich auch psychische Merkmale wie die Intelligenz normal verteilen. Einen wesentlichen
317 Beitrag zur quantitativen Analyse von Merkmalszusammenhängen leistete Galton mit
318 seiner Formulierung eines Index of Correlation. Dieser wurde später von seinem Schüler Karl Pearson (1857-1936) zum heute
319 gebräuchlichen Korrelationskoeffizienten
320 weiterentwickelt. Daneben entwarf Galton
321 das Konzept der statistischen Regression. (S. 28-29)

Kapitel 4: Modellierung von Intelligenzstruktur

4.3 Strukturmodelle

4.3.1 Die Zwei-Faktoren-Theorie von Spearman

330 Innerhalb der Intelligenz unterschied Binet
331 Gedächtnis, Vorstellung oder Schlussfolgerung als unabhängige Komponenten, die in
332 verschiedenen Teilen des Gehirns lokalisiert

335 seien. Von dieser Überzeugung geleitet
336 glaubte er, die allgemeine intellektuelle Leis-
337 tungsfähigkeit mit Hilfe von »mental ortho-
338 pedics« verbessern zu können. Darunter
339 verstand er eine Schulung spezieller Funktio-
340 nen. Diesem Vorhaben war allerdings nur
341 ein begrenzter Erfolg beschieden (s. etwa
342 Eysenck, 1975).

343 Ungeachtet der Vorstellung, dass Intelligenz
344 ein Bündel zahlreicher Einzelfähigkeiten sei,
345 sah der von Binet entwickelte Test einen
346 einzigen Kennwert für die Beschreibung der
347 intellektuellen Leistung vor, nämlich das
348 Intelligenzalter. Damit wurde Intelligenz im-
349 plizit als einheitliches Ganzes behandelt.
350 Präzise Modellvorstellungen im Hinblick
351 auf die Struktur der Intelligenz entwickelte
352 kurz darauf erstmals Spearman (1904). Aus-
353 gangspunkt seiner Überlegungen waren die
354 Untersuchungen von Wissler (1901; s.
355 Abschn. 3.3). Spearman kritisierte an ihnen,
356 dass die Tests nicht individuell, sondern in
357 Gruppen von jeweils drei Versuchspersonen
358 vorgegeben wurden. Darüber hinaus muss-
359 ten die Versuchspersonen nicht weniger als
360 22 verschiedene Verfahren innerhalb von
361 45 Minuten bearbeiten. Die daraus resultie-
362 renden Fehlerquellen und Messungenauig-
363 keiten hätten zu einer mangelhaften Reliabi-
364 lität der Maße geführt. Infolgedessen konn-
365 ten die Maße auch keine bedeutsamen Kor-
366 relationen mit anderen Variablen aufweisen,
367 was den Befund von Wissler als wenig
368 aussagekräftig erscheinen ließ.

369 Im selben Jahr legte Spearman (→ **Kasten**
370 **4.2**) dann eine Arbeit vor (Spearman, 1904),
371 die als eine der bedeutendsten Einzelarbeiten
372 unseres Faches gilt. Darin führte Spearman
373 als inzwischen 41-jähriger Doktorand von
374 Wundt zwei Werkzeuge zusammen, die be-
375 reits Galton gekannt und mit entwickelt,
376 aber nicht explizit aufeinander bezogen
377 hatte, nämlich mental tests und das Kon-

378 zept der Korrelation. Als Ergebnis mehrerer
379 Versuchsreihen an Kindern kam er zu der
380 Schlussfolgerung,» that there really exists a
381 *something* that we may provisionally term...
382 a General Intelligence« (Spearman, 1904,
383 S. 272; Hervorheb v.V.).
384 Das mit g bezeichnete Etwas komme in
385 allen Funktionen zum Tragen, die sich an den
386 Intellekt richten, wenngleich in etwas unter-
387 schiedlichem Ausmaß. Die Höhe der Ladun-
388 gen von g in einzelnen Tests ließ sich mit Hilfe
389 einer von ihm konzipierten Vorläuferversion
390 der Faktorenanalyse bestimmen. Außer
391 durch g sei jeder Test noch durch eine zweite,
392 eine spezifische Komponente s bestimmt
393 (darüber hinaus durch einen Fehleranteil e).
394 Damit war die Zwei-Faktoren-Theorie der
395 Intelligenz propagiert, wonach die Korrela-
396 tion zwischen Leistungsmaßen nur auf der-
397 jenigen Komponente beruht, die ihnen ge-
398 meinsam ist – nämlich g . Die Korrelation
399 zweier Maße muss eine direkte Funktion des
400 Ausmaßes sein, in dem sie gemeinsam g
401 erfassen.
402 Die Zwei-Faktoren-Theorie beinhaltet ein
403 bedeutendes Korrolarium: Weil jeder men-
404 tale Test etwas an g und jeder Test ein
405 verschiedenes s enthält, weil darüber hinaus
406 g und s (sowie e) miteinander unkorreliert
407 sind, muss jeder Summenwert aus verschie-
408 denen Tests realtiv mehr g und weniger s
409 aufweisen als jeder der einzelnen Tests.
410 Dieser Sachverhalt, dass bei einer Aggre-
411 gation von verschiedenen Maßen dasselben
412 Konstrukts der gemeinsame Faktor immer
413 stärker zutage tritt und die unkorrelierten
414 Messfehler im Vergleich dazu immer mehr
415 zurücktreten, kann bei der Testkonstruktion
416 genützt werden. Ist ein Test nämlich nicht
417 ausreichend reliabel, so kann seine Reliabili-
418 tät durch eine Testverlängerung gesteigert
419 werden, d.h., es werden dem Test einfach
420 weitere Items zur Messung des Konstruktes

421 zugefügt. Die Beziehung zwischen Testlänge
422 und letztendlich erzielter Reliabilität wird in
423 der später nach ihren Autoren Spearman und
424 Brown benannten »prophecy formula«
425 ausgedrückt (Amelang, Schmidt-Atzert,
426 2006). Eindrucksvoll ist seit dem auch immer
427 wieder eine der Voraussetzungen für g be-
428 stätigt worden, dass nämlich alle geistigen
429 Leistungen, wie verschieden sie auch sein
430 mögen, miteinander positiv korrelieren.
431 Der Kern der Zwei-Faktoren-Theorie ist
432 aufgrund seiner Plausibilität und Einfachheit
433 allgemein bekannt geworden wie kaum ein
434 anderes Konzept der Intelligenzstruktur. Bei
435 fast allen gängigen Intelligenztests, auch
436 jenen zur Erfassung spezieller Funktionen,
437 wird gewöhnlich neben den Punktwerten für
438 die Einzelleistungen noch ein Wert für den
439 Gesamtest ausgewiesen. Dieser steht für die
440 durchschnittliche Höhe des Intelligenz-
441 niveaus. Dieser »Allgemeine Faktor der Intel-
442 ligenz« ist relativ» generell« oder breit, da er
443 ca. 50 % der Varianz in den verschiedensten
444 kognitiven Aufgaben erklärt (s. Sternberg &
445 Grigorenko, 2002) und zudem von erhebli-
446 cher Bedeutung für die allermeisten Anforde-
447 rungen des alltäglichen Lebens (s. Gottfred-
448 son, 1997) sowie für zahlreiche Phänomene
449 wie Gesundheitsverhalten, Kriminalität und
450 individuelle Finanzplanung von sozialer Be-
451 deutung (Lubinski & Humphreys, 1999) ist.
452 Darüber wird mehr in Abschnitt 5.3 zu sagen
453 sein.
454 Aufgrund seiner Konzeption als gemein-
455 samer Faktor (»Generalfaktor«) aller men-
456 talen Leistungstests kann g nicht mit einem
457 einzelnen Intelligenztest gemessen werden.
458 Im Forschungskontext kann behelfsweise
459 eine Testbatterie mit möglichst breit ausge-
460 wählten Einzelverfahren zur Messung von
461 kognitiven Fähigkeiten durchgeführt wer-
462 den. Ist die Auswahl der Tests repräsentativ,
463 so ist der gemeinsame Faktor dieser Tests eine

464 gute Annäherung an *g*. Diese Vorgehens-
465 weise ist natürlich sehr aufwendig; ersatz-
466 weise kann einer der von John C. Raven
467 entwickelten Matritzentests verwendet wer-
468 den, die in einer leichteren Version (Standard
469 Progressive Matrices, SPM) sowie in einer
470 schwereren Version (Advanced Progressive
471 Matrices, APM) vorliegen (für deutsche
472 Handbücher, s. Heller et al., 1998 a, b). Bei
473 diesen Tests müssen geometrische Reizvorla-
474 gen, die jeweils eine Lücke aufweisen,
475 sinngemäß ergänzt werden, was vor allem
476 induktives Schlussfolgern erfordert. Diese
477 Tests messen natürlich neben *g* auch einen
478 spezifischen Faktor und Messfehler, doch
479 konnten umfangreiche Faktorenanalysen
480 aufzeigen, dass diese Tests eine besonders
481 hohe Ladung auf *g* aufweisen (Carroll, 1993).
(S. 156-158)

Kapitel 5: Grundlagen und Korrelate der Intelligenz

482 5.3.6 Intelligenz, Verhalten und Lebenslauf 483

484 Abschließend soll auf einige Korrelate der
485 Intelligenz außerhalb der beruflichen Tätig-
486 keit im engeren Sinne eingegangen werden.
487 Für die hier anstehenden Erörterungen hat
488 vor allem die Längsschnittuntersuchung von
489 Terman einzigartiges Material geliefert. Die-
490 ser ließ sich Anfang 1920 von Lehrern
491 zahlreicher Grundschulen in Kalifornien pro
492 Klasse die drei intelligentesten und den
493 jüngsten Schüler nennen. Im Zuge der wie-
494 derholten Vorgabe von Tests wurden 634
495 Probanden ausgewählt, deren durchschnitt-
496 licher IQ bei 151 lag. Um den Effekt
497 auszugleichen, dass Lehrer möglicherweise
498 einige Schüler oder Schülerinnen nicht
499 nannten, obwohl deren IQ jenseits von
500 135 lag (was tatsächlich in 10 bis 25 %
501 der Fälle zutraf), wurden gesonderte Rei-

502 henuntersuchungen mit allen Angehörigen
503 von Schulklassen durchgeführt und die
504 Testbesten ebenso in die Stichprobe aufge-
505 nommen wie Geschwister der von den Leh-
506 rern benannten Kinder. Dadurch umfasste
507 die Ausgangsstichprobe letztlich 1528 Kin-
508 der im Alter zwischen 3 und 19 Jahren
509 (Mittel um 11 Jahre).

510 Der Testintelligenz nach handelt es sich
511 dabei um das oberste ein Prozent der Vertei-
512 lung. Seit der ersten Erhebung (Terman, 1925)
513 ist in weiteren fünf Büchern über die in
514 verschiedenen Lebensabschnitten bei diesen
515 Personen festgestellten Besonderheiten be-
516 richtet worden (Burks et al., 1930; Terman &
517 Oden, 1947, 1959; Oden, 1968; Holahan
518 et al., 1995). Eine kritische Würdigung der
519 Terman-Studie gibt Sears (1984).

520 Nur in stark komprimierter Form sei
521 nachfolgend das Wichtigste referiert: Schon
522 in der Kindheit übertrafen die Begabten in
523 Größe und Gewicht ihre Alterskameraden,
524 hatten frühzeitig Gehen und Sprechen gelernt
525 sowie schneller die Pubertät erreicht. Im
526 Weiteren zeigten sie – entgegen weit verbrei-
527 tetem Vorurteil – eine niedrigere Rate an
528 physischen und psychischen Auffälligkeiten.
529 Während der Schulzeit waren sie nach
530 Lehrermeinung ihren Klassenkameraden
531 nicht nur in intellektueller, sondern auch in
532 emotionaler, motivationaler und interessen-
533 mäßiger Hinsicht überlegen (ein Befund im
534 Übrigen, der in derselben Weise auch im
535 Marburger Hochbegabten-Projekt erhoben
536 wurde, s. Freund-Braier, 2000); lediglich im
537 sozialen Bereich bestanden keine Besonder-
538 heiten. Die relative Häufigkeit von College-
539 besuchen und erfolgreichem Abschluss lag spä-
540 ter ebenso weit über dem Mittel wie die Zahl
541 der erworbenen Doktorgrade. Die von den
542 Männern ausgeübten Berufe waren meist
543 Richter oder Rechtsanwalt, Universitätspro-
544 fessor, Ingenieur und Arzt einerseits, Mana-

545 ger in Industrie, Finanzverwaltung und Ver-
546 sicherungswesen andererseits. Von den etwa
547 zur Hälfte vollberuflich tätigen Frauen waren
548 die meisten Lehrerinnen.

549 Auf die gegenüber dem Durchschnitt her-
550 abgesetzte Rate von Unfällen, Alkoholismus
551 und Delinquenz sei nur hingewiesen. Da-
552 gegen muss erwähnt werden, dass schon
553 Ende der 1950er Jahre die Mitglieder der
554 Gruppe 60 Bücher und 2000 technische wie
555 wissenschaftliche Aufsätze geschrieben und
556 230 bezahlte Patente erworben hatten. Dar-
557 über hinaus lagen 33 Novellen, 365 Kurzge-
558 schichten und 265 Artikel gemischten Inhalts
559 vor. Entsprechend war die Repräsentanz
560 der Begabten in »American Men of Sci-
561 ence«, »Directory of American Scholars«
562 und »Who's Who in America« überzufällig
563 hoch – eine zweifellos überaus imponierende
564 Bilanz, auch wenn streng genommen eine
565 Kontrollgruppe normal begabter Personen
566 nicht ebenfalls kontinuierlich begleitet wurde
567 und die Absicht, den Probanden nichts über
568 ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Extrem-
569 begabten mitzuteilen, sicher nicht eingehal-
570 ten werden konnte.

571 Ungeachtet dieser beiden methodischen
572 Einwände sprechen die Befunde nachdrück-
573 lich dafür, dass Allgemeine Intelligenz für
574 sich ein sehr bedeutender, wenn nicht der
575 erklärungs mächtigste Prädiktor späteren
576 relativen Erfolges in schulischen und beruf-
577 lichen Belangen sowie Situationen des All-
578 tagslebens ist. In welche Richtung die Ent-
579 wicklung jedes Einzelnen beeinflusst wird,
580 ist damit zwar nicht vorherzusagen; dafür
581 könnten Interessen- und Persönlichkeitsva-
582 riablen von Nutzen sein (s. unten). Aber das
583 Ausmaß der sich manifestierenden Leistun-
584 gen scheint über viele verschiedene Tätigkei-
585 ten und Berufe hinweg in gewissen Grenzen
586 prognostizierbar zu sein – ein Anlass für
587 Terman (1954), die transsituative Konsistenz

588 auf den Einfluss von Spearmans g zurückzu-
589 führen.

590 Allgemeine Intelligenz steht jenseits von
591 Leistungs- und Erfolgsmaßen noch mit zahl-
592 reichen weiteren Variablen von hoher sozia-
593 ler Bedeutung in Beziehung. So liegen mitt-
594 lerweise mehrere Nachuntersuchungen an
595 der repräsentativen und sehr umfangreichen
596 Stichprobe von schottischen Kindern vor
597 (s. Abschn. 4.4). Eines der Ergebnisse geht
598 dahin, dass die Frauen, die bis zum mittleren
599 Erwachsenenalter geheiratet hatten, als Kind
600 einen niedrigeren IQ aufwiesen als diejeni-
601 gen, die bis dahin niemals verheiratet waren.
602 Bei den Männern waren die Verhältnisse
603 umgekehrt (Taylor et al., 2005). Breiter noch
604 ist das Spektrum des erfassten Sozialverhal-
605 tens in der »National Longitudinal Study of
606 Youth« in den USA. Dort wird seit 1990 eine
607 Repräsentativ zusammengesetzte Stichprobe
608 von mehr als 11800 jungen Erwachsenen
609 wiederkehrend untersucht. Nach dem rech-
610 nerischen Konstanthalten von Alter und
611 sozioökonomischem Status zeigte sich, dass
612 der in fünf Kategorien klassifizierte IQ der
613 Probanden mit Bildungsabschlüssen und
614 Mittelstandswerten korrelierten. Ein niedriger
615 IQ ging gehäuft mit Armut, Schulabbruch,
616 Empfang von Wohlfahrt, unehelicher Eltern-
617 schaft oder Kontakt mit den Justizbehörden
618 einher (s. die darauf gerichtete Analyse bei
619 Herrnstein& Murray, 1994).

620 Andere Studien haben aufgezeigt, dass
621 niedrige Intelligenz zudem mit Unfallraten
622 und Mortalität korrelierte, insbesondere aber
623 mit Belastung an offiziell registrierter und
624 auch selbstberichteter Kriminalität. Dabei
625 tritt der letztere Effekt innerhalb der Familien
626 und zwischen den Geschlechtern ein. Die
627 Delinquenten sind also weniger intelligent als
628 ihre Geschwister, was einen Einfluss von
629 Seiten sozioökonomischer Faktoren unwahr-
630 scheinlich macht. Die Wirkung der niedrigen

631 Intelligenz entfaltet sich vermutlich über
632 vermittelnde Faktoren wie erfahrener Miss-
633 Erfolg, soziale Abwertung, Verengung von
634 Handlungsoptionen und Berufsmöglichkei-
635 ten oder auch Frustrationsintoleranz und
636 mangelnder Zukunftsorientierung (zu weite-
637 ren befunden s. Jensen, 1998). In der Studie
638 von Deary und Der (2005) blieb die Korre-
639 lation von niedrigem IQ und frühzeitiger
640 Mortalität auch nach der Kontrolle von
641 elterlicher Ausbildung, eigener Berufstätig-
642 keit und Rauchen erhalten, verschwand je-
643 doch beim Herauspartialisieren der Reak-
644 tionsgeschwindigkeit, weshalb die Autoren
645 die Verbindung zwischen niedriger kogniti-
646 ver Fähigkeit und frühzeitigem Tod in einer
647 verminderten Effizienz der Informationsver-
648 arbeitung sehen. (S. 218-220)

10.3 Abbildungsverzeichnis

Abbildungen entnommen aus:

Stemmler, Gerhard, Hagemann, Dirk, Amelang, Manfred, Spinath, Frank M. (2016).
Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung (8., überarbeitete Aufl).
Stuttgart: Kohlhammer.

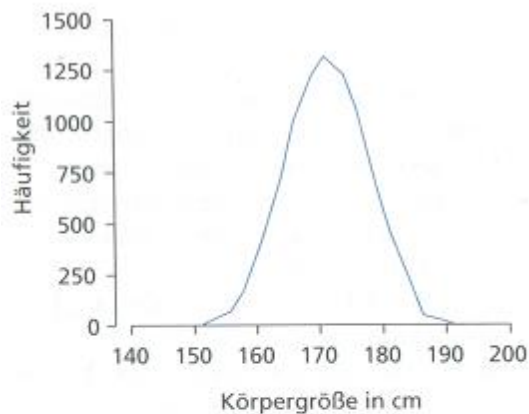


Abb. 1.1: Verteilung der Körpergröße von 8585 Personen englischer Herkunft (nach Yule & Kendall, 1950, S. 95). Die Mehrzahl der in der Stichprobe erfassten Personen zeigte mithin eine Körpergröße zwischen etwa 165 und 175 cm. Der mittlere Wert von ca. 170 cm wurde am häufigsten beobachtet. Extremere Werte in beiden Richtungen kamen immer seltener vor, bis schließlich in den Ausprägungskategorien unterhalb 144 und oberhalb 195 cm überhaupt keine Personen mehr vorzufinden waren.

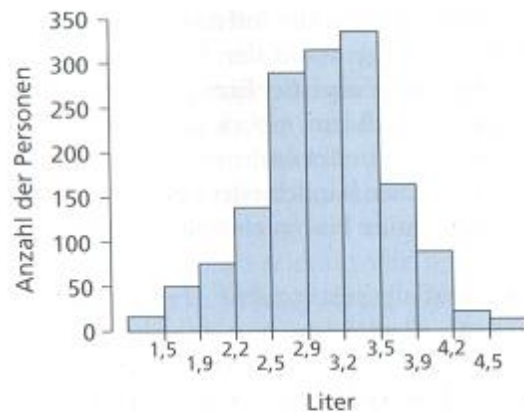


Abb. 1.2: Histogramm für die Häufigkeitsverteilung der Vitalkapazität (in Litern) bei einer Stichprobe von 1491 Soldaten mit einer Körpergröße um 170 cm.

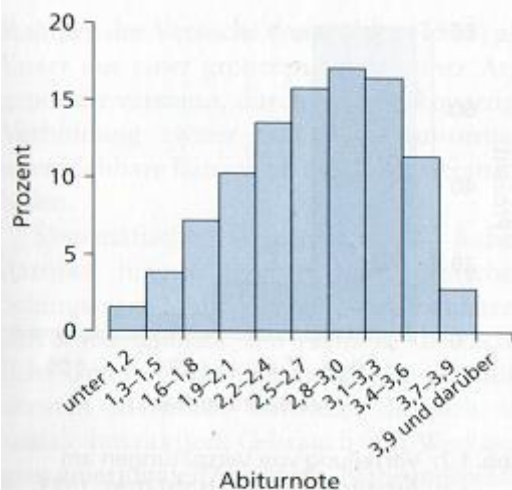


Abb. 1.3: Histogramm für die Häufigkeitsverteilung der Abiturdurchschnittsnoten ($N = 219\,826$) in 15 Bundesländern in Deutschland im Jahr 2004.

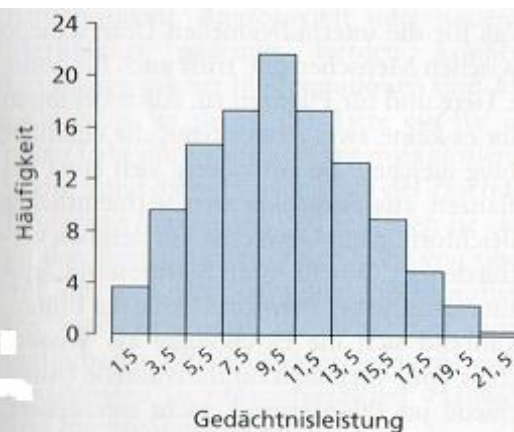


Abb. 1.4: Histogramm für die Häufigkeitsverteilung eines Gedächtnismaßes (Anzahl richtig erinnelter Details eines Textes) in einer Stichprobe von 1161 Studierenden.

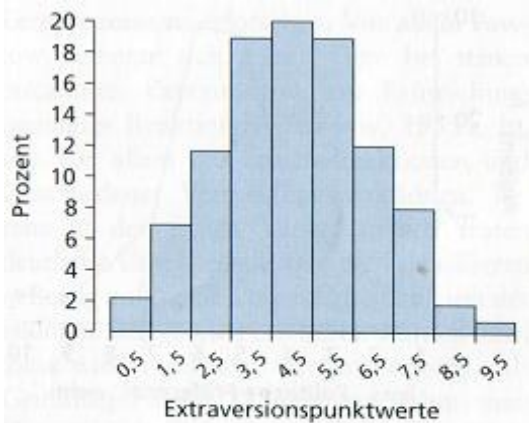


Abb. 1.5: Histogramm für die Häufigkeitsverteilung der Extraversions-/Introversionspunktwerte (hohe Punktwerte bedeuten Extraversion) in einer Stichprobe von 1000 Soldaten (nach Eysenck, 1947).

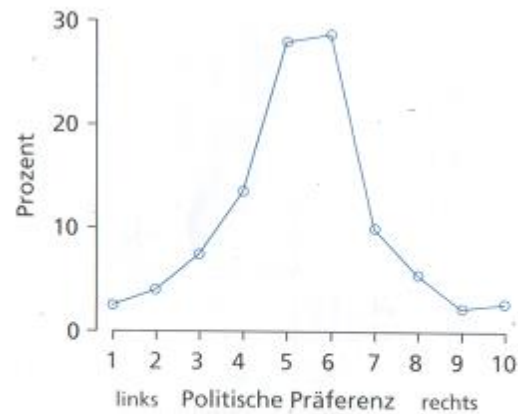


Abb. 1.6: Die Links-Rechts-Selbsteinstufung der Wahlberechtigten in Hessen (nach Klingemann & Pappi, 1972, S. 42).

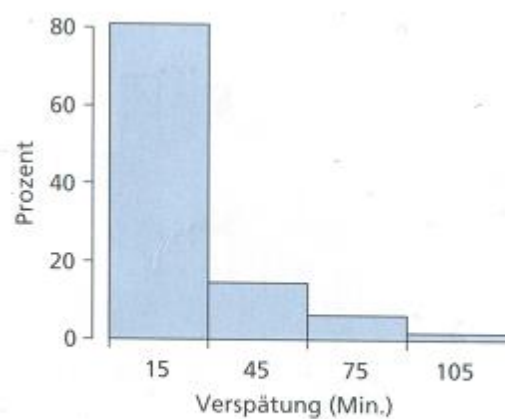


Abb. 1.7: Verteilung von Verspätungen am Arbeitsplatz (nach Hofstätter, 1973, S. 67).

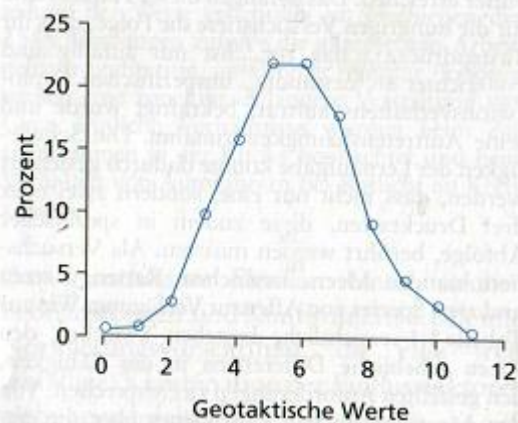


Abb. 1.8: Verteilung der geotaktischen Reaktionswerte für Tauflegen (nach Hirsch, 1959).

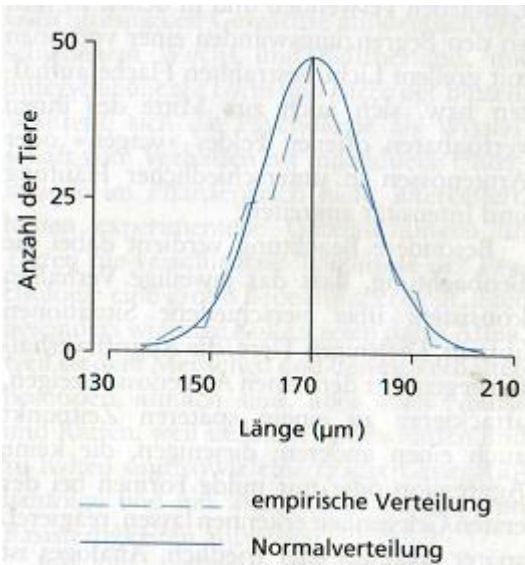


Abb. 1.9: Verteilung der Längen von 300 Paramecien aus einer Zucht (Nachkommen eines einzigen Tieres; nach Kühn, 1961, S. 24).

10.4 Abstract (Deutsch)

In dieser Masterarbeit stehen die gegenwärtige psychologische Intelligenzforschung und die darauf aufruhende Intelligenzdiagnostik im Fokus. Zunächst erfolgt eine theoretische Bezugnahme zu Michel Foucaults Arbeiten über Disziplinar- und Normalisierungsmacht.. Danach erfolgt eine geschichtliche Auseinandersetzung mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der psychologischen Intelligenzforschung. Daran anschließend wird eine kritische Diskursanalyse von Lehrbüchern der Differenziellen Psychologie durchgeführt, die in das Thema Intelligenzforschung einführen und gegenwärtig an österreichischen Universitäten als Lehrmaterial Verwendung finden. Leitende Frage sind hierbei: Welcher Begriff von Intelligenz wird plausibel gemacht? Wie wird anhand von Intelligenzforschung eine Hierarchisierung von Individuen entlang einer Rangreihung möglich? Welche politischen Implikationen haben diese Ideen? Anhand der Diskursanalyse wird aufgezeigt, dass die gegenwärtige Intelligenzforschung auf der Vorstellung einer Beschaffenheit von Intelligenz in Analogie zu physikalischen Körpern beruht. Konstruktbildung und Operationalisierung erschaffen ein „Objekt“ Intelligenz, in dessen Konzeption hineingelegt wird, dass es im Rahmen der Vermessung zu einer Vergleichbarkeit und hierarchischen Anordnung von Menschen kommen muss. Der Intelligenzbegriff wird hierbei nicht abschließend definiert, tendenziell aber auf einen zweckrationalen Gebrauch von Kognition im schulischen und akademischen Bereich verengt. Hinsichtlich der Modellbildung findet sich innerhalb der Intelligenzforschung eine Fürsprache in Bezug auf die Existenz eines Generalfaktors der Intelligenz. Es wird aufgezeigt, dass der Generalfaktor die Basis für meritokratische Argumente darstellt, durch die soziale Ungleichheit auf Intelligenzunterschiede zurückgeführt wird, wobei der Blick unter Ausblendung sozialpolitischer Faktoren auf das Individuum geleitet wird. Anhand der Analyseergebnisse wird die Neutralität der psychologischen Forschung in Frage gestellt und gezeigt, dass Intelligenzforschung eine sozialadministrative Funktion zur Verwaltung und Normalisierung von Individuen erfüllt, wie auch eine Stützung und Naturalisierung sozialer Ungleichheit ermöglicht.

10.5 Abstract (English)

This thesis deals with the current psychological intelligence research and intelligence testing. The thesis refers to the theoretical works of Michel Foucault, mainly his concepts towards the discipline and normalisation power. In a second step follows a reconstruction of the historical emergence and development of intelligence research. A critical discourse analysis of textbooks from the field of differential psychology is conducted. The following questions were guiding the analysis: Which concept of intelligence is made reasonable? How does intelligence testing allow for a hierarchization of individuals within a ranking order? What kinds of political implications are imparted through intelligence testing? It is shown, that the current intelligence research is based on an analogy between the measurability of physical objects and mental abilities. The construction and operationalization is suitable to “create” intelligence as an object that enables us to measure, compare and to locate people within a hierarchization. It is shown, that the intelligence definition is mainly based on a reduction towards cognitive abilities in the context of school and the academic field. Concerning current intelligence models there is a preference towards those models that implicate a general factor of intelligence. It is made clear, that the general factor is the precondition for meritocratic strategies of legitimation concerning social inequality, which now can be explained as the effect of different amounts of intelligence. Current intelligence research focuses on the individual person, which leads to a masking of the influence of social and economic factors. Based on the results the neutrality of psychological research is put into question and it is shown, that intelligence research and -testing serve as a social-administrative tool and are created around this function of administration through statistical normalisation. It is also shown, that intelligence testing serves as a way of upholding and naturalising social inequality.

